A. lat. b.
630.

Cicero

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

<36618156900010

S

<36618156900010

Bayer. Staatsbibliothek

Marcus Tullius Cicero
von den
Pflichten
aus der Urschrift übersetzt
mit philologisch critischen Anmerkungen
von
Joh. Jakob Hottinger.

Zweyte Ausgabe;
durchgesehen
von
J. H. Bremi.

Nebst einer Denkrede auf den Uebersetzer.

Zürich.
Bey Ziegler und Söhnen. 1820.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorrede.

Eine neue Uebersetzung der Bücher von den Pflichten hat, seit dem uns Garve eine nicht nur lesbare, sondern in gewisser Rücksicht vortreffliche Uebersetzung dieses Werkes geliefert hat, auch nach meinem Urtheile, aufgehört, ein eigentliches Bedürfniß unserer Literatur zu seyn. Schwerlich würde ich also mich zu dieser Arbeit entschlossen haben, wenn ich nicht dazu eine besondere Veranlassung in meinem Amte gefunden hätte. Die Erklärung dieser Bücher war ehemahls meinen öffentlichen Lehrstunden angewiesen; und so entstand, anfangs auch ohne Hinsicht auf öffentliche Bekanntmachung, diese Uebersetzung, gerade so wie vor zwölf Jahren die Uebersetzung der Bücher von der Divination.

Eine Arbeit für kein eigentliches Bedürfniß halten, ist etwas anderes, als sie für überflüssig oder unnütz erklären. Wenn ich von der meinigen so dächte, so müßte ich mich schämen, das Publicum damit zu belästigen. Allein wenn ich glaube, daß Garve sehr viel geleistet habe, so muß ich darum nicht auch glauben, daß er alles geleistet habe — so wenig als ich es, ohne Eigendünkel, von mir selbst glauben kann. Ich brauche nicht einmahl zu meiner Rechtfertigung zu glauben, daß ich mehr geleistet habe, als er. Jeder kann seine vorzügliche, und seine schwächere Seite haben. Ich würde meinen Entschluß bereuen, wenn das Urtheil meistens gegen mich fiele.

Wenn ich von der Vergleichung beyder Uebersetzungen mir einigen Genuß für den Liebhaber und Kenner, und für den Studieren-

den Unterricht verspreche, so hoffe ich auch einen kleinen Gewinn für das Original. Die Abweichung von dem Sinne der Garvischen Uebersetzung, und die Rechtfertigung der meinigen, hat öftere critische Erörterungen veranlasset, wodurch ich verschiedene Stellen mehr beleuchtet, und auch zuweilen den Text berichtiget zu haben glaube. Ich habe mich dabey auf das Nothwendige einzuschränken gesucht. Alles zu rügen, was gerügt werden konnte, war weder nöthig, noch auch möglich, wenn ich mir nicht den Vorwurf einer unzeitigen Tadelsucht zuziehen wollte, welchen nicht zu verdienen ich mir sehr wohl bewußt bin. Vielleicht findet man so schon den Ton meiner Anmerkungen hin und wieder zu polemisch. Allein dafür kann ich nichts. Jeder Mensch hat seinen Ton; und es ist billig, daß man ihm diesen lasse, so lange

dabey weder der Wohlstand verletzt, noch dem Charakter und den Verdiensten der Person zu nahe getreten wird. Ich hoffe mit keinem Worte, der Hochachtung für meinen edeln Vorgänger Eintrag gethan zu haben, zu welcher ich mich von Herzen bekenne.

Eine Arbeit kann übrigens zu einem gewissen Zwecke sehr wohl taugen, ohne der Bekanntmachung sonderlich würdig zu seyn. Um es zu werden, bedurfte die meinige einer durchgängigen Revision. Allein meine Lage begünstigte diese nicht. Wenn es zu einer neuen Auflage kommen sollte, so werde ich mein Mögliches thun, um sie der Vollkommenheit einige Schritte näher zu bringen.

Vorwort zur neuen Auflage.

Unstreitig hätte der Uebersetzer das gethane Versprechen einer durchgängigen Revision gewissenhaft erfüllt, wäre er nicht in eine bessere Welt versetzt. In einem andern Falle befindet sich der Schüler und Freund, welchem die Besorgung dieser neuen Ausgabe aufgetragen wurde. Für ihn erforderte es die Pflicht, so wenig als möglich zu ändern; nur da zu ändern, wo er die feste Ueberzeugung hatte, die Aenderung würde von dem geschiedenen Lehrer und Freund selbst getroffen worden seyn. In problematischen Fällen darf durchaus keine Aenderung vorgenommen, sondern die frühere Ansicht des Ver-

storbenen soll gewissenhaft respectirt werden. Dieß habe ich redlich gethan, hingegen mich um die möglichste Correctheit des Druckes und der Schreibart bemühet. Möge auch durch diese neue Auflage das Andenken des hochverdienten Mannes und das Bestreben, seinen Vorzügen nachzueifern, lebendig und rege erhalten werden!

Zürich, den 17. Junius, 1820.

Von den Pflichten.

Erstes Buch.

1. Zwar hast du, mein Sohn, bereits ein ganzes Jahr den Cratippus, und das zu Athen, angehört; und so wohl die großen Verdienste eines Lehrers, der durch Wissenschaft dich bereichern, als auch der Ruhm einer Stadt, die durch Beyspiele dich bilden kann, lassen mich nicht zweifeln, daß du dir einen reichen Vorrath an philosophischen Grundsätzen und Lebensregeln gesammelt habest. Da ich indessen das Studium der Griechischen und der Lateinischen Sprache, und zwar nicht bloß beym Philosophiren, sondern auch bey meinen rednerischen Uebungen, mit Vortheil stets verbunden habe, so rathe ich auch dir, das Nähmliche zu thun, um in beyden Sprachen dir eine gleiche Stärke zu erwerben. Zur Erreichung dieses Zweckes hoffe ich meinen Landsleuten eine nicht unbeträchtliche Beyhülfe geleistet zu haben. Und in der That glauben nicht bloß solche Leser, welche mit der Griechischen Literatur unbekannt sind, sondern auch gebildete Männer, durch meine Schriften eben so wohl an Einsichten, als am Ausdrucke, nicht wenig gewonnen zu haben. Du magst also immer noch fortfahren, von dem größten Weltweisen unsers Zeitalters zu lernen, und zwar so lange zu lernen, als du Lust hast — und Lust solltest du so lange haben, als du mit deinen Fortschritten zufrieden

seyn kannst — allein durch die Lesung meiner Schriften, wobey das Urtheil von den Sachen selbst dir völlig unbenommen bleibt, und die von den Lehrmeinungen der Peripatetiker, welche eben so wohl, als wir Academiker, Schüler des Sokrates und Plato heißen wollen, wenig abweichen — durch die Lesung meiner Schriften, sage ich, wirst du an Sprachfülle im Lateinischen unstreitig gewinnen. Ich hoffe nicht, daß mir jemand diese Aeußerung als Stolz mißdeuten werde. Denn so wie ich an philosophischen Einsichten den Vorrang vielen willig einräume, so glaube ich hingegen, auf dasjenige, was den Redner eigentlich ausmacht, und worauf ich mein ganzes Leben verwendet habe, auf das Verdienst eines den Gegenständen angemessenen, lichtvollen und geschmückten Vortrages, ohne mich zu vermessen, Anspruch machen zu dürfen. Ich wünsche also recht sehr, mein Sohn, daß du nicht allein meine Reden, sondern auch meine philosophischen Schriften, welche beynahe schon zu dem Umfange der erstern heran gewachsen sind, fleißig lesen mögest. Zwar herrscht in jenen mehr Feuer und Nachdruck; indeß darf auch diese Art des gleichfließenden und gemäßigten Vortrages von dir nicht vernachlässiget werden. Und hier muß ich bemerken, daß es, so viel mir bekannt ist, noch keinem Griechen bisher gelungen, sich in beyden Gattungen hervor zu thun, und so wohl die gerichtliche Beredsamkeit, als auch den ruhigen Vortrag des philosophischen Forschers mit Glück zu bearbeiten; es wäre denn etwa, daß man dieses Verdienst dem Deme-

trius von Phalera zugestehen könnte, einem feinen Denker, der aber kein feuriger, jedoch ein anmuthsvoller Redner ist, in welchem man den Schüler des Theophrastus erkennen mag. Wie weit ich es in beyden Gattungen gebracht habe, davon mögen andere urtheilen; so viel ist gewiß, daß ich mich um beyde bemüht habe. Nach meinem Urtheile würde dem Plato, als Staatsredner, wenn er sich auf diese Gattung hätte legen wollen, aller Nachdruck und Reichthum der Rede zu Gebothe gestanden seyn; so wie dem Demosthenes ein blühender und reizender Vortrag, wenn er mit den ihm von Plato beygebrachten Kenntnissen sich hätte befassen und sie bearbeiten wollen. Und dieß ist auch mein Urtheil von Aristoteles und Isocrates; deren der eine wie der andere sich auf seine Gattung eingeschränkt, und die andere hintan gesetzt hat.

2. Da ich übrigens beschlossen hatte, für ein Mahl etwas, und künftig noch mehreres, zu deinem Unterrichte zu schreiben, so fand ich für gut, den Anfang mit einem Gegenstande zu machen, welcher so wohl deiner Jugend als meinem Charakter am angemessensten ist. In der That scheint mir unter den vielen wichtigen und nützlichen Materien, welche von den Weltweisen gründlich und ausführlich abgehandelt worden sind, dasjenige, was sie uns über die Pflichten vorgetragen haben, von dem ausgebreitetesten Nutzen zu seyn. Denn keine Lage des menschlichen Lebens, weder in öffentlichen noch in häuslichen, weder in bürgerlichen noch in Privat-Angelegen-

heiten, weder wenn wir für uns allein, noch wenn wir im Verkehr mit andern handeln, läßt sich ohne Pflichten gedenken, und die Erfüllung oder Vernachlässigung derselben ist es einzig, was den moralischen Werth oder Unwerth des Menschen ausmacht. Auch ist dieses eine Untersuchung, mit welcher sich alle Weltweisen abgeben. Denn wer darf es wagen, Anspruch auf diesen Nahmen zu machen, ohne jemahls moralische Vorschriften gegeben zu haben? Inzwischen gibt es einige philosophische Schulen, welche durch ihre Begriffe vom höchsten Uebel die Lehre von den Pflichten gänzlich untergraben. Denn wer vom höchsten Gute die Tugend ausschließt; wer nicht die Moralität, sondern das Interesse, zum Maßstabe von jenem macht: der kann, wenn er seinen Grundsätzen getreu bleibt, und nicht etwa zuweilen von seinem natürlichen Gefühle besiegt wird, weder die Pflichten der Freundschaft, noch der Gerechtigkeit, noch der Freygebigkeit ausüben. Eben so wenig kann derjenige, welcher den Schmerz für das größte Uebel hält, tapfer, noch, wer das höchste Gut in dem sinnlichen Vergnügen setzt, mäßig seyn. Dieß habe ich an einem andern Orte gezeigt, wiewohl die Sache an sich so klar ist, daß sie keiner weitern Entwickelung bedarf. Jene Schulen also können, wofern sie von ihren Grundsätzen nicht abweichen wollen, von den Pflichten nicht handeln. Ueberhaupt lassen sich von keinen Weltweisen sichere, bestimmte, und der Natur des Menschen angemessene Vorschriften von den Pflichten erwarten, als von denjenigen, welche das moralisch

Gute für das einzige, oder doch für das höchste, von allem andern unabhängige Gut erklären. Sonach fällt diese Untersuchung ausschließend den Stoikern, Academikern und Peripatetikern heim. Denn was das System eines Aristo, Pyrrho und Herillus betrifft, so ist dieses schon lange der allgemeinen Verachtung Preis gegeben. Dennoch würden auch sie berechtiget seyn, von den Pflichten zu sprechen, wofern sie nur den äußern Dingen einen Werth gelassen hätten, um daher die Pflichten ableiten zu können. Ich werde also für dieß Mahl und in dieser Untersuchung vornehmlich den Stoikern folgen: das heißt, ich werde sie nicht ausschreiben, sondern nach meiner Gewohnheit, mit eigener Prüfung, und nach Gutbefinden, so viel, und wie ich es nöthig finden werde, aus ihren Quellen schöpfen. Und hier muß ich, da ich in meiner ganzen Abhandlung einzig von den Pflichten zu reden habe, zum voraus bestimmen, was ich unter Pflichten verstehe: eine Vorsicht, welche Panätius zu meiner Verwunderung außer Acht gelassen hat. Denn jede gründliche Untersuchung soll von der Erklärung ihres Gegenstandes ausgehen, damit man wisse, wovon die Rede sey.

3. Die Abhandlung von den Pflichten zerfällt in zwey Haupttheile. Der eine besteht in der Bestimmung des höchsten Gutes. Der andere beschäftiget sich mit den Vorschriften, nach welchen wir uns in jedem Verhältnisse des Lebens zu richten haben. In dem erstern Hauptstücke kommen folgende und ähnliche Fragen vor: ob alle Pflichten vollkommene Pflichten, und ob die einen

wichtiger seyn als die andern. Derjenige Haupttheil, welcher sich mit den Vorschriften befaßt, scheint zwar mehr praktisch zu seyn; indeß steht auch dieser mit der Lehre vom höchsten Gut in einer, wiewohl weniger in die Augen fallenden, Beziehung; und dieser ist es, welchen ich in diesen Büchern abzuhandeln gedenke. In jenem erstern Hauptheile werden die Pflichten in zwey Classen abgetheilt. Es gibt mittlere Pflichten, und gibt vollkommene Pflichten. Die vollkommene Pflicht werde ich auch die regelmäßige, was die Griechen κατόρθωμα heißen, die mittlere hingegen auch die gemeinsame nennen können; die Griechen heißen sie καθῆκον. Die Erklärungen, welche sie von beyden geben, sind folgende. Die vollkommene Pflicht, sagen sie, sey eine regelmäßige Handlung; die mittlere eine Handlung, für welche sich annehmliche Gründe angeben lassen. — Was nun die Betrachtungen anbelangt, welche jeder pflichtmäßigen Handlung voran gehen müssen, so sind diese nach dem Panätius von dreyfacher Art. Entweder überlegt man, ob dasjenige, worüber wir mit uns selbst zu Rathe gehen, moralisch gut oder böse sey: eine Betrachtung, bey welcher oft unser Geist zwischen entgegenstehenden Meinungen hin und her schwankt — oder aber, man untersucht und erwägt eine Handlung von Seite ihres Einflusses auf die Bequemlichkeiten und Vergnügen des Lebens, auf unsere ökonomische Lage, auf Verbindungen mit Freunden und Clienten, auf Macht und alles das, womit wir uns selbst oder den Unsrigen nützen können. Und diese Untersuchung schränkt sich einzig auf

die Rubrik des Nützlichen ein. Die dritte Art von Betrachtung tritt dannzumahl ein, wenn das moralisch Gute mit dem Nützlichen zu collidiren scheint. Und hier geschieht es nun oft, daß, indem von der einen Seite der Nutzen uns zu sich hinreißt, von der andern die Moralität uns zurück ruft, unser Geist mit sich selbst in Zwiespalt geräth, und von entgegengesetzten Reflexionen beunruhiget wird. Bey dieser Abtheilung, ungeachtet bey jeder Abtheilnng jede Auslassung ein wesentlicher Fehler ist, werden zwey Stücke vermißt. Denn es kommt nicht immer nur in die Frage, ob eine Handlung sittlich gut oder böse, sondern auch zuweilen, welche von zwey guten Handlungen die bessere, deßgleichen, welche von zwey nützlichen die nützlichere sey. Folglich muß der Plan der Abhandlung, in welchem Panätius nur drey Theile gefunden hat, in fünf zerlegt werden. Zuerst habe ich von dem, was moralisch gut ist, und zwar in gedoppelter Rücksicht, hernach eben so von dem Nützlichen, und zuletzt von der Vergleichung beyder mit einander, zu sprechen.

4. Der erste Grundtrieb, welchen, um so weit zurück zu gehen, die Natur in alle lebendigen Wesen gelegt hat, geht auf die Selbsterhaltung, auf die Sorge für Leben und Körper, auf die Entfernung alles dessen, was uns nachtheilig seyn könnte, auf die Erwerbung und Herbeyschaffung der Bedürfnisse des Lebens, dergleichen Nahrungsmittel, Wohnung und andere solche Dinge mehr sind. Ein zweyter, ebenfalls allen Thieren gemeinschaftlicher Trieb ist der Trieb sich zu paaren, und sein Ge-

schlecht fortzupflanzen, nebst einer gewissen Wartung und Pflege der Jungen. Indeß findet sich zwischen dem Menschen und den übrigen Thieren darin ein wesentlicher Unterschied, daß die letztern, einzig von den sinnlichen Eindrücken geleitet, sich auf das, was gegenwärtig und ihnen zunächst ist, einschränken, ohne sich viel um das Vergangene oder Zukünftige zu bekümmern. Der Mensch hingegen ist mit Vernunft begabet. Vermittelst dieser sieht er die Folgen der Dinge, erkennt ihre Ursachen, bemerkt vorwärts und rückwärts ihre Verkettung, vergleicht die Aehnlichkeiten, knüpft das Zukünftige mit dem Gegenwärtigen zusammen; und eben dadurch wird es ihm leicht, den ganzen Plan seines Lebens zu überschauen, und in dieser Rücksicht alles, was er bedarf, sich zum voraus anzuschaffen. Eben diese Vernunft, welche den unterscheidenden Charakter des Menschen ausmacht, verbindet den Menschen mit seines Gleichen durch das Band der Sprache und des geselligen Lebens, flößt ihm eine ausgezeichnete Neigung für diejenigen ein, welche er erzeugt hat, und erregt in ihm das Verlangen, gesellschaftliche Verbindungen und Zusammenkünfte gestiftet zu sehen, und selbst daran Theil zu nehmen. Eine Folge davon ist das Bestreben, nicht nur für sich allein, sondern auch für Gattinn, Kinder, und alle die, welche ihm theuer sind, und für die er zu sorgen hat, einen hinlänglichen Vorrath von Lebensmitteln und allen Bedürfnissen und Bequemlichkeiten herbey zu schaffen. Diese Sorge ist es auch, welche seinem Geiste einen höhern

Schwung gibt, und ihn mit Macht zur Thätigkeit spornt. — Ein anderer auffallender Zug in dem eigenthümlichen Charakter des Menschen besteht in dem Triebe nach Erkenntniß, und Erforschung der Wahrheit. Dieser äußert sich dannzumahl, wenn wir von den Beschäftigungen und Sorgen für die Bedürfnisse des Lebens frey sind, durch ein Verlangen, immer etwas zu sehen, zu vernehmen, zu lernen. Alsdann scheint uns die Untersuchung verborgener und merkwürdiger Gegenstände nothwendige Bedingung eines glückseligen Lebens zu seyn. Hieraus ergibt es sich, daß auch Wahrheit, Einfalt und Lauterkeit in dem Charakter, der Natur des Menschen vorzüglich angemessen sey. — An die Begierde nach Erforschung der Wahrheit schließt sich unmittelbar der Trieb nach Unabhängigkeit an, vermöge dessen kein von der Natur unverwahrloster Mensch einem andern gern gehorchen wird, als dem, der ihn durch Vorstellungen und Gründe belehrt, oder um des allgemeinen Besten willen eine gerechte und gesetzmäßige Herrschaft ausübt. Eben dieser Trieb ist es, welcher Seelengröße und Geringschätzung aller äußern Dinge erzeugt. — Ferner zeigt sich der vernünftige Charakter des Menschen darin, daß er unter allen belebten Wesen das einzige ist, welches Gefühl für Ordnung, Schicklichkeit und Vernunftmäßigkeit so wohl im Thun als im Reden hat. Selbst in Absicht auf die Gegenstände des Gesichtes ist kein anderes belebtes Geschöpf außer ihm für Schönheit, Reize, und Harmonie der Theile empfindlich. Diese Begriffe nun

trägt er, als ein vernünftiges Wesen, durch die Analogie von den Augen auf den Verstand über, und glaubt, Schönheit, Uebereinstimmung und Ordnung in Gesinnungen und Handlungen weit genauer befolgen, alles Unschickliche und Unmännliche in seinem Betragen weit sorgfältiger vermeiden, und in allem seinem Denken und Thun sich vor jeder Regellosigkeit hüthen zu müssen. Dieß sind nun die Bestandtheile, welche zusammen genommen das moralisch Schöne und Gute, dessen Ursprung ich hier aufgesucht habe, ausmachen; — und schön wird dieses immer bleiben, wenn es auch dafür nicht anerkannt; alles Beyfalls würdig, wenn es auch von keinem Menschen gelobt würde.

5. Bis hierher, mein lieber Marcus, habe ich dir den Umriß, und, so zu sagen, das Bild des moralisch Schönen und Guten dargestellt. Wäre dieses unserm körperlichen Auge sichtbar, so würde es uns, wie Plato sagt, mit der leidenschaftlichsten Liebe für die Tugend entflammen. — Dem Gesagten zu Folge entspringt die Moralität unserer Handlungen aus einer der vier folgenden Quellen. Entweder liegt sie in der Erkenntniß der Wahrheit, und der daraus entstehenden Geschicklichkeit; oder in der Beobachtung der gesellschaftlichen Pflichten, in der Schonung des Eigenthums, und der gewissenhaften Erfüllung der Verkommnisse; oder in der Erhabenheit, Stärke und unbesiegten Festigkeit des Geistes; oder in der Regelmäßigkeit und Beschränkung aller unserer Handlungen und Reden, wodurch die Tugend der Mäßigung und der Selbst-

beherrschung sich äußert. Wiewohl nun alle diese vier Stücke in Verbindung stehen, und, so zu sagen, in einander verflochten sind, so entspringen doch aus jedem derselben besondere Gattungen von Pflichten. Aus dem ersten Stücke der gemachten Eintheilung, welches die Weisheit oder die Klugheit enthält, fließt, zum Beyspiel, die Pflicht der Erforschung und Untersuchung der Wahrheit, welche die eigenthümliche Beschäftigung dieser Tugend ist. Denn je mehr einer im Stande ist, in einer Vorstellung das Wahre zu entdecken, je scharfsinniger und schneller er die Gründe davon wahrnimmt und entwickelt, desto gegründetere Ansprüche kann er auf Weisheit und Einsichten machen. Wahrheit ist also der Gegenstand, mit welchem sich diese Tugend beschäftiget, und der Stoff, den sie bearbeitet. Die übrigen drey Tugenden beschäftigen sich mit den Bedürfnissen des Lebens, und mit Herbeyschaffung und Erhaltung derjenigen Dinge, von welchen das thätige Leben seine Nahrung hat. Der Zweck der Gerechtigkeit ist es, die gesellschaftliche Verbindung der Menschen unter einander aufrecht zu erhalten. Die Erhabenheit und Größe der Seele zeigt sich in dem Bestreben, uns selbst und den Unsrigen Macht, Ansehen und äußere Vortheile zu verschaffen, noch weit mehr aber in der Geringschätzung eben dieser Dinge. Endlich finden auch Regelmäßigkeit, Uebereinstimmung, Mäßigung und ähnliche Tugenden ihre Stelle da, wo vom Handeln, und nicht bloß von einer Speculation des Geistes die Rede ist. Denn eben dadurch, daß wir

Beschränkung und Regelmäßigkeit in den Geschäften des Lebens beobachten, wird sittliche Schönheit und Wohlanständigkeit erzielet.

6. Unter den vier Classen, welche nach meiner gemachten Eintheilung das Wesen des moralisch Guten ganz erschöpfen sollen, hat die erste, welche in der Erforschung der Wahrheit besteht, mit der Natur des Menschen die allgemeinste Beziehung. Denn wir alle fühlen in uns einen starken Trieb und Hang nach Erkenntniß und Wissenschaft; und von dieser Seite einen Vorzug besitzen, dünkt uns schön. Hingegen sehen wir Trug, Irrthum, Unwissenheit und Täuschung als ein wirkliches Uebel, und als etwas Schimpfliches an. In Ansehung dieser Gattung, welche, wie ich sagte, der Natur des Menschen so angemessen ist, hat man sich vor zwey Fehlern zu hüthen. Der eine ist, daß wir das Ungeprüfte nicht mit dem Geprüften verwechseln, noch im Urtheilen uns übereilen. Wer diesen Fehler zu vermeiden wünscht, (und wer sollte das nicht wollen?) der wird der Prüfung der Gegenstände die nöthige Zeit und Genauigkeit schenken. Der zweyte Fehler, dessen sich manche schuldig machen, besteht darin, daß sie zu viel Fleiß und Mühe auf dunkle, spitzfündige und unfruchtbare Untersuchungen verwenden. Wofern diese beyden Fehler vermieden werden, so verdient jede Arbeit, welche auf nützliche und wissenswürdige Gegenstände verwendet wird, allen Beyfall. So hat sich vormahls Cajus Sulpicius auf die Sternkunde gelegt; Sextus Pompejus gab sich, zu unserer Zeit, mit der Meß-

kunst ab; viele haben sich mit der Dialektik, und nicht wenige mit dem bürgerlichen Rechte beschäftiget. Alle diese Kenntnisse haben die Erforschung der Wahrheit zum Gegenstande; allein dadurch sich von einem thätigen Leben abhalten lassen, dieß ist wider die Pflicht. Denn das, was die Tugend verdienstliches hat, besteht ganz im Handeln. Inzwischen hat das thätige Leben auch seine Ruhepuncte, welche uns eine öftere Rückkehr zum Studieren verstatten; auch kann die rastlose Thätigkeit unsers Geistes, ohne den ausdrücklichen Vorsatz zu studieren, uns immer mit speculativen Betrachtungen unterhalten. — Uebrigens hat die Thätigkeit des denkenden Geistes einen zwiefachen Gegenstand. Entweder sind es Ueberlegungen, welche Beziehung auf Pflicht und ein glückseliges Leben haben; oder es sind speculative Betrachtungen über wissenschaftliche Gegenstände. — So viel von der ersten Quelle der Pflichten.

7. Von den übrigen drey Classen ist diejenige, welche die gesellschaftliche Verbindung der Menschen und die Bande des gemeinsamen Lebens betrifft, von dem weitesten Umfange. Diese Classe begreift zwey Pflichten in sich: die Gerechtigkeit, eine Tugend, welche mehr als jede andere in die Augen leuchtet, und um derentwillen man eigentlich nach dem Sprachgebrauch ein rechtschaffener Mann heißt; und die mit jener verwandte Wohlthätigkeit, welche sich auch Güte, oder Freygebigkeit nennen läßt. Die erste Pflicht der Gerechtigkeit ist diese, daß man niemanden, ohne vorher erlittenes Unrecht, schade;

die zweyte, daß man gemeinsame Güter als solche, und nur das Eigenthum als das Seinige behandle. Ein Eigenthum gibt es im Stande der Natur nicht. Es entsteht durch die erste Besitznehmung, da man sich in unbewohnten Gegenden niederließ; oder durch Siege, wenn man mit bewaffneter Hand ein Land eroberte; oder durch gesetzmäßige Vertheilung, Verträge, Vergleiche, und durchs Loos. So ist es gekommen, daß z. B. das Arpinische den Arpinaten, das Tusculanische den Tusculanern zugeeignet wird. Und eben diesen Ursprung hat auch das Eigenthum einzelner Personen. Da nun diejenigen Güter, welche nach der Natur gemeinsam waren, das Eigenthum einzelner Personen geworden sind, so soll jeder sich auf seinen Antheil einschränken. Jede weitere Anmaßung ist eine Verletzung der Rechte der menschlichen Gesellschaft. Da wir übrigens, wie Plato sehr schön sagt, nicht allein um unser selbst willen leben, sondern einen Theil unsers Daseyns dem Vaterlande, einen andern unsern Freunden schuldig sind; da, wie die Stoiker sagen, alle Producte der Erde zum Genusse der Menschen, und die Menschen selbst um der Menschen willen geschaffen sind, um sich, einer dem andern, zu nützen: so ist es unsere Pflicht, hierin die Natur nachzuahmen; zu dem allgemeinen Nutzen das Unsrige beyzutragen, durch gegenseitige Dienste, die wir so wohl leisten, als empfangen, durch Kunstfleiß, Thätigkeit und durch unser Vermögen das gesellschaftliche Band der Menschen unter einander zu knüpfen. — Die Grundlage der Gerechtigkeit ist Redlich-

keit: das ist, Zuverlässigkeit und Wahrheit unserer mündlichen Aeußerungen und Verkommnisse. Und hier sey es mir vergönnt, dem Beyspiele der Stoiker in Absicht ihrer etymologischen Nachforschungen zu folgen, und, wiewohl vielleicht manchem dieses ein wenig gezwungen scheinen möchte, zu glauben, daß das Wort fides von fieri abstamme, weil das, was man sagte, gethan wird. — Was nun die Ungerechtigkeit betrifft, so gibt es zwey Arten derselben. Die eine besteht in Thätlichkeiten; die andere begehen diejenigen, welche fremdem Unrecht, ob es gleich in ihrer Macht stände, nicht steuern. Wer nun durch Zorn, oder irgend eine andere Leidenschaft sich verleiten läßt, einen andern ungerechter Weise zu schädigen, der thut dadurch gewisser Maßen einen feindlichen Anfall auf seinen Verbündeten; und wer einen andern nicht vertheidiget, und einem Unrecht, wofern er es kann, sich nicht widersetzt, der ist eben so gut strafbar, als wenn er Eltern, Freunde oder Vaterland im Stich ließe. Nicht selten ist es Furcht, und die Besorgniß, selbst Schaden zu leiden, wofern man nicht seinem Gegner zuvor komme, welche die Menschen zu thätlichen und vorsetzlichen Ungerechtigkeiten verleitet. Am öftersten aber entstehen solche aus der Begierde, sich gewisse Vortheile zu verschaffen; und hierbey kommt in den meisten Fällen der Eigennutz ins Spiel.

8. Die Begierde nach Reichthum hat gewöhnlich entweder die Befriedigung der Bedürfnisse, oder das sinnliche Vergnügen zum Zwecke. Nur Männer von edlerer

Denkungsart streben nach dem Gelde, um dadurch Einfluß zu erhalten, und im Stande zu seyn, sich viele verbindlich zu machen. So sagte unlängst Marcus Crassus, wer eine der ersten Rollen im Staate spielen wolle, der sey nicht reich genug, wenn er nicht von seinen Einkünften ein Kriegsheer unterhalten könne. Andere suchen ihr Vergnügen in einem prächtigen Aufzug, in kostbaren Geräthen, und einer Lebensart, welche Geschmack und Ueberfluß verbindet: alles so viele Quellen einer unersättlichen Geldbegierde. An und für sich ist nun freylich die Vermehrung des Vermögens, in wie fern dadurch niemand gekränkt wird, gar nicht zu tadeln; nur hüthe man sich stets, andere dadurch zu beeinträchtigen. Am allermeisten sind diejenigen, welche sich von der Begierde nach Befehlshaberstellen, Würden, und äußerm Glanze beherrschen lassen, der Gefahr ausgesetzt, die Pflichten der Gerechtigkeit hintan zu setzen. Denn was Ennius sagt:

Wer ein Zepter führt,
Dem ist kein Band, und keine Zusag heilig,

das paßt eben nicht nur auf Könige. Denn bey jedem Vorzuge, welchen nicht mehrere besitzen können, pflegt der Wetteifer gewöhnlich so weit zu gehen, daß es ihm äußerst schwer wird, die Pflichten der Gesellschaft nicht zu verletzen. Ein ganz neuliches Beyspiel hiervon ist der Wahnsinn des Cajus Cäsar, welcher der Alleinherrschaft zu Liebe, die er sich thörichter Weise in den Kopf gesponnen hatte, alle göttlichen und menschlichen Rechte zu Boden warf. In dieser Absicht ist es sehr zu bedauern, daß

es gerade die größten Geister und die vorzüglichsten Köpfe sind, über welche die Begierde nach Rang, Herrschaft, Macht und Ansehen am meisten vermag. Um so viel mehr sollte man auf der Huth seyn, von dieser Seite nicht auszuschweifen. — Uebrigens kommt bey der Beurtheilung jeder thätlichen Ungerechtigkeit sehr viel darauf an, ob sie die Wirkung einer Gemüthsbewegung, welche gewöhnlich vorüber gehend und von kurzer Dauer zu seyn pflegen, oder aber des Vorsatzes und der Ueberlegung sey. Eine solche Handlung, wenn sie in der Hitze der aufwallenden Leidenschaft geschieht, ist weniger sträflich, als eine überlegte und angebahnte Beleidigung. — So viel von der thätlichen Ungerechtigkeit.

9. Was nun diejenige Vernachlässigung der Pflicht betrifft, welche darin besteht, daß man fremdem Unrecht nicht steuert, so entspringt diese aus mancherley Quellen. Entweder fürchtet man sich vor Feindschaft, oder scheuet Arbeit und Aufwand; oder es ist Gleichgültigkeit, Trägheit, Unfähigkeit; oder es sind endlich gewisse Neigungen und Lieblingsbeschäftigungen, welche uns so fesseln, daß wir darüber diejenigen Preis geben, welche wir schützen sollten. Was daher irgendwo Plato von den Weltweisen sagt, sie erfüllten die Pflichten der Gerechtigkeit dadurch, daß sie sich mit der Erforschung der Wahrheit beschäftigten, und diejenigen Dinge, nach deren Besitze die meisten Menschen mit Heftigkeit streben, und um derentwillen sie gegen einander im Felde liegen, als nichtswürdig verachteten, das scheint mir noch einigem Zweifel unterworfen

zu seyn. Freylich erfüllen sie auf der einen Seite die Pflichten der Gerechtigkeit dadurch, daß sie niemanden thätliches Unrecht zufügen; allein auf der andern fehlen sie darin, daß sie von ihrer Lernbegierde sich abhalten lassen, derjenigen sich anzunehmen, welche zu schützen es ihre Pflicht wäre. Solche Männer, glaubt Plato, werden sich auch nimmer mit Regierungsgeschäften beladen, wofern sie nicht dazu genöthiget werden. Allein besser wäre es allerdings, sie würden dieß aus eigenem Triebe thun. Denn jede gute Handlung ist nur in so fern eine pflichtmäßige Handlung, als sie freywillig geschieht. Auch solche gibt es, die entweder aus Liebe zu ihrer Oekonomie, oder aus einer gewissen Art von Menschenscheu, wie sie sagen, für sich leben, um niemanden zu nahe zu treten. Indem diese die eine Art von Ungerechtigkeit vermeiden, so fallen sie in die andere. Sie treten in so fern aus der menschlichen Gesellschaft heraus, als sie derselben weder durch ihr gemeinschaftliches Interesse, noch durch ihre Bemühungen, noch durch ihr Vermögen nützlich werden. — Nachdem ich nun die beyden Gattungen der Ungerechtigkeit, nebst ihren Quellen, angezeigt, und auch vorher die Bestandtheile der Gerechtigkeit angegeben habe, so wird es nun, wofern anders uns keine Selbstsucht täuscht, nicht schwer seyn, zu bestimmen, was in jeder Beziehung die Pflicht von uns fordere. Freylich hat die Beurtheilung der Ansprüche, welche andere an uns zu machen haben, nicht geringe Schwierigkeiten. Zwar sagt Chremes bey Terenz, daß von allem, was Menschen

angehe, nichts ihm gleichgültig seyn könne. Da wir indeß unser eigenes Glück und Unglück lebhafter wahrnehmen und tiefer empfinden, als das, was andern widerfährt, und da wir dieß letztere gewisser Maßen nur in einer weiten Entfernung erblicken, so pflegen wir auch anders von dem zu urtheilen, was sie, und anders von dem, was uns selbst angeht. In so fern ist es eine Regel der Klugheit, in Rücksicht auf andere keine Handlung zu begehen, über deren Rechtmäßigkeit oder Unrechtmäßigkeit wir bey uns selbst anstehen. Denn was rechtmäßig ist, das empfiehlt sich durch seine auffallende Klarheit; hingegen verräth der Zweifel immer eine geheime Neigung, andern Unrecht zu thun.

10. Uebrigens gibt es oft Fälle, da eine Handlung, welche an sich sich dem gerechten und tugendhaften Manne durchaus geziemt, ihre Natur verändert, und gerade das Gegentheil wird — Fälle, in denen es zur Pflicht wird, anvertrautes Gut nicht wieder zu erstatten, sein Versprechen nicht zu erfüllen, und demjenigen, was die gethanen Aeußerungen und Zusagen erwarten ließen, nicht gemäß zu handeln. In solchen Fällen hängt die Entscheidung von jenen zwey Grundregeln der Gerechtigkeit ab, welche ich gleich anfangs fest gesetzt habe, daß man erstlich niemanden schade; fürs zweyte, daß man den Nutzen der Gesellschaft befördere. So oft nun die Umstände in dieser Rücksicht eine Veränderung bewirken, so verändert sich auch die Pflicht, und bleibt nicht immer dieselbe. Zum Beyspiel; es kann sich der Fall ereignen, daß die

Erfüllung eines Versprechens oder Verkommnisses der einen oder der andern von beyden Parteyen zum Schaden gereicht. Hätte z. E. Neptun, um ein Beyspiel von der tragischen Bühne zu borgen, das, was er dem Theseus versprochen hatte, nicht gehalten, so würde der erstere seines Sohnes Hippolytus nicht beraubt worden seyn. Denn unter drey Wünschen, welche ihm verstattet wurden, betraf, wie es heißt, einer den Tod seines Sohnes Hippolytus, welchen er im Zorn gewünscht hatte, und die Gewährung desselben stürzte ihn in die tiefste Betrübniß. Solche Versprechen also, deren Erfüllung demjenigen, welchem man sie gethan hat, zum Schaden gereicht, ist man nicht verbunden zu halten; und auch bey solchen, deren Erfüllung uns mehr Schaden, als demjenigen, welchem wir sie gethan haben, Nutzen bringen würde, handeln wir nicht gegen unsere Pflicht, wenn wir das Wichtigere dem minder Wichtigen vorziehen. Gesetzt, ich hätte mich z. B. gegen jemand anheischig gemacht, als sein Beystand vor Gericht zu erscheinen, und in der Zwischenzeit fiele mein Sohn in eine gefährliche Krankheit; so würde ich nicht gegen meine Pflicht handeln, wenn ich meine Zusage nicht hielte; wohl aber eher der andere, wenn er sich beklagen wollte, von mir im Stiche gelassen zu seyn. Was ferner diejenigen Versprechen betrifft, welche durch Drohungen abgenöthiget, oder durch List erschlichen sind, so ist es wohl offenbar, daß sie keine Verbindlichkeit haben. Auch werden die meisten von dieser Art in den Edicten der Prätoren, einige auch in den Gesetzen

für ungültig erklärt. — Es gibt auch eine gewisse Art von Ungerechtigkeit, welche durch Schikane, das ist, eine spitzfündige und arglistige Auslegung der Rechte, entsteht. Daher jenes allbekannte Sprichwort, welches das höchste Recht das höchste Unrecht nennt. Von dieser Seite sündigen nicht selten die Staaten gegen einander. So z. B. jener Feldherr, welcher, nachdem er einen dreyßigtägigen Waffenstillstand mit dem Feinde geschlossen hatte, nächtlicher Weile die feindlichen Felder verheerte, indem, wie er sagte, der Waffenstillstand für die Tage, nicht für die Nächte geschlossen ward. Auch die Handlung des Quintus Fabius Labeo, oder wer es sonst war, denn ich kenne die Geschichte nur vom Hörensagen, verdient eben keinen Beyfall, wenn anders dasjenige wahr ist, was man von ihm erzählt. Als er nähmlich den Nolanern und Neapolitanern in Betreff ihrer Gränzstreitigkeiten vom Senate zum Schiedsrichter gegeben worden, und an Ort und Stelle gekommen war, so soll er mit beyden Parteyen besonders geredet, und sie ermahnt haben, in dieser Sache sich weder allzu genau noch interessirt zu beweisen, und lieber ein wenig zurück als vorwärts zu gehen. Da von beyden Seiten dieses geschah, so blieb in der Mitte ein Stück Landes übrig. Nun bestimmte er die Gränzen so, wie sie von ihnen selbst angegeben waren, und sprach das in der Mitte liegende Land dem Römischen Volke zu. Das heiße ich nun nicht einen Zwist entscheiden, sondern die Parteyen berücken. Dergleichen Kniffe muß man sich in keinem Falle erlauben.

11. Auch gegen seine Beleidiger hat man Pflichten zu erfüllen. Denn die Abstrafung, wodurch man sich Genugthuung verschafft, hat ein Ziel, welches sie nicht überschreiten darf. Meines Ermessens soll es uns schon genug seyn, den Beleidiger dahin gebracht zu haben, daß er seine That bereut, so daß in Zukunft weder ihn noch andere die Lust ankomme, uns zu nahe zu treten. — Besonders aber müssen die Staaten gegen einander das Kriegsrecht beobachten. Denn da es zwey Arten gibt, einen Zwist zu endigen, wovon die eine in Beleuchtung und Auseinandersetzung der Gründe, die andere in gewaltthätigen Mitteln besteht, und da die erstere den Menschen eigen ist, die letztere den Thieren; so dürfen wir von dieser dann erst Gebrauch machen, wenn uns jene nicht zu Statten kommt. In so fern ist es also wohl erlaubt, Krieg zu führen, als wir dadurch Sicherheit und Frieden zu erzielen suchen; allein nach dem Siege müssen wir die Feinde schonen, wenn sie sich im Kriege weder grausam noch unmenschlich bewiesen haben. So machten es unsere Vorfahren. Den Tusculanern, Aequern, Volscern, Sabinern, Hernicern, ertheilten sie so gar das Bürgerrecht; hingegen zerstörten sie Karthago und Numantia bis auf den Grund. Ich wünschte, daß sie es mit Corinth nicht auch so gemacht hätten. Indeß wirkte hierbey vermuthlich eine besondere Rücksicht; und, wie ich denke, war es vorzüglich die so günstige Lage dieser Stadt, welche leicht eine Versuchung zu künftigen Kriegen werden konnte. Nach meinem Urtheile sollte man nie einen Frieden verschmähen,

bey welchem die künftige Sicherheit keine Gefahr lauft. Hätte man in dieser Rücksicht meinem Rathe gefolgt, so würden wir immer noch einen Freystaat, wenn auch nicht den besten haben; wovon uns nun gerade nichts übrig ist. — Nicht nur sollte man ferner die mit Gewalt Bezwungenen schonen, sondern auch denjenigen, welche es zum Sturme kommen ließen, bevor sie die Waffen niederlegten und sich ergaben, Leben und Freyheit lassen. Von unsern Vorfahren wurden die Pflichten der Gerechtigkeit von dieser Seite so genau beobachtet, daß die Befehlshaber gewöhnlich die Schutzherren der von ihnen besiegten Völker wurden. Ueberhaupt aber enthält das Fetial-Recht des Römischen Volkes in Absicht der Kriege solche Vorschriften, welche die unverfälschten Aussprüche der Billigkeit sind. Diesem zu Folge ist kein Krieg rechtmäßig, der ohne vorher verlangte Wiedererstattung oder Genugthuung geführt, keiner, der nicht zuerst erklärt und angekündigt ward. Als Popilius mit der Armee in seiner Provinz stand, that der junge Cato unter ihm die ersten Kriegsdienste. Nun entließ Popilius eine Legion, und zugleich auch den Sohn des Cato, welcher in dieser Legion diente. Als aber der letztere aus Lust zum Kriegsdienste bey der Armee zurück blieb, so schrieb Cato an den Popilius, er möchte seinen Sohn, wofern er für gut fände, ihn beym Heere zu behalten, den Kriegseid von neuem schwören lassen, weil er, seines ersten Eides entlassen, ohne dieß nun nicht befugt wäre mit dem Feinde zu streiten. So gewissenhaft waren unsre Voreltern in Erfüllung alles dessen, was zum Kriegs-

recht gehört. So ist auch noch ein Brief von Cato an seinen Sohn vorhanden, da dieser im Macedonischen Kriege an dem Feldzuge gegen den König Perses Theil nahm. Er hätte vernommen, schreibt er, daß der Consul ihn entlassen habe. Demnach möchte er sich hüthen, ins Treffen zu gehen; denn wer nicht Soldat sey, der sey auch nicht befugt, mit dem Feinde zu streiten.

12. Auch dieß scheint mir bemerkenswerth, daß unsere Vorfahren, um einen Feind zu bezeichnen, statt des eigentlichen Ausdruckes perduellis, sich des Wortes hostis bedient haben, welches durch seine sanftere Bedeutung das, was in dem Begriffe selbst Gehässiges lag, nicht wenig milderte. Denn hostis bedeutete damahls einen Fremden, den wir jetzt peregrinus nennen. Einen Beweis hiervon geben die Gesetze der zwölf Tafeln, da wo sie vom Gerichtstermin in Ansehung der Fremden (cum hoste) reden; deßgleichen, wo es heißt, in Absicht des Fremden (adversus hostem) gilt kein Verjährungsrecht. Gibt es einen größern Beweis von Menschlichkeit als, den, mit welchem man Krieg führt, mit einem so milden Ausdrucke zu bezeichnen? Freylich hat nun dieses Wort durch den langen Gebrauch von seiner sanften Bedeutung nicht wenig eingebüßt. Den Begriff des Fremden hat es allmählig verloren, und ist nun eigentliche Benennung dessen geworden, welcher gegen uns die Waffen führt. — Was nun solche Kriege betrifft, welche für Oberherrschaft und Ehre geführt werden, so müssen auch bey diesen jene Gründe eintreten, welche ich oben als die ein-

zigen Gründe gerechter Kriege angegeben habe. Uebrigens müssen dergleichen Kriege mit weniger Feindseligkeit geführt werden. Denn so wie wir anders mit einem Mitbürger kämpfen, wenn er unser Feind, und anders, wenn er unser Mitwerber ist; so wie in diesem Falle nur Ansehen und Rang, in jenem Vaterland, Freyheit, Leben und Ehre auf das Spiel kommt: gerade so führten wir auch mit den Celtiberern und Cimbrern, als mit Feinden, einen Krieg für unsere Existenz, nicht bloß für die Oberherrschaft; mit den Lateinern, Sabinern, Samniten, Puniern, und dem Pyrrhus hingegen nur für die letztere. Unter diesen haben sich die Punier bundbrüchig, Hannibal grausam, die übrigen gerechter und menschlicher bezeigt. Vortrefflich ist folgende Rede des Pyrrhus bey Gelegenheit der Auslieferung der Gefangenen:

Weder Gold verlang ich von euch, noch ein Lösegeld. Laßt uns,
Wie es Kriegern geziemt, und nicht als Mäckler, zu Felde
Liegen, mit Waffen, und nicht mit Gold um das Leben uns kämpfen.
Ob Fortuna die Königinn euch, ob mir sie die Herrschaft
Gönnet, entscheide der Muth, und jeden Wechsel des Glückes.
Dieß auch sey euch gesagt: wen das Loos des Krieges verschonte,
Dessen Freyheit zu schonen bin ich entschlossen; da nehmt sie
Zum Geschenke mit euch. Das walten die mächtigen Götter!

Wahrlich eine königliche, und des Stammes der Aeaciden würdige Rede!

13. Auch einzelne Personen sind allerdings schuldig, den-

jenigen Versprechen getreu zu bleiben, welche sie dem Feinde zu thun durch besondere Umstände genöthiget wurden. Als in dem ersten Punischen Kriege Regulus gefangen, und wegen Austauschung der Kriegsgefangenen, mit dem eidlichen Versprechen wieder zurück zu kehren, nach Rom geschickt ward, mißrieth er erstlich in dem Senate die Auswechselung; und da seine Verwandten und Freunde seiner Rückkehr sich widersetzten, so wollte er lieber zu dem auf ihn wartenden Martertod zurück kehren, als sein dem Feinde gegebenes Wort brechen. Und von den zehen Männern, welche Hannibal im zweyten Punischen Kriege, nach der Schlacht bey Cannä, unter eidlich angelobter Rückkunft auf den Fall, daß sie die Auswechselung der Gefangenen nicht bewirken könnten, nach Rom geschickt hatte, wurden diejenigen alle, welche ihren Eid gebrochen hatten, von den Censoren auf Zeitlebens in die unterste Classe der Bürger gesetzt. Und nicht besser erging es demjenigen, welcher durch einen betrügerischen Kniff sich der Verbindlichkeit seines Eidschwures zu entziehen gehofft hatte. Nachdem er nähmlich mit Hannibals Einwilligung das Lager verlassen hatte, so kehrte er, unter dem Vorwand, daß er, ich weiß nicht was, vergessen hätte, bald wieder dahin zurück. Da er nun zum zweyten Mahle daraus wegging, so wähnte er, seines Eidschwures ledig zu seyn. Und dem Buchstaben nach war ers, aber nicht nach dem Geiste. Nun aber muß jede Zusage nicht nach der oft schwankenden Bedeutung der Worte, sondern nach dem Geiste und der Absicht dessen, was man sagt, gedeutet werden. — Allein das merk-

würdigste Beyspiel der Gerechtigkeit gegen Feinde haben unsere Vorfahren an jenem Ueberläufer gegeben, welcher sich gegen den Senat anheischig machte, den König Pyrrhus zu vergiften. Der Senat und Fabricius lieferten ihn dem Pyrrhus aus. Auch nicht einmahl einen Feind, und zwar einen mächtigen Feind, welcher dabey noch der angreifende Theil war, wollten sie sich durch ein Bubenstück vom Halse schaffen. So viel von den Pflichten des Krieges. — Ueberhaupt müssen wir in Absicht auf die Pflichten der Gerechtigkeit es nie vergessen, daß wir sie auch Menschen aus der niedrigsten Classe schuldig sind. Und diese sind unstreitig in jeder Absicht die Sclaven. Was nun die letztern betrift, so ist die billigste Regel unstreitig diese, daß man sie wie Taglöhner halte, ihre Dienste von ihnen fordere, und die Gebühr ihnen reiche. — Noch muß ich erinnern, daß es zwey Arten von Ungerechtigkeiten gibt, deren die eine in Berückung, die andere in Gewaltthätigkeit besteht. Jene ist den Füchsen eigen, diese den Löwen. Für Menschen schickt sich weder die eine noch die andere; doch verdient die Berückung mehr unsern Abscheu. Allein die abscheulichste aller Ungerechtigkeiten begehen diejenigen, welche, gerade da sie alles darauf anlegen, um andere zu hintergehen, sich noch das Ansehen rechtschaffener Männer geben wollen. So viel von der Gerechtigkeit.

14. Nach der oben gemachten Eintheilung habe ich nun von der Wohlthätigkeit und Freygebigkeit zu sprechen — einer Pflicht, welche der Natur des Menschen so sehr, als kaum eine andere, angemessen ist, aber mehr als

Eine Art von Vorsicht erfordert. Fürs erste müssen wir uns in Acht nehmen, daß unsere Güte weder demjenigen, welchem wir wohl zu thun glauben, noch auch andern schade; hiernächst, daß sie das Maß unsers Vermögens nicht übersteige, und endlich, daß sie sich nach der Würdigkeit der Gegenstände richte. Diese Betrachtungen fließen unmittelbar aus dem Wesen der Gerechtigkeit, und dürfen bey dieser Pflicht nie aus dem Auge gelassen werden. Denn wer gegen jemand sich in einer Sache gefällig erzeigt, die gerade dem, welchem man wohl zu thun scheinen will, zum Schaden gereicht, der ist weder wohlthätig noch freygebig, sondern ein schädlicher und schmeichlerischer Augendiener; und wer auf Kosten eines dritten gegen jemand freygebig ist, der macht sich der Ungerechtigkeit nicht weniger schuldig, als wenn er ein fremdes Eigenthum wie das Seinige behandelte. Nun gibt es aber viele, besonders ruhmsüchtige, Menschen, welche hier rauben, um dort zu verschenken. Diese hoffen den Credit der Wohlthätigkeit zu erlangen, indem sie ihre Freunde auf jede nur mögliche Weise bereichern. Eine solche Wohlthätigkeit ist so wenig Pflicht, daß sie im Gegentheil der Pflicht im höchsten Grade zuwider ist. Wir müssen also trachten, auf eine solche Weise freygebig zu seyn, welche unsern Freunden nütze, ohne jemanden zu schaden. Was demnach Lucius Sulla und Cajus Cäsar thaten, daß sie nähmlich das Vermögen rechtmäßiger Besitzer andern in die Hände spielten, das war nicht Freygebigkeit. Denn Freygebigkeit kann von Gerechtig-

keit nicht getrennt werden. Die zweyte Vorsicht, welche ich empfohlen habe, war diese, daß die Wohlthätigkeit das Maß unsers Vermögens nicht übersteige. Wer wohlthätiger seyn will, als seine Umstände es gestatten, der handelt vor allem aus ungerecht gegen die Seinigen, indem er dasjenige, womit er nach aller Billigkeit sie unterstützen, oder was er ihnen hinterlassen sollte, andern zuwendet. Ueberhaupt ist diese Art von Freygebigkeit insgemein mit Raubsucht und Ungerechtigkeiten verbunden, welche ihr Nahrung verschaffen müssen. Auch solche gibt es, und ihre Anzahl ist nicht gering, die nicht so wohl aus natürlicher Freygebigkeit, als aus einem eiteln Kitzel, sich als wohlthätige Männer rühmen zu hören, manches thun, wozu sie minder eine innere Neigung, als die Begierde Aufsehen zu erregen, antreibt: eine Vorspiegelung, welche mit windiger Prahlerey weit näher verwandt ist, als mit Freygebigkeit und Moralität. Die dritte Vorsicht, deren ich erwähnt habe, war diese, daß wir in Absicht der Gegenstände unserer Wohlthätigkeit eine kluge Wahl zu treffen suchen. Hierbey hat man theils auf den sittlichen Charakter der Personen, theils auf ihre Gesinnungen gegen uns, und auf die Verhältnisse und Verbindungen, worin sie mit uns stehen, theils auch auf vorhin von ihnen empfangene nützliche Dienste zu sehen. Wenn diese Umstände alle zusammen treffen — desto besser! Wo nicht; so müssen die mehrern und wichtigern Betrachtungen den Ausschlag geben.

15. Da wir indeß nicht unter tadellosen, noch vollkom-

men weisen, sondern unter solchen Menschen leben, bey denen, wenn es wohl geht, höchstens ein Schattenbild der echten Tugend anzutreffen ist; so versteht es sich von selbst, daß kein Mensch, bey welchem wir nur einige Aeußerungen der Tugend wahrnehmen, unserer Aufmerksamkeit unwerth sey. Ueberhaupt aber verdient jeder unsere Unterstützung in demjenigen Grade, in welchem er sich durch jene sanftern Tugenden der Mäßigung, der Selbstbeherrschung, und auch der Gerechtigkeit auszeichnet, von welcher ich ausführlich geredet habe. Denn Stärke und Hoheit des Geistes brausen oft bey Menschen, welche weder vollkommen noch weise sind, zu unregelmäßigen Bewegungen auf. Jene vorhin genannten Tugenden hingegen scheinen mehr zu dem Charakter des rechtschaffenen Mannes zu gehören. Dieß sind die Betrachtungen, welche man in Rücksicht auf den sittlichen Charakter anzustellen hat. Was nun die Gesinnungen derjenigen gegen uns betrifft, welchen wir wohl thun wollen, so erfordert die Pflicht vor allem aus, daß wir uns gegen jeden in eben dem Grade wohlthätig erzeigen, in welchem er uns zugethan ist. Freylich müssen wir das Wohlwollen anderer gegen uns nicht, wie es junge Leute machen, nach dem Feuer einer lebhaften Zuneigung, sondern nach der Dauer und Gleichförmigkeit der Gesinnungen beurtheilen. Hat ein Freund sich um uns bereits verdient gemacht, so daß bey dem, was wir für ihn thun, nicht von Verpflichtung, sondern von Vergeltung die Rede ist; so muß sich unser Diensteifer verdoppeln. Denn keine Pflicht ist dringender, als die Erwiederung empfangener

Dienste. Wenn wir, wie Hesiodus sagt, das Entlehnte, wofern es immer möglich ist, in reicherm Maße wieder zurück geben müssen, was sollten wir denn nicht gegen diejenigen thun, denen wir durch empfangene Wohlthaten verpflichtet sind? Ohne Zweifel sollten wir, gleich ergiebigen Aeckern, das Empfangene mit reichem Wucher zurück geben. Denn wenn wir uns gegen diejenigen, von welchen wir einige Vortheile hoffen, gern gefällig erzeigen, wie müssen wir erst gegen diejenigen gesinnet seyn, welche uns bereits nützliche Dienste erwiesen haben? Ueberhaupt gibt es zwey Arten von Freygebigkeit. Die eine erweist Wohlthaten; die andere erwiedert sie. Ob wir Wohlthaten erweisen wollen, oder nicht, das hängt von unserer Willkühr ab; aber sie unerwiedert lassen, das darf ein Mann von Ehre nie, wofern er sie irgend erwiedern kann, ohne dadurch jemanden zu schaden. Uebrigens muß man in Absicht der empfangenen Wohlthaten einen Unterschied machen. Ohne Zweifel legen uns die wichtigsten Wohlthaten die stärkste Verpflichtung auf. Bey Schätzung derselben kommt die Absicht des Gebers, sein Diensteifer, und seine Gesinnungen und Empfindungen gegen uns vorzüglich in Berechnung. Denn viele gibt es, welche ihre Wohlthaten blindlings, ohne Ueberlegung und Wahl, ausspenden, entweder aus gutherziger Schwäche gegen jedermann, oder je nachdem sie sich von einem plötzlichen Triebe, wie von einem Windstoß, ergriffen fühlen. Dergleichen Wohlthaten haben unstreitig einen geringern Werth, als solche, die mit Wahl und Ueberlegung, und

nach festen Grundsätzen ertheilt werden. Uebrigens mögen wir Wohlthaten erweisen oder erwiedern wollen, so erfordert es, wenn alle übrigen Umstände gleich sind, die Pflicht von uns, daß wir demjenigen zuerst unter die Arme greifen, welcher unserer Hülfe am meisten bedarf. Ganz anders machen es freylich die meisten Menschen. Demjenigen, von welchem sie am meisten zu hoffen haben, dienen sie zuerst, wenn er es auch gleich nicht bedarf.

16. Ueberhaupt werden wir unsern gesellschaftlichen Verhältnissen am gemäßesten handeln, wenn wir unsre Wohlthätigkeit gegen diejenigen zuerst äußern, mit welchen wir in der engsten Verbindung stehen. Und hier finde ich nöthig, auf das Fundament aller gesellschaftlichen Verbindung unter den Menschen zurück zu gehen. Dieses hat man bey der menschlichen Gesellschaft im weitesten Sinne zu suchen. Das Band derselben sind Vernunft und Sprache. Diese sind es, welche durch Lehren und Lernen, durch Mittheilung der Empfindungen und Gedanken, durch Prüfen und Unterscheiden die Menschen zusammen führen, und zu der einfachsten, natürlichsten Gesellschaft vereinigen. Und hierin liegt das wesentlichste Merkmahl, welches den Menschen von den Thieren unterscheidet. Gewissen Gattungen von den letztern, z. B. dem Pferde und dem Löwen, schreibt man wohl öfters Muth zu; aber weder Gerechtigkeit, noch Billigkeit, noch Güte, weil sie weder Vernunft noch Sprache besitzen. Nun verpflichtet das allgemeinste und weiteste Band der Gesellschaft, welches die Menschen unter einander, und jeden mit

allen zusammen fügt, uns alle zur Gemeinschaft derjenigen Güter, welche die Natur zu gemeinsamem Genusse bestimmt hat. Freylich müssen wir den Verordnungen der Gesetze und der bürgerlichen Rechte in Absicht des ausschließenden Eigenthumes nachleben; allein die übrigen Güter, welche nicht unter diese Rubrik gehören, müssen, wie das Griechische Sprichwort es von den Freunden sagt, ohne Ausnahme allen gemein seyn. Was für Güter in diese Classe gehören, lehrt uns Ennius an Einem Beyspiele, von welchem die Anwendung auf das Uebrige leicht ist:

Wer Irrenden den Weg gefällig zeigt,
Der hat von seinem Licht ein Licht entzündet.
Ihm selber leuchtet, wie zuvor, sein Licht.

Dieses einzige Beyspiel, sage ich, lehrt es uns deutlich genug, daß wir auch jedem Unbekannten, in jeder Sache, woraus für uns kein Nachtheil erwächst, zu Gefallen leben müssen. Nach dieser Bestimmung sind es folgende und ähnliche Pflichten, wozu wir in Rücksicht auf die gemeinsamen Güter verbunden sind; daß man niemanden den Gebrauch eines fließenden Wassers verwehre; jedem gestatte, sein Feuer an dem unsrigen anzuzünden; keinem, der in irgend einer Sache ansteht, seinen aufrichtigen Rath versage: alles Dinge, welche dem, der sie empfängt, nützen, ohne demjenigen, der sie ertheilt, beschwerlich zu fallen. Der Gebrauch solcher Güter muß demnach jedem offen stehen; und über dieß sind wir auch noch verpflichtet, immer etwas von unserer Seite zum allgemeinen Besten

beyzutragen. Da indeß die Kräfte einzelner Personen sehr beschränkt, die Zahl der Hülfsbedürftigen hingegen unbegränzt ist, so muß unsere Dienstgefälligkeit, in wie fern sie ins allgemeine geht, das Ziel nicht überschreiten, welches jener Vers des Ennius:

Ihm selber leuchtet, wie zuvor, sein Licht,

ihr bestimmt, damit wir uns selbst nicht des Vermögens berauben, auch gegen die Unsrigen wohlthätig zu seyn.

17. Uebrigens hat die gesellschaftliche Verbindung mehrere Stufen. Auf jene allgemeine und weiteste folgt zunächst diejenige, worin wir mit denen stehen, welche mit uns zu Einem Volke oder Einer Nation gehören, oder mit uns Eine Sprache reden; welches letztere Band die Menschen vorzüglich mit einander verknüpft. Eine noch engere Verbindung findet zwischen Mitbürgern Statt. Denn diese haben unter sich manches gemein. Dahin rechne ich öffentliche Plätze, Tempel, Hallen, Straßen, Gesetze, Rechte, Gerichte, Wahl- und Stimmrechte, öffentliche und vertraulichere Zusammenkünfte, mancherley Verkehr und Verhältnisse, worin jeder mit vielen zu stehen kommt. Enger als diese ist ferner das Band der Verwandtschaft, welche nun von jener unermeßlichen Weite der ganzen menschlichen Gesellschaft sich in einen kleinen und enge beschränkten Kreis zurück zieht. Zuerst nähmlich führt jener allen Thieren von der Natur eingepflanzte Trieb zur Fortpflanzung die Ehegatten zusammen. Hieraus entsteht nun die zweyte Verbindung zwischen Eltern und Kindern; und beyde zusammen machen eine Familie

aus, welche unter sich Alles gemein hat. Dieß ist der erste Keim bürgerlicher Gesellschaft, und, so zu sagen, eine Pflanzschule des Staates. Das nächste Band der Verwandtschaft ist sodann zwischen Geschwistern, ein entfernteres zwischen Geschwisterkindern und ihren Kindern. Da diese Ein Haus nun nicht länger fassen mag, so ziehen sie in andere, gleich als in Colonien, aus. Hierauf folgen neue Verbindungen und Verwandtschaften, welche durch Heirath entstehen. Und diese Ausbreitung und Fortpflanzung ist der Ursprung der Staaten. Uebrigens verbindet die Blutsverwandtschaft die Menschen unter einander zu gegenseitigem Wohlwollen und Liebe. Denn unstreitig ist es ein starkes Band, mit einander eben dieselben Denkmahle der Voreltern, eben dieselben Begräbnisse gemein zu haben. Allein die edelste und unzertrennlichste Verbindung ist allemahl diejenige, welche rechtschaffene Männer von gleicher Denkungsart durch Freundschaft vereiniget. Denn jene oft erwähnte moralische Güte gefällt uns auch an andern, und macht uns dem, bey welchem wir sie finden, gewogen. Und diese Kraft hat zwar überhaupt jede Tugend, vor allen aus aber die Gerechtigkeit und Freygebigkeit. Liebenswürdiger und anziehender ist demnach nichts als Gleichgestimmtheit tugendhafter Charakter. Denn wo gleiche Neigungen und Grundsätze herrschen, da gewinnt einer den andern eben so lieb, als sich selbst; und was Pythagoras von der Freundschaft fordert, das wird hier der Fall seyn: mehrere Personen werden sich zusammen in Eine verlieren. Auch solche Verbindungen sind fest, die

aus empfangenen so wohl als geleisteten Diensten erwachsen. So wohl der wechselseitige Tausch derselben, als auch das Vergnügen, welches man dabey empfindet, muß zwischen denen, bey welchen sie Statt haben, nothwendig ein enges Band knüpfen. Allein unter allen möglichen Verbindungen werden wir keine entdecken, welche uns wichtiger oder heiliger wäre, als diejenige, worin wir alle mit dem Staate stehen. Theuer sind uns Eltern, theuer Kinder, Verwandte und Freunde. Aber jede uns theure Beziehung mit jeden und allen umfaßt zuletzt das Vaterland. Und welcher rechtschaffene Mann könnte sich denn bedenken, für dasselbe zu sterben, wenn er ihm durch seinen Tod nützen würde? Um so mehr verdient die Unmenschlichkeit derjenigen unsern Abscheu, welche das Vaterland durch den verruchtesten Frevel zerrütten, und an seinem gänzlichen Untergange gearbeitet haben oder noch arbeiten. — Wenn nun durch Vergleichung und Abwägung ausgemacht werden soll, welches von den angeführten Verhältnissen uns die größte Verbindlichkeit auflege, so werden wir finden, daß Vaterland und Eltern, welchen wir durch die wichtigsten Wohlthaten verpflichtet sind, den Vorzug haben müssen. Nach ihnen gebührt der zweyte Rang den Kindern, und unserer ganzen Familie, welche auf uns, als auf ihre einzige Zuflucht, hinsieht. Auf diese folgen die übrigen Verwandten, mit denen wir in gutem Vernehmen stehen, und mit denen wir meistens ihr Schicksal zu theilen haben. Alle diese sind es, welche auf unsere Vorsorge und Unterstützung

hauptsächlich Anspruch zu machen berechtiget sind. Die Pflichten der Freundschaft hingegen schränken sich mehr auf vertraulichen Umgang, Rath, Gespräche, Ermahnungen, Tröstung, und zuweilen auch Bestrafung ein; und den größten Genuß gibt ohne Zweifel diejenige Freundschaft, welche die Gleichheit der Charakter schließt.

18. Uebrigens müssen wir bey der Ausübung dieser Art von Pflichten das größere oder kleinere Bedürfniß der Personen stets im Auge haben, und erwägen, was einer allenfalls auch ohne uns vermag, oder aber nicht vermag. Denn die Stufen unserer Verbindung treffen nicht immer mit den übrigen Verhältnissen zusammen; und es gibt gewisse Dienste, auf welche, ohne Rücksicht auf nähere Verbindung mit uns, die einen mehr Anspruch zu machen haben, als die andern. Einem Nachbarn z. B. gebührt bey Einsammelung des Getreides unser Beystand noch eher, als einem Bruder oder Freund. Bey einem Rechtshandel hingegen hat der Freund und Verwandte auf unsere Vertheidigung nähere Ansprüche als jener. Auf diese und ähnliche Verhältnisse müssen wir bey der Bestimmung dessen, was Pflicht ist, sehr aufmerksam seyn, bis daß wir durch fleißige Uebung eine Fertigkeit erlangt haben, als kluge Berechner der Pflichten, durch Eintrag und Abzug der Gründe, die Summe derselben nebst der Forderung zu bestimmen, welche jede Partey an uns zu machen hat. Allein so wie weder der Arzt, noch der Feldherr, noch der Redner durch die bloße Theorie ihrer Kunst, ohne Anwendung und Uebung, je etwas Merkwürdiges zu

Stande bringen werden, eben so setzt zwar die Erfüllung der Pflichten auch die Theorie voraus, mit welcher ich mich gegenwärtig befasse; allein es finden sich dabey so große Schwierigkeiten, daß sie ohne fleißige Uebung nicht bestehen kann. — Bis dahin habe ich, wie mich dünkt, hinlänglich gezeigt, wie man die Moralität und die von derselben abhangende Pflicht aus den gesellschaftlichen Verhältnissen herzuleiten habe. Von allen den vier Quellen der Moralität und der Pflicht, deren ich oben erwähnt habe, fällt keine so sehr in die Augen, als diejenige, welche in der Seelengröße und der Geringschätzung aller äußern Dinge besteht. Daher biethen sich uns, so oft wir jemanden etwas Beschimpfendes sagen wollen, folgende und ähnliche Vorwürfe so gern an:

Ha! euch Jünglingen klopft das Herz von weibischer Zagheit!
Jener Heldinn von männlichem Muth.

Deßgleichen:

Gib, Salmacis, gib ohne Schweiß und Blut
Die Waffen her.

Eben so wird auch im Gegentheil, da wo wir loben wollen, jede Handlung, welche von Größe, Erhabenheit, Stärke und Hoheit des Geistes zeugt, von uns mit vollerem Munde gelobt. Daher sind Marathon, Salamis, Platää, Thermopylä, Leuctra ein weites Feld für die Redekünstler; daher unser Cocles, die beyden Decius, Eneus und Publius Scipio, Marcus Marcellus, und unzählige andere. Ueberhaupt ist Größe des Geistes ein auszeichnender Zug in dem Charakter des Römischen Volkes. Wie hoch wir den Ruhm kriegerischer Tapferkeit schätzen, davon sind

unter anderm auch unsere Statüen ein Beweis, welche wir größten Theils in militarischer Tracht erblicken.

19. Allein eben diese Hoheit des Geistes, welche sich über Gefahren und Ungemach hinweg setzt, wird dannzumahl etwas Fehlerhaftes, wenn sie nicht mit Gerechtigkeit gepaart ist, und nicht für das allgemeine Beste, sondern für ihr eigenes Interesse streitet. Weit entfernt, daß sie in diesem Falle Tugend heißen könnte, so ist sie vielmehr Stumpfheit, von welcher alle menschlichen Gefühle abprellen. Jene Erklärung also, welche die Stoiker von der Tapferkeit geben, ist allerdings richtig: daß sie nähmlich die Tugend sey, welche für die Gerechtigkeit kämpfet. Diesem zu Folge hat von allen denen, welche durch Ränke und Arglist den Ruf der Tapferkeit erhalten haben, keiner sich echtes Verdienst erworben. Nichts kann moralischen Werth haben, was von der Gerechtigkeit abweicht. Deßhalb ist jene Bemerkung sehr treffend, welche irgendwo Plato macht. Nicht nur ist Einsicht, so sagt er, welche von der Gerechtigkeit abweicht, mehr List als Weisheit zu nennen; sondern auch ein auf alle Gefahren gefaßter Muth, welchen das Privat-Interesse, und nicht das allgemeine Beste begeistert, möchte wohl eher den Nahmen der Frechheit als der Tapferkeit verdienen. Nach meinen Begriffen also kann ich nur diejenigen tapfere und edelmüthige Männer heißen, welche rechtschaffen und gerade, Freunde der Wahrheit, und Feinde des Truges sind: alles Eigenschaften, welche aus dem Wesen der Gerechtigkeit unmittelbar abfließen. Hierbey ist es sehr zu bedauern, daß zu dieser

Hoheit und Größe des Geistes gewöhnlich Starrsinn und unbändige Herrschsucht sich so gern gesellen. Denn was Plato von den Lacedämoniern sagt, daß ihr National-Geist durch eine unbändige Begierde, im Streite alle andern zu übertreffen, sich auszeichne, das ist auch hier der Fall. Je mehr einer durch Hoheit des Geistes über andere hervor ragt, desto eifriger will er unter allen der erste, oder vielmehr Alles in Allem seyn. Nun aber ist es äußerst schwer, bey dem Verlangen, vor jedermann den Vorzug zu haben, die Gleichheit der Rechte zu beobachten, welche ein wesentliches Stück der Gerechtigkeit ist. Daher kommt es, daß solche Leute weder durch Auseinandersetzung der Gründe, noch durch allgemein eingeführte und öffentlich anerkannte Rechte sich zur Ruhe weisen lassen; daher so viele unruhige Köpfe im Staate, welche durch Bestechungen und Geschenke sich einen Anhang verschaffen, wodurch sie lieber über andere gewaltthätig sich erheben, als mit ihnen gleiche Rechte theilen wollen. Allein je schwieriger hier die Selbstverläugnung ist, desto schöner ist sie. In der That gibt es keine Lage und kein Verhältniß, das uns berechtigte, uns über die Pflichten der Gerechtigkeit hinweg zu setzen. Tapfere und edelmüthige Männer sind also nicht diejenigen, welche Unrecht zufügen, sondern welche dem Unrecht steuern. Auch sucht der wahre und mit Weisheit gepaarte Edelmuth die Ehre, nach welcher er strebt, in Thaten, und nicht im Rufe, und will lieber vor andern den Vorzug haben, als ihn zu haben scheinen. Wer hingegen von dem Wahne der un-

wissenden Menge abhängt, der findet seine Stelle unter großen Männern nicht. Uebrigens sind es eben Männer von ungewöhnlich hohem Geiste, welche die Ehrbegierde am leichtesten zu Ungerechtigkeiten verleitet. Auch ist es um so viel schwerer, hier nicht auszugleiten, da sich so selten jemand findet, der nicht, nach schwierigen und gefahrvollen Unternehmungen, auf Ruhm und Ehre, als eine billige Belohnung seiner Thaten, rechne.

20. Die Stärke und Größe der Seele, von welcher ich rede, begreift hauptsächlich zwey Stücke in sich. Das erste besteht in der Geringschätzung der äußern Dinge, welche auf einer festen Ueberzeugung beruhet, daß nur allein das moralisch Gute und Schöne unserer Bewunderung, unserer Wünsche und Bestrebungen werth sey, und daß kein Mensch, keine Leidenschaft, und kein Streich des Schicksals uns niederbeugen soll. Das zweyte besteht darin, daß man die eben erwähnte Gemüthsverfassung durch Thaten äußert, welche nicht nur groß, und an nützlichen Folgen fruchtbar, sondern auch mit Schwierigkeiten und Gefahren verknüpft sind, die so wohl unser Leben, als auch dasjenige bedrohen, was uns zum Leben unentbehrlich ist. Aller Glanz und alles Aufsehen, welches diese Tugend macht, und ich füge hinzu, auch aller Nutzen, den sie stiftet, beruhet gänzlich auf dem letzten der beyden angeführten Stücke. Hingegen hat man den Grund und die wirkende Ursache, welche den großen Mann bildet, in dem erstern zu suchen. Denn eben dieses ist es, was der Seele Schwungkraft ertheilt, und sie über die

äußern Dinge erhebt. Und dieser Theil der Seelengröße äußert sich so wohl dadurch, daß man die Tugend für das einzige Gut hält, als auch darin, daß man von aller Leidenschaft frey ist. Denn dasjenige, was die meisten Menschen für ein großes und vorzügliches Gut halten, gering schätzen, und mit festem, beharrlichem Muthe verachten, das zeugt ohne Zweifel von Kraft und Größe des Geistes; und ein eben so zuverlässiger Beweis von Seelenstärke und außerordentlicher Festigkeit ist es, alle die vielen und mannigfaltigen Widerwärtigkeiten, welche das Loos der Menschheit treffen, so ertragen zu können, daß man dadurch weder aus dem Gleichgewichte sich verrücken läßt, noch auch von der Würde eines Weisen etwas vergibt. Wer nun aber von der Furcht sich nicht bezwingen läßt, den würde es übel kleiden, sich von der Begierde bezwingen zu lassen, und nicht minder übel, dem Vergnügen nicht widerstehen zu können, wenn man über das Ungemach siegt. Folglich müssen wir auch von dieser Seite auf unserer Huth seyn, und über dieß uns vor der Geldbegierde in Acht nehmen. Denn nichts verräth so sehr eine eingeschränkte und kleine Seele, als die Begierde nach Reichthum; und nichts ist im Gegentheil schöner und edler, als, das Geld, wenn man es nicht hat, ruhig entbehren zu können, und, wenn man es hat, dasselbe zur Wohlthätigkeit und Freygebigkeit anzuwenden. Auch vor dem Ehrgeize muß man, wie ich bereits erinnert habe, sehr auf der Huth seyn. Denn er ist es, welcher uns die Unabhängigkeit raubt, die ein edeldenkender Mann

aufs äußerste verfechten wird. Nie müssen wir also nach Würden, als nach einem Gute, streben. Ja es gibt Fälle, da wir sie ausschlagen, Fälle, da wir sie niederlegen müssen. — Zweytens muß die Seele frey von jeder unordentlichen Bewegung seyn: es sey nun Begierde oder Furcht, Bekümmerniß, oder unmäßige Freude, oder Zorn; damit jene Stille und Gemüthsruhe Statt finde, welche Gleichmuth und Würde erzeugen. Um diese Ruhe zu finden, haben manche, so wohl zu unsern Zeiten als vormahls, sich den öffentlichen Aemtern entzogen, und die Einsamkeit gesucht. Unter diesen fanden sich Weltweise vom ersten Range, und Männer von strenger Denkungsart und ernsthaftem Charakter, welchen die Sitten des Volkes und der Regenten unerträglich waren, und worunter einige auf dem Lande gelebt, und in der Besorgung ihrer Oekonomie ihr Vergnügen gefunden haben. Was diese suchten, das war das Ziel, nach welchem auch Könige streben: Befried'gung ihrer Bedürfnisse, Unabhängigkeit und Freyheit, welche da nur Statt findet, wo man nach eigenem Wohlgefallen leben kann.

21. Beyde Classen also, so wohl diejenigen, welche sich empor zu schwingen suchen, als auch diejenigen, welche, wie ich vorhin sagte, für sich selbst leben wollen, streben im Grunde nach Einem und eben demselben Ziele: nur daß die einen es dadurch zu erreichen glauben, wenn sie sich in mächtige Verbindungen setzen; die andern, wenn sie sich auf den engen Kreis ihrer eigenen Angelegenheiten einschränken. Ganz zu verwerfen ist nun weder die eine

Meinung, noch die andere. Indeß ist das Leben derjenigen, welche sich in die Einsamkeit zurück ziehen, weniger Schwierigkeiten und Gefahren ausgesetzt, und auch mit weniger Beschwerden und Unruhe für andere verbunden; da hingegen diejenigen, welche sich den Staatsgeschäften widmen und große Dinge zu thun trachten, wirksamer sind, und zu Ehre und Ansehen leichter gelangen können. Männer also, welche bey vorzüglichem Genie sich den Wissenschaften widmen, oder auch solche, die, wegen schwächlicher Gesundheit, oder aus andern wichtigen Gründen sich genöthiget sehen, den Staatsgeschäften sich zu entziehen und dieses Verdienst andern zu überlassen, möchten in dieser Rücksicht wohl hinlänglich entschuldiget seyn. Wer hingegen sich in keinem dieser Fälle befindet, und bloß sich einer Geringschätzung der öffentlichen Würden und Aemter rühmt, auf welche andere einen so hohen Werth legen, der verdient dafür nicht nur kein Lob, sondern im Gegentheil Tadel. Freylich, daß sie die äußere Ehre gering schätzen und verachten, dawider läßt sich nun schwerlich etwas einwenden; allein im Grunde scheint es mehr die Arbeit und Mühe, die Gefahr mißlungener Versuche und die Abweisung zu seyn, was sie als eine Art von beschimpfender Auszeichnung scheuen. Denn solche Leute gibt es, die in entgegengesetzten Fällen sich leicht verläugnen: Leute, welche das sinnliche Vergnügen mit strenger Enthaltsamkeit zu verschmähen, aber vom Schmerzen sich entmannen lassen, oder die äußere Ehre verachten, aber üble Nachrede nicht ertragen mögen.

Und dieß zeugt freylich wenig von Festigkeit. — Was nun diejenigen betrifft, welche die Natur mit den nöthigen Erfordernissen zu öffentlichen Geschäften ausgerüstet hat, so dürfen diese sich keinen Augenblick bedenken, Aemter zu begehren, und dem Staate zu dienen. Anders würden weder die Staaten wohl regiert werden, noch auch die Seelengröße Gelegenheit finden, sich durch Thaten zu äußern. Uebrigens sind den Staatsmännern, wenn sie ihre Rolle ohne Aengstlichkeit und mit Gleichmuth spielen wollen, Größe der Seele, jene oft erwähnte Verachtung der äußern Dinge, Stille und Gemüthsruhe nicht minder, und vielleicht mehr noch, als den Weltweisen, unentbehrlich. Bey den letztern findet dieses alles um so viel leichter Statt, je seltener ihre Lebensart sie den Streichen des Schicksals bloß stellt, und je eingeschränkter ihre Bedürfnisse sind; zum Theil auch deßwegen, weil kein widriges Begegniß sie so tief, als jene, stürzen kann. Natürlicher Weise sind also Staatsmänner stärkern Bewegungen der Seele ausgesetzt, und haben mehr Schwierigkeiten zu besiegen, als diejenigen, welche für sich leben; und deßwegen sind ihnen auch Seelenstärke, und ein kummerfreyer Sinn um so viel unentbehrlicher. Wer aber sich den Staatsgeschäften widmen will, der bedenke nicht bloß, wie ehrenvoll dieser Beruf sey; er erwäge auch, ob er die dazu erforderlichen Kräfte bey sich fühle. Bey dieser Prüfung hat man sich vorzusehen, daß man nicht aus Kleinmuth zu wenig, oder aus Begierlichkeit zu viel Vertrauen auf sich selbst setze.

Uebrigens muß bey jedem Geschäfte, bevor man es unternimmt, eine sorgfältige Vorbereitung voran gehen.

22. Da indeß viele auf kriegerische Unternehmungen einen höhern Werth, als auf die Geschäfte des Staatsmannes setzen, so finde ich für gut, dieses Vorurtheil zu bestreiten. Denn nicht selten begegnet es, daß man aus bloßer Begierde sich auszuzeichnen, Gelegenheit zu einem Kriege sucht. Vorzüglich pflegt dieß der Fall bey Männern von großem Geist und Genie zu seyn, zumahl wenn sie bey sich Talente und Lust zum Kriegswesen fühlen. Wer indeß im Stande ist, hierüber unbefangen zu urtheilen, der wird in der Geschichte manche Thaten des Friedens bemerken, welche wichtiger und ruhmvoller waren, als jede kriegerische Unternehmung. Man rühme immerhin den Themistocles, wie er es auch verdient; sein Nahme verdunkele selbst den Nachruhm des Solon: man spreche von Salamis, als von der Zeuginn jenes glänzenden Sieges; und diesen Sieg erhebe man über jene Anstalt des Solon, wodurch er den Rath der Areopagiten stiftete — dennoch wird dieser letztere eine Einrichtung bleiben, welche nicht minder merkwürdig, als jene That ist. Denn diese nützte dem Staate für einmahl; jene wird nie aufhören, ihm zu nützen. Sie ist es eigentlich, welche die Gesetze der Athenienser und die Einrichtungen ihrer Vorfahren aufrecht erhält. Zudem kann Themistocles keine Handlung aufweisen, durch die er den Areopagus unterstützt hätte; wohl aber ward Er von dem Areopagus unterstützt. Denn er führte seinen Krieg nach dem Plane eben dieses Senates, dessen

Stifter Solon war. Eben dasselbe läßt sich auch von Pausanias und Lysander sagen. Wenn gleich der Lacedämonische Staat durch die Thaten dieser Männer an Macht sehr viel gewonnen hat, so können sie doch lange nicht der Gesetzgebung und den Einrichtungen des Lycurgus die Wage halten. Und gerade diese sind es, denen jene Feldherrn disciplinirtere und tapfrere Truppen zu danken hatten. Was mich betrifft, so habe ich mich niemahls bereden können, daß entweder aus den Zeiten meiner frühern Jugend Marcus Scaurus dem Cajus Marius, oder, seit dem ich Theil an den Staatsgeschäften habe, Quintus Catulus dem Cneus Pompejus nachstehen sollte. Denn Truppen im Felde haben wenig zu bedeuten, wenn nicht die Staatsklugheit zu Hause wacht. Allerdings hat Africanus, dieser als Mensch und als Feldherr so außerordentliche Mann, durch die Zerstörung von Numantia dem Staate nicht mehr genützt, als ihm zu eben dieser Zeit Publius Nasica, als Privatmann, durch Hinwegschaffung des Tiberius Gracchus genützt hat. Zwar war dieß letztere nicht bloß die Wirkung ruhiger Berathschlagung, sondern in so fern auch kriegerischer Art, als Gewalt und Widerstand dazu erfordert ward; allein auch dieses hat die Staatsklugheit ohne Truppen ins Werk gesetzt. Diesem zu Folge hat es mit jenem Ausspruche, an welchem, wie ich höre, einige übel gesinnte und böswillige Menschen sich gerne reiben möchten, allerdings seine Richtigkeit:

Weichet ihr Waffen der Toga, den Thaten des Friedens du Lorbeer!

Oder mußten nicht damahls, um nur dieses einzige Beyspiel anzuführen, als ich am Steuer des Staates saß, die Waffen der Toga weichen? Niemahls befand sich der Staat in größerer Gefahr, und niemahls blieb seine Ruhe so ungestört. Eine Folge meiner Einschläge und meiner Wachsamkeit war es, daß den verwegensten Bürgern gleich anfangs, so zu sagen, die Waffen von selbst aus den Händen fielen. Und wo ward jemahls eine kriegerische Unternehmung ausgeführt, die sich mit dieser messen könnte? wo ein Triumph erfochten, der dieses Verdienst aufwiegt? Denn rühmen darf ich mich wohl bey dir, mein Sohn, der du nicht nur ein Erbe meines Ruhmes, sondern auch ein Nachahmer meiner Thaten seyn sollst. So viel kann ich sagen, daß Eneus Pompejus, dieser durch so manche Thaten des Krieges gekrönte Feldherr, in Beysein vieler Zeugen, mir in dieser Rücksicht so viel Gerechtigkeit widerfahren ließ, daß er sagte: vergebens würde er den dritten Triumph erfochten haben, wenn nicht meine Verdienste um den Staat den Ort, wo er triumphieren sollte, vom Untergange gerettet hätten. Diejenigen Handlungen also, in welchen sich der Heldenmuth des Staatsmannes äußert, stehen den Thaten des Krieges keineswegs nach. Im Gegentheil sind sie noch mehr als jene unserer Bemühung und Anstrengung würdig.

23. Ueberhaupt beruhet der moralische Werth derjenigen Handlungen, welche die Erhabenheit und Größe der Seele, wovon ich jetzt rede, zur Quelle haben, auf den Kräften des Geistes, und nicht des Körpers. Freylich müssen wir

auch den Körper üben, und ihn in eine solche Verfassung zu setzen suchen, daß Vernunft und Ueberlegung sich seiner in Ausführung der Geschäfte und Erduldung der Beschwerden als eines Werkzeuges bedienen könne. Allein der moralische Werth dieser Tugend, von welchem hier einzig die Rede ist, beruhet, wie gesagt, gänzlich auf der Thätigkeit des Geistes und der Anwendung unserer Seelenkräfte. Und von dieser Seite stiften Regenten, welche durch friedliche Rathschläge den Staat beherrschen, nicht geringern Nutzen, als Kriegshelden. Oft wurden durch die klugen Einschläge der erstern Kriege vermieden oder beygelegt, zuweilen auch unternommen, wie dieß in Ansehung des dritten Punischen Krieges bey Marcus Cato der Fall war, dessen Einfluß auch nach seinem Tode gewirkt hat. Besser ist also immer die Klugheit, welche den Streit durch Unterhandlungen, als die Tapferkeit, welche ihn mit den Waffen entscheidet; nur daß wir uns hierbey weniger von der Abneigung gegen den Krieg, als von der Rücksicht auf den Nutzen des Staates leiten lassen. Wo wir uns aber zum Kriege entschließen, da muß die Absicht, einzig und allein den Frieden zu schützen, unverkennbar seyn. Uebrigens gehört es zum Charakter des tapfern und standhaften Mannes, durch keine noch so mißliche Lage der Dinge sich irre machen, oder aus seiner ruhigen Fassung bringen zu lassen, sondern mit völliger Gegenwart des Geistes und kühler Besonnenheit seine Maßregeln zu nehmen. Dieß ist nun ein Beweis von Seelenstärke; aber ein Beweis von großen Geisteskräften ist es, das Zukünftige voraus zu sehen, und lange vor dem

Erfolge jedes mögliche, günstige oder widrige Ereigniß, nebst den Maßregeln, welche man in jedem Falle nehmen muß, bestimmen zu können, und niemahls es dahin kommen zu lassen, daß man sagen müsse: Das hatte ich nicht erwartet. Dieß, sage ich, ist das Werk eines großen, erhabenen Geistes, der auf seine Klugheit und Einsicht sich kühn verlassen darf. Allein auf gutes Glück sich mit den Waffen schlagen, und die Entscheidung nicht vom Kopfe, sondern von der Hand erwarten, das heiße ich mehr thierische Wildheit, als Tapferkeit. Nur da, wo es die Umstände erfordern, und Noth an Mann geht, müssen wir die Entscheidung dem Schwerte überlassen, und den Tod der Knechtschaft oder einem schmählichen Loose vorziehen.

24. Was die Zerstörung und Plünderung der Städte betrifft, so hat man sich dabey vor raschen und unmenschlichen Entschlüssen sehr in Acht zu nehmen. Ein wahrhaft großer Mann wird in solchen Fällen, nach vorgenommener Untersuchung, nur die Schuldigen strafen, die Menge verschonen, und in jeder Lage das thun, was Recht und Pflicht von ihm fordern. Gleichwie indeß, nach meiner oben gemachten Bemerkung, manche den Thaten des Friedens kriegerische Unternehmungen vorziehen, eben so gibt es auch viele, welchen gewagte und rasche Entschlüsse größer und glänzender scheinen, als überlegte Handlungen, wobey man nichts aufs Spiel setzt. Freylich müssen wir die Gefahr in so fern nicht zu vermeiden suchen, als wir uns dem gerechten Vorwurf einer unmännlichen Feigher-

zigkeit aussetzen würden. Allein eben so sehr hüthe man sich, ohne Noth derselben entgegen zu gehen, welches die größte Thorheit ist, die sich gedenken läßt. Man mache es in dieser Rücksicht wie die Aerzte, welche bey leichten Krankheiten gelinde Mittel vorschreiben, gefährliche und gewagte hingegen nur dannzumahl verordnen, wenn die dringende Gefahr der Krankheit sie nothwendig macht. So kann auch nur ein Rasender bey ruhigem Meere sich einen Sturm wünschen; aber Vernunft ist es, der Gefahr im Sturme auf jede mögliche Weise zu begegnen, um so viel mehr, wenn vom Gelingen mehr Gutes, als vom Mißlingen Böses zu erwarten steht. Uebrigens ist jede gewagte Unternehmung entweder bloß für denjenigen gefährlich, der sie wagt, oder auch für den Staat. Im erstern Falle setzt mau entweder sein Leben, oder seine Ehre und den Credit bey seinen Mitbürgern aufs Spiel. In Rücksicht auf solche Gefahren, die uns selbst angehen, dürfen wir immer mehr wagen, als bey denen, welche den Staat betreffen; und in Absicht der erstern dürfen wir weniger Credit und Ehre, als andere Vortheile in die Schanze schlagen. Freylich finden sich viele, die nicht nur ihr Vermögen, sondern auch ihr Leben für das Vaterland willig aufopfern, dagegen aber ihre Ehre nicht im mindesten auf das Spiel setzen würden, wenn auch gleich das gemeinsame Beste ein solches Opfer von ihnen verlangte. So dachte Callicratidas, der Feldherr der Lacedämonier, welcher in dem Peloponnesischen Kriege so manche schöne That glücklich ausführte, am Ende aber

wieder alles damit verderbte, daß er denjenigen kein Gehör gab, welche ihm riethen, die Flotte von den Arginusischen Inseln zu entfernen, und das Treffen mit den Atheniensern zu vermeiden. Die Lacedämonier, sagte er, könnten nach Verlust ihrer Flotte sich immer wieder eine andere schaffen; er hingegen könne ohne Schande unmöglich fliehen. Zwar war dieser Schlag den Lacedämoniern noch erträglich; tödtlich hingegen war für sie derjenige, welchen sie damahls litten, als Cleombrotus, um übler Nachrede zu entgehen, dem Epaminondas ein gewagtes Treffen lieferte, mit dessen Verlust der gänzliche Ruin von Lacedämons Macht verbunden war. Wie viel besser handelte Quintus Maximus, von welchem Ennius sagt:

Zaudernd hat uns ein Mann vom Untergange gerettet;
Denn ihm war sein Ruf nicht über dem Heile des Volkes.
Darum strahlet auch fürder und hehr die Ehre des Helden.

Auch Staatsmänner haben sich vor diesem Fehler zu hüthen. Denn auch unter ihnen gibt es solche, die, aus Furcht sich Feinde zu machen, ihre Meinung, wenn sie noch so gut wäre, nicht heraus sagen dürfen.

25. Ueberhaupt aber sollte jeder Regent zum voraus folgende zwey Vorschriften des Plato fest ins Gedächtniß fassen: die eine, daß er den Nutzen seiner Mitbürger zum letzten Ziele aller seiner Handlungen mache, und demselben sein besonderes Interesse aufopfere; die andere, daß seine Fürsorge sich auf den ganzen Staatskörper erstrecke, nicht bloß eines Theiles sich annehme, und den übrigen sich

entziehe. Denn die Staatsverwaltung muß, gerade wie eine Vormundschaft, nicht zum Nutzen dessen, welchem sie aufgetragen ist, sondern derjenigen geführt werden, welche ihrer Sorge anvertraut sind. Wer aber nur für einen Theil seiner Mitbürger sorgt, und den andern vernachlässiget, der erzeuget dadurch die verderblichsten Uebel, Zwiespalt und Mißhälligkeit in dem Staate; daher es dann kommt, daß einige sich zur Partey des Volkes, andere zu den Großen schlagen, und nur wenige es mit allen redlich meinen. Aus dieser Quelle flossen bey den Atheniensern ernstliche Zerwürfnisse, in unserm Staate nicht nur Empörungen, sondern auch verderbliche Bürgerkriege. Dergleichen Uebel wird nun jeder weise und patriotisch gesinnte Mann, der es werth ist, einer der ersten im Staate zu seyn, meiden und verabscheuen, und, ohne einen Anhang zu suchen oder nach Macht zu streben, sich dem Vaterlande so weihen, daß seine Fürsorge auf das Ganze, und auf alle und jede Mitglieder sich erstrecke. Nie wird auch ein solcher Mann irgend einem andern durch Verleumdung Häßer und Feinde zu erwecken suchen; überhaupt aber wird er auf Gerechtigkeit und Tugend so strenge halten, daß er um ihretwillen keinen Haß scheuen, und lieber sein Leben aufopfern, als davon lassen würde. Ein höchst verderbliches Uebel ist es für einen Staat, wenn Regenten um Rang und Aemter gegen einander im Felde liegen. Sehr treffend sagt in dieser Rücksicht Plato, diejenigen, welche sich um die Regierung streiten, handeln eben so unbesonnen, als Schiffer, wel-

che sich unter einander um das Steuer schlügen. Eben derselbe will auch, daß man nur die Gewalt brauchenden Feinde des Staates als Gegner ansehe, nicht aber diejenigen, welche nach eigenen, von unsern verschiedenen, Grundsätzen dem Staate zu rathen suchen. Und so dachten Publius Africanus und Quintus Metellus, welche bey aller Verschiedenheit ihrer Grundsätze einander nie anfeindeten. Auch diejenigen verdienen kein Gehör, welche es für den Charakter einer starken und männlichen Seele halten, wenn man seinen Gegnern sich mit leidenschaftlicher Hitze entgegen stellt. Im Gegentheil ist nichts schöner, nichts kleidet den großen Mann besser, als Versöhnlichkeit und Sanftmuth. Den Regenten eines freyen Volkes, dessen Bürger alle gleiche Rechte besitzen, sind außer dem auch noch Gutmüthigkeit, und jene so geheißene Kaltblütigkeit nothwendig, um nicht über ungelegene Besuche, oder unverschämte Bitten böse zu werden, und dadurch in ein gewisses verdrießliches Wesen zu verfallen, welches uns bey Führung der Geschäfte hinderlich, und bey andern nachtheilig werden könnte. Freylich sind Gelindigkeit und Güte nur in so fern zu loben, als sie jene Strenge nicht ausschließen, welche das allgemeine Beste erfordert, und ohne welche ein Staat nicht wohl regiert werden kann. Ferner muß jede Ahndung und Strafe von beabsichtigter Beschimpfung frey seyn, und nicht die Befriedigung des Strafenden, sondern das allgemeine Beste zum Zweck haben. Auch muß die Strafe immer dem Vergehen angemessen seyn, und nie darf man in gleichen Fällen die einen

zur Strafe, die andern auch nicht einmahl zur Verantwortung ziehen. Vor allem aus aber hat der Strafende sich vor dem Zorne zu hüthen. Denn wer im Zorne straft, der wird jene Mittelstraße zwischen dem, was zu viel, und was zu wenig ist, nimmer halten. Diese Mittelstraße ist es, welche die Peripatetiker loben, und mit allem Rechte loben; nur sollten sie dabey auch den Zorn nicht billigen, noch behaupten, daß die Natur uns denselben zu unserm Besten gegeben habe. In der That sollte man ihn von jeder Handlung verbannen; und zu wünschen wäre es, daß die Regenten hierin die Gesetze nachahmen möchten, welche die Strafe nicht aus Zorn, sondern zur Handhabung der Gerechtigkeit verordnen.

26. Je mehr übrigens das Glück uns begünstiget, und alles nach unsern Wünschen geht, um desto mehr müssen wir gegen Uebermuth, Geringschätzung anderer, und Anmaßung auf der Huth seyn. Denn vom Glück oder Unglück sich aus seiner Fassung bringen lassen, das verräth, eines wie das andere, einen schwachen Geist. Hingegen ist nichts so schön, als Gleichmuth, der sich nie verläugnet, und ein Auge und eine Miene, die sich nie verändert, so wie die Geschichte uns den Socrates und den Cajus Lälius beschreibt. Philippus, der König von Macedonien, ward zwar, wie man weiß, an glorreichen Thaten von seinem Sohne übertroffen, aber an Güte und menschenfreundlichem Betragen lange nicht erreicht. Daher erscheint er uns nie anders als groß, dieser hingegen nicht selten äußerst klein. Es ist demnach eine sehr heilsame Vorschrift,

daß, je höher einer steht, er in seinem Betragen desto mehr Herablassung beweisen müsse. Panätius erzählt von seinem Freund und Schüler Africanus, er hätte oft gesagt: gerade so wie man die Pferde, welche durch das Getümmel der Schlachten allzu wild und unbändig geworden seyn, den Bereitern zuführe, um sie zu bequemerm Gebrauche zu zähmen, eben so sollte man auch diejenigen Menschen, welche ein allzu großes Glück zügellos und vermessen gemacht habe, in die Schule der Vernunft und des Unterrichtes führen, um daselbst von der Zufälligkeit menschlicher Dinge und dem Unbestand des Glückes belehrt zu werden. Selbst im größten Flor des Glückes müssen wir auf den Rath unserer Freunde horchen, und ihre Vorstellungen noch mehr bey uns wirken lassen, als sonst jemahls. Auch müssen wir alsdann unsere Ohren vor dem Beyfall und Lobe des Schmeichlers verstopfen — was nun freylich eine harte Prüfung ist. Denn wir sind geneigt, jedes Lob, das uns ertheilt wird, für verdient zu halten. Dieß aber ist die Quelle unzähliger Fehltritte, indem man, von einer eiteln Einbildung von seinem Werthe aufgeblasen, andern zum Gespötte wird, und sich selbst auf eine häßliche Weise täuscht. Doch genug hiervon. — Ich schließe mit der Bemerkung, daß es die Beherrscher der Staaten sind, welche die wichtigsten Dinge, wozu am meisten Seelengröße erfordert wird, verrichten, weil sie den größten Wirkungskreis, und den ausgebreitetesten Einfluß auf das Wohl anderer Menschen haben. Auf der andern Seite hat es aber auch seit jeher Männer von gro-

ßem Geiste gegeben, welche sich, bey der Muße des Privat-Lebens, mit der Erforschung wichtiger Gegenstände oder mit großen Entdeckungen beschäftiget, und im übrigen sich auf den Kreis ihrer eigenen Angelegenheiten eingeschränkt haben. Andere haben gewisser Maßen die Mittelbahn zwischen Weltweisen und Staatsmännern eingeschlagen, und in der Besorgung ihrer Oekonomie ihr Vergnügen gesucht, jedoch mit dieser Einschränkung, daß sie weder zur Verbesserung derselben sich aller Mittel bedienten, noch auch andere von dem Genusse ihres Vermögens gänzlich ausschlossen, sondern im Gegentheil ihre Freunde so wohl, als auch im Nothfall den Staat daraus unterstützten. Ein solches Vermögen sey erstens durch keine schlechten Mittel, durch kein unedles noch verhaßtes Gewerbe erworben; hiernächst diene es vielen, aber nur würdigen Gegenständen zur Unterstützung; endlich werde es durch kluge Oekonomie, Fleiß und Sparsamkeit vermehrt, und nicht so wohl zur Schwelgerey und Ueppigkeit, als vielmehr zur Freygebigkeit und Wohlthätigkeit verwendet! Wer diese Vorschriften beobachtet, der kann auch in dieser Lage die Rolle eines angesehenen, edeln, unabhängigen Mannes, und dabey eines offenen, truglosen Menschenfreundes spielen.

27. Noch habe ich von demjenigen Theile des moralisch Schönen und Guten zu sprechen, welcher die Tugenden in sich begreift, die, so zu sagen, der Schmuck aller übrigen sind, ich meine das sittliche Gefühl, die Selbstbeherrschung, die Mäßigung, die Bezähmung der Leidenschaf-

ten, und die Beschränkung aller unserer Reden und Handlungen. Diese Rubrik befaßt dasjenige, was die Griechen mit Einem Worte πρέπον nennen, und was wir in unserer Sprache decorum, das ist, das Wohlanständige oder Schickliche heißen können. Dieses ist nun von einer solchen Beschaffenheit, daß es von dem moralisch Guten unmöglich getrennt werden kann. Denn was wohlanständig ist, das ist allemahl auch moralisch gut, und was moralisch gut ist, eben dasselbe ist auch wohlanständig. Worin übrigens beyde von einander verschieden seyn, das läßt sich eher empfinden, als durch Worte bestimmen. Denn das Wohlanständige setzt das moralisch Gute nothwendig voraus. Daher findet es nicht nur in demjenigen Hauptstücke, welches mir jetzt zu behandeln folgt, sondern auch in den bereits abgehandelten allen Statt. Denn der Vernunft und der Sprache sich mit Einsicht bedienen, in allem, was man thut, mit Ueberlegung handeln, und in jedem Gegenstande das Wahre erkennen und schützen, alles dieses steht wohl; hingegen stehen Unwissenheit, Irrthum, Trug und Täuschung nicht minder übel, als Verrücktheit und Wahnsinn. Eben so ist ferner jede gerechte Handlung wohlanständig, jede ungerechte hingegen nicht minder übel stehend als unmoralisch. Die gleiche Bewandtniß hat es mit der Tapferkeit. Jede Handlung, welche von männlichem Muthe und Größe der Seele zeugt, kleidet den Mann, und ist seiner würdig; da hingegen jede entgegengesetzte Handlung eben so übel stehend als unmoralisch ist. Demnach findet sich das, was ich das Wohlan-

ständige nenne, bey jeder Gattung der Moralität, und zwar so, daß es daran auffällt, und nicht erst mühsam aufgesucht werden darf. Denn mit jeder Tugend ist ein gewisser Anstand verbunden, welcher weniger für sich allein bestehen, als in den Gedanken von der Tugend abgesondert werden kann. In der That, so wie körperliche Reize und Schönheit mit der Gesundheit unzertrennlich verbunden sind, eben so fließt das Wohlanständige mit der Tugend in Eins zusammen; dennoch aber kann es vermittelst der Abstraction in den Gedanken davon abgesondert werden. Uebrigens gibt es mehr als Eine Gattung des Wohlanständigen. Das eine ist das allgemein Wohlanständige, welches sich bey der Moralität überhaupt findet. Das andere ist eine untergeordnete Art, welche einen besondern Zweig der Moralität ausmacht. Von dem erstern gibt man folgende Erklärung: Wohlanständig heiße dasjenige, was dem Charakter des Menschen, in wie fern derselbe ihn über alle andern belebten Wesen erhebt, angemessen sey. Als untergeordnete Art hingegen heißt das Wohlanständige diejenige Uebereinstimmung mit dem Charakter des Menschen, welche sich in der Mäßigung und Selbstbeherrschung mit einem gewissen edeln und gefälligen Anstand äußert.

28. Daß diese Erklärung richtig sey, das erhellet aus derjenigen Gattung des Schicklichen, welche die Dichter zu beobachten suchen, und wovon ausführlich zu reden hier der Ort nicht ist. Wir sagen nähmlich dannzumahl von den Dichtern, daß sie das Schickliche beobachten, wenn sie

jede Person nach ihrem gegebenen Charakter handeln und reden lassen. Gesetzt Aeacus oder Minos spräche auf der Bühne also:

Was kümmert mich ihr Haß, wenn sie nur fürchten!

oder,

Der Kinder Grab ist Er, der Vater selbst,

so würde man dieß unschicklich finden, weil die Geschichte uns diese Personen als tugendhafte Männer darstellt. Wenn hingegen Atreus dieses sagt, so klatscht man; denn die Rede ist dem Charakter angemessen. Was sich nun für jede Person schicke, das beurtheilt der Dichter nach ihrem Charakter. Wir hingegen müssen das Schickliche nach dem Charakter beurtheilen, welchen die Natur selbst uns gegeben hat, und welcher uns in Absicht auf Werth und Grad über unsere belebten Mitgeschöpfe weit erhebt. Und da im Leben sich eine so große Verschiedenheit der Charakter findet, so liegt es dem Dichter ob, auch darauf zu sehen, was sich für einen fehlerhaften Charakter schicke. Uns hingegen hat die Natur, ohne Ausnahme, die Rolle der Uebereinstimmung im Thun und Reden, der Mäßigung, der Selbstbeherrschung, und der Sittsamkeit aufgetragen; und eben sie ist es auch, welche uns für das Urtheil anderer Menschen über unser Betragen empfindlich gemacht hat. Hieraus wird nun klar, wie allgemein so wohl diejenige Gattung des Wohlanständigen und Schicklichen sey, welche sich über die ganze Moralität erstreckt, als auch die, welche sich auf einzelne Arten der Tugend einschränkt. Gleich-

wie nähmlich die körperliche Schönheit durch den harmonischen Bau der Glieder dem Auge gefällt, und eben durch diese reizende Uebereinstimmung der Theile eine angenehme Empfindung erregt, eben so erregt auch das Wohlanständige in dem sittlichen Betragen das Wohlgefallen anderer Menschen durch die Wahrnehmung von Regelmäßigkeit, Uebereinstimmung und Mäßigung in allen unsern Reden und Handlungen. Deßhalb ist es billig, daß wir gegen andere Menschen eine gewisse Achtung äußern, und zwar nicht nur gegen die edelsten und besten, sondern gegen alle und jede. Denn in Absicht dessen, was andere von uns urtheilen, gleichgültig seyn, das ist nicht bloß Eigendünkel, es ist wahre Schamlosigkeit. Uebrigens ist bey der Rücksicht, welche man auf andere zu nehmen hat, diese Achtung, von der ich hier rede, von der Gerechtigkeit verschieden. Die letztere hüthet sich, andere zu vervortheilen; jene hingegen scheut sich, irgend jemanden anstößig zu werden; und gerade dieses ist es, was hauptsächlich den Charakter des Wohlanständigen ausmacht. Aus dem bisher Gesagten erhellet nun, wie mich dünkt, die eigentliche Beschaffenheit dieser Tugend hinlänglich. Die von derselben abfließende Pflicht leitet uns allererstens auf die genaue Befolgung der von der Natur in uns gelegten Anlagen und Grundtriebe. Unter der Führung derselben werden wir von dem rechten Ziele nie abweichen; werden wir unsere Verstandeskräfte durch Erforschung und Prüfung der Wahrheit üben; werden wir den gesellschaftlichen Verhältnissen nachleben, und auch nach den Tugenden der Mann-

heit und Seelenstärke streben. Vorzüglich aber äußert sich das Wesen des Wohlanständigen in der besondern Gattung der Tugend, von welcher ich jetzt handle. Denn nicht nur erregen diejenigen Bewegungen des Körpers, welche dem Bau desselben angemessen sind, unser Wohlgefallen — die Bewegungen der Seele, welche mit der Natur derselben überein stimmen, verdienen es in einem noch weit höhern Grade. Nun gibt es zwey verschiedene Kräfte der Seele. Die eine ist das Begehrungsvermögen, (die Griechen nennen es ὁρμὴ) welches uns gewaltsam bald nach diesem, bald nach einem andern Gegenstande hintreibt; die andere ist die Vernunft, welche uns durch deutliche Vorstellungen und Gründe belehrt, was wir thun oder meiden sollen. Offenbar ist diese letztere von der Natur zum Befehlen, jene hingegen zum Gehorchen bestimmt.

29. Bey allen unsern Entschließungen müssen wir uns demnach vor Uebereilung und Unbesonnenheit hüthen, und nie handeln, ohne von dem, was wir thun, einen statthaften Grund angeben zu können. So lautet ungefähr die Erklärung, welche man von der Pflicht gibt. Zu diesem Ende hin müssen wir die Begierden der Herrschaft der Vernunft unterwerfen, so daß sie ihr weder zuvor eilen, noch auch derselben aus Schlaffheit und Muthlosigkeit ihren Dienst versagen, und dabey stets ruhig und von aller stürmischen Bewegung frey bleiben. Alsdann werden Uebereinstimmung und Mäßigung in unserm Betragen sichtbar seyn. So bald nähmlich die Begierden ausschweifen, und in ihren Bestrebungen oder Verabscheuungen mit zügelloser Hitze

sich der Leitung der Vernunft entziehen, so überschreiten sie offenbar Ziel und Maß. Denn sie entschütten sich des Gehorsams, und widerstreben der Herrschaft der Vernunft, welcher die Ordnung der Natur sie unterworfen hat; und dadurch zerrütten sie nicht allein die Seele, sondern auch den Körper. Dieß lehrt schon der bloße Anblick derjenigen, welche von Zorn, oder leidenschaftlicher Begierde, oder Furcht, oder übermäßiger Begierde bestürmt werden — Miene, Stimme, Bewegung und Stellung wird man an ihnen ganz verändert finden. Um wieder auf die Bahn meiner Untersuchung einzulenken, so erhellet aus dem Gesagten deutlich, daß es Pflicht sey, die Begierden einzuschränken und zu zähmen, und unsere Aufmerksamkeit und Sorgfalt stets rege zu halten, damit wir in keinem Falle weder rasch noch aufs Gerathewohl, weder voreilig noch unbesonnen handeln. Denn offenbar sind wir, nach der Bestimmung der Natur, nicht zu Spiel und Scherz, sondern zum Ernst und zu würdigern und wichtigern Verrichtungen geschaffen. Freylich sind uns auch Spiel und Scherz vergönnt, aber, so wie der Schlaf und andere Erhohlungen, erst alsdann, wenn wir den wichtigen und ernsthaften Beschäftigungen und Pflichten genug gethan haben. Aber auch so muß der Scherz weder ausschweifend noch ausgelassen, sondern edel und geistreich seyn. Denn so wie wir den Kindern bey ihren Spielen nicht uneingeschränkte Freyheit gestatten, sondern nur so viel, als sich mit dem sittlichen Wohlstand verträgt, eben so muß auch in dem Scherze der sittliche Werth des Man-

nes durchschimmern. Ueberhaupt gibt es zwey Arten des Scherzes: die eine ist niedrig, ausgelassen, leichtfertig und schmutzig; die andere geschmackvoll, fein, witzig und geistreich. Scherze von dieser letztern Art findet man nicht nur bey unserm Plautus, und in dem ältern Attischen Lustspiele, sondern auch in den Schriften der Socratischen Weltweisen häufig; deßgleichen in der Sammlung geistreicher Reden verschiedener Personen, welche der ältere Cato unter der Aufschrift ἀποφθέγματα gemacht hat. Es ist demnach leicht, den edeln Scherz von dem niedrigen zu unterscheiden. Der eine, zur Zeit und am rechten Orte angebracht, kleidet einen Mann von jovialischem Geiste wohl; der andere, welcher Ungezogenheiten in schlüpfrigen Ausdrücken vorbringt, ist selbst eines Mannes von freyerer Denkungsart unwürdig. — Auch in den Ergetzlichkeiten müssen wir ein gewisses Maß halten, und z. B. weder unser Vermögen an Schauspieler und Tänzerinnen verschwenden, noch überhaupt vom Taumel sinnlicher Lust uns zu Unanständigkeiten hinreißen lassen. Erlaubte und anständige Ergetzlichkeiten biethen uns das Marsfeld und die Jagd an.

30. Bey der Bestimmung jeder Pflicht müssen wir den großen Vorzug der menschlichen Natur vor dem ganzen Geschlechte der Thiere stets im Auge behalten. Die Thiere sind einzig für die sinnliche Lust empfindlich, und nach dieser streben sie mit ungemäßigtem Triebe. Der menschliche Geist hingegen findet seine Nahrung im Lernen und Denken; seine Aufmerksamkeit und Thätigkeit sind immer

gespannt, und für ihn ist es ein Vergnügen, immer etwas Neues zu sehen oder zu hören. Selbst diejenigen Menschen, welche dem sinnlichen Vergnügen in einem höhern Grade ergeben sind, wofern sie anders nicht sich selbst zum Vieh herab würdigen — denn auch solche Menschen gibt es, welche nichts Menschliches an sich haben, als den Nahmen — ich sage, selbst jeder Wollüstling von der bessern Art wird aus einem gewissen sittlichen Gefühle seinen Hang nach sinnlicher Lust vor andern zu verheimlichen und zu verläugnen suchen. Ein klarer Beweis, daß die körperliche Wollust unter der Würde der menschlichen Natur sey, und daß man sie entweder völlig verachten und verschmähen, oder, wofern man einigen Hang dazu bey sich fühlt, den Genuß derselben mit Vorsicht und Festigkeit beschränken müsse. Daher sollten wir in der Nahrung und überhaupt bey der Verpflegung unsers Körpers einzig auf die Gesundheit und auf die Erhaltung unserer Kräfte, und nie auf das sinnliche Vergnügen Rücksicht nehmen. In der That dürfen wir nur den Werth und die Würde der menschlichen Natur in Erwägung ziehen, um es zu fühlen, wie schändlich entnervende Ueppigkeit, Wollust und Weichlichkeit, wie schön hingegen eine frugale, eingezogene, strenge und nüchterne Lebensart sey. — Ferner ist zu bemerken, daß die Natur uns, so zu sagen, eine gedoppelte Rolle aufgetragen hat. Die eine besteht in dem allgemeinen Charakter der Menschheit, welcher auf der Vernunft und den übrigen Vorzügen beruhet, die den Menschen über die Thiere erheben, und welcher

die Quelle des moralisch Schönen und Wohlanständigen, und die Grundlage aller Pflichten ausmacht. Die andere besteht in dem, jedem einzelnen Menschen eigenthümlichen Charakter. Denn die Verschiedenheit, welche wir in Ansehung der körperlichen Beschaffenheit und Kräfte wahrnehmen, und vermöge deren einige durch Schnelligkeit zum Laufe, andere durch Stärke zum Ringen, und so auch, in Ansehung der Leibesgestalt, einige durch eine edle und männliche Bildung, andere durch reizende Schönheit sich auszeichnen, — eben diese Verschiedenheit findet auch in Absicht der Anlagen des Geistes, und zwar in einem noch höhern Grade, Statt. Lucius Crassus z. B. und Lucius Philippus zeichneten sich durch angenehmen und muntern Witz aus, und mehr noch, als diese beyde, Cajus Cäsar, dessen Witz übrigens mehr durch Kunst und Studium gebildet war. Die Altersgenossen dieser Männer, Marcus Scaurus und der junge Marcus Drusus, waren von ungemein ernstem, Cajus Lälius von sehr lebhaftem und munterm Charakter; der Freund des letztern, Scipio, gab sich um eben diese Munterkeit Mühe, wiewohl er von Natur mehr zum Ernste geneigt war. Unter den Griechen wird uns Socrates als ein Mann von angenehmer, geistvoller und belebter Unterhaltung beschrieben, der seinen Gesprächen immer jene feine Wendung der Verstellung gab, welche die Griechen Ironie heißen; Pythagoras und Pericles hingegen erwarben sich die größte Achtung, ohne etwas von jener frohen Laune zu haben. Unter den Punischen Feldherren ist Hannibal, unter den

unsrigen Quintus Maximus von Seite der Verschlagenheit bekannt. Ihnen war es ein Leichtes, ihre Anschläge zu decken, und zu verschweigen, den Feind irre zu führen, ihn ins Garn zu locken, und seine Absichten zu wittern. Von eben dieser Seite sind bey den Griechen Themistocles und Jason von Pherä vor allen andern berühmt. Sehr verschmitzt und schlau war jener Einfall des Solon, der, um sein Leben sicher zu stellen und seinem Vaterlande desto ungehinderter rathen zu können, die Rolle eines Wahnsinnigen spielte. Andere sind von diesen gerade das Gegentheil, unbefangene, offene Menschen; Freunde der Wahrheit, und Hässer alles Truges, welche nie im Verborgenen handeln, noch sich irgend eine List erlauben. Wiederum gibt es andere, die, um zu ihrem Zwecke zu gelangen, sich alles gefallen lassen, und jeden sich zu verbinden trachten; solche Männer habe ich in Sulla und Marcus Crassus gekannt. Ein Muster von Verschmitztheit und ausharrender Geduld war der Lacedämonier Lysander; das Gegentheil von ihm war Callicratidas, welcher den Lysander in dem Commando über die Flotte ablöste. So gibt es auch Männer von Rang und Bedeutung, die im Umgange sich so herab zu lassen wissen, daß jeder sie leicht für seines gleichen halten könnte. Unter meinen Zeitgenossen besaßen diese Kunst Catulus Vater und Sohn, und Quintus Mucius Mancia. Nach dem Zeugnisse unserer ältern Männer soll auch Publius Scipio Nasica sie besessen haben; da hingegen sein Vater, welcher die verderblichen Anschläge des Tiberius Gracchus

zernichtete, im Umgange ganz trocken gewesen seyn soll; so wie auch Xenocrates es war, ein Weltweiser, der gerade durch seine äußerst strenge Lebensart und Grundsätze zu einem vorzüglichen Ruf und Ansehen gelangt ist. Und so finden sich noch unzählige Abweichungen der Gemüthsanlagen und Charakter, welche darum noch lange nicht fehlerhaft heißen können.

31. Damit nun dieses Wohlanständige und Schickliche, wovon hier die Rede ist, erzielt werde, so muß jeder seinem eigenthümlichen Charakter, in wie fern er nicht fehlerhaft ist, getreu bleiben. Freylich müssen wir dem allgemeinen Charakter der Menschheit stets gemäß handeln, und davon nie abweichen, dabey aber auch auf unsern individuellen Charakter Rücksicht nehmen, und denselben auch dann zur Richtschnur unsers Betragens machen, wenn eine andere Handlungsweise an sich edler und vollkommener wäre. Denn es ist unschicklich, seinem Naturell Zwang anzuthun, und nach dem zu streben, was man doch nicht erreichen kann. Hieraus wird nun die eigentliche Beschaffenheit des Wohlanständigen oder Schicklichen, von welchem ich rede, klar: nähmlich, nichts kann schicklich seyn, was, nach dem Sprichworte, der Minerva zum Trotze geschieht, das ist, was unserer Natur zuwider ist, und wogegen sie sich sträubt. Wenn aber je etwas schicklich heißen kann, so ist es Gleichförmigkeit des Betragens und der Handlungen, welche unmöglich erzielt werden kann, wenn man sich einen fremden Charakter zum Muster nimmt, und von seinem eigenen abweicht. In der

That, so wie jeder seine Sprache rein schreiben und reden sollte, ohne sich, wie gewisse Leute, durch Einmischung Griechischer Wörter lächerlich zu machen; eben so sollten wir auch in unsern Handlungen und in unserm Betragen überhaupt jede Mißhälligkeit zu vermeiden trachten. Dieser Unterschied der Charakter ist so wichtig, daß demselben zu Folge, wenn zwey Menschen sich in eben derselben Lage befinden, es für den einen schicklich seyn kann, sich selbst das Leben zu rauben, für den andern nicht. Oder war nicht Cato mit allen denen, welche sich in Africa an den Cäsar ergaben, in einerley Lage? Nichts desto weniger würden die übrigen, wenn sie sich selbst umgebracht hätten, schwerlich dem Tadel entgangen seyn, weil sie in ihrem Leben weniger strenge, und von geschmeidigerem Charakter waren. Cato hingegen, in dessen Charakter die Natur eine so außerordentliche Festigkeit gelegt hatte, die durch eine ununterbrochene Gleichförmigkeit in seinem Thun und Lassen noch verstärkt ward; er, welcher auf seinem einmahl gefaßten Entschlusse unerschütterlich beharrte, mußte lieber den Tod wählen, als den Unterdrücker des Vaterlandes vor seinen Augen sehen wollen. Wie vieles ertrug nicht Ulysses auf seiner Irrreise, da er Weibern zu Gefallen lebte, (wenn anders Circe und Calypso Weiber heißen können) und da er durch alle seine Reden sich jedermann gefällig und angenehm zu machen suchte! Zu Hause ertrug er so gar die Beschimpfungen seiner Sclaven und Mägde, nur damit er endlich zu seinem Zwecke gelangen möchte. Ajax hingegen

würde, nach dem Charakter, unter welchem wir ihn kennen, lieber tausend Mahl den Tod, als eine solche Behandlung erduldet haben. Alle diese Betrachtungen führen zuletzt dahin, daß jeder auf den ihm eigenthümlichen Charakter Rücksicht nehmen, demselben die gehörige Richtung geben, und nie die Probe machen soll, wie ein fremder Charakter ihn kleide. Denn dasjenige, was uns eigenthümlich ist, das kleidet uns allemahl am besten. Jeder prüfe demnach seine natürlichen Anlagen, und beurtheile mit unparteyischer Strenge seine Vorzüge so wohl, als seine Mängel. Denn es würde uns übel anstehen, von dieser Seite weniger Einsicht zu zeigen, als die Schauspieler, welche gewöhnlich nicht die besten Schauspiele, sondern diejenigen wählen, welche ihnen die angemessensten sind. Wer sich einer vorzüglichen Stärke in der Declamation bewußt ist, der wählt die Epigonen, oder den Medus; wer sich durch das Gebehrdenspiel auszeichnet, die Menalippa und Clytämnestra. Rupilius, den ich mich noch erinnere gesehen zu haben, wählte immer die Antiopa, Aesopus selten den Ajax. Und sollte wohl ein Schauspieler auf der Bühne diese Vorsicht gebrauchen, ein Weiser hingegen im Leben nicht? Vor allem aus also müssen wir uns auf dasjenige legen, wozu wir das meiste Geschick haben. Wofern wir uns aber je aus Noth zu einer Rolle gedrungen sehen, welche mit unsern natürlichen Anlagen sich weniger verträgt, so müssen wir alle unsere Sorgfalt, Anstrengung und Geflissenheit aufbiethen, um sie, wo nicht mit völligem Anstande, doch mit so wenigem Uebelstand als mög-

lich, spielen zu können. Ueberhaupt aber soll unser Bestreben weniger dahin gehen, Vorzüge, welche uns von der Natur versagt sind, uns eigen zu machen, als vielmehr Fehler, deren wir uns bewußt sind, uns abzugewöhnen.

32. Zu den beyden Rollen, welche, wie ich oben sagte, die Natur uns aufgetragen hat, kommt eine dritte, welche uns gewisse Vorfälle oder die äußern Umstände auflegen, und noch eine vierte, die wir selbst durch freye Wahl nach der Convenienz bestimmen. Denn Thronen, Herrschaften, Adel, Ehrenstellen, Reichthümer, Macht, alles das hängt, so wie das Gegentheil, vom Zufall ab, und wird durch die Umstände bestimmt. Was wir aber für eine Rolle in der Welt spielen wollen, darüber entscheiden wir selbst. Einige bestimmen sich für die Weltweisheit, andere für die bürgerlichen Rechte, noch andere für die Beredsamkeit; und selbst in Absicht der moralischen Vorzüge will der eine durch diese, der andere lieber durch eine andere Tugend sich auszeichnen. Diejenigen, deren Väter oder Voreltern durch irgend ein Verdienst merkwürdig geworden sind, suchen insgemein sich von der nähmlichen Seite zu zeigen. Daher legte sich Quintus Mucius, der Sohn des Publius, auf die Rechtsgelehrsamkeit; Africanus, der Sohn des Paulus Aemilius, auf das Kriegswesen. Manche fügen zu den Verdiensten, welche von den Vätern auf sie forterbten, noch ein neues und eigenes hinzu. So krönte eben derselbe Africanus seinen Kriegsruhm durch die Beredsam-

keit. Dieß that auch Timotheus, der Sohn des Conon, welcher ein eben so großer Kriegsheld war, als sein Vater, und noch dazu den Ruhm des Genies und der Gelehrsamkeit sich erwarb. Andere hingegen verlassen den Pfad ihrer Voreltern, und betreten eine eigene Bahn. Gewöhnlich geschieht dieß von denjenigen, welche von unberühmten Vorfahren herstammen, und sich empor zu schwingen trachten. Alle diese Puncte nun kommen bey der Frage, was für uns wohl oder übel stehe, mit in Anschlag. Vor allem aus aber müssen wir bestimmen, wer wir seyn, welche Rolle wir in der Welt spielen, und was für eine Lebensart wir ergreifen wollen — eine Berathschlagung, welche mit den größten Schwierigkeiten verbunden ist. Denn in den Jahren des Jünglingsalters, wo das Urtheil noch lange nicht zur Reife gediehen ist, bestimmt sich insgemein jeder für diejenige Lebensart, wozu er am meisten Lust bey sich fühlt. Und so kommt es denn, daß man eine Bahn einschlägt, und sich in einen bestimmten Lebensplan verflochten sieht, bevor man im Stande war, zu urtheilen, was das Beste sey. Zwar läßt Prodikus, wie wir bey Xenophon lesen, den Hercules beym Eintritt in sein Jünglingsalter, welches die Natur zur Auswahl unserer künftigen Lebensart bestimmt hat, sich in eine einsame Gegend hin begeben, und daselbst lange und ernstlich mit sich selbst zu Rathe gehen, ob er die Bahn der Wollust, oder der Tugend, welche beyde er vor sich sah, einschlagen solle. Und in der That läßt von einem Sohne Jupiters, wie Hercules

war, so etwas sich allenfalls noch gedenken; weniger aber von uns andern, die wir uns, der eine diesen, der andere einen andern zum Muster vorstellen, und ihre Neigungen und Entwürfe mit rascher Hitze ergreifen. Gewöhnlich sind es die Eltern, deren Maximen uns von früher Jugend eingepflanzt werden, welche durch ihr Beyspiel und ihre Denkungsart uns leiten. Andere bestimmt das Urtheil des großen Haufens, und, was die meisten Stimmen für das Beste erklären, das gefällt auch ihnen vor allem aus. Nur wenige Menschen führt entweder ein gutes Glück, oder ein vorzüglich richtiger Verstand, oder die Leitung ihrer Eltern, auf die rechte Bahn des Lebens.

33. Aeußerst selten aber finden sich solche Menschen, welche, mit vorzüglichem Genie oder nicht gemeinen Kenntnissen oder mit beyden zugleich ausgerüstet, sich über dieß in einer günstigen Lage befinden, um ihren Lebensplan mit Muße überlegen und entwerfen zu können. Bey dieser Berathschlagung muß uns die stete Rücksicht auf unsere Anlagen leiten. Denn so wie wir bey allem, was wir thun, wie ich oben erinnert habe, unsern Charakter und unsere natürlichen Anlagen zum Maßstabe des Schicklichen nehmen müssen, eben so müssen wir auch vorzüglich bey der Bestimmung unsers Lebensplanes unser Augenmerk auf diesen Punct richten, damit wir in unserm ganzen Betragen mit uns selbst überein stimmen und in keiner Art von Pflichten jemahls wanken. Da nun hierbey auf unsere Anlagen das meiste, hiernächst aber auch sehr viel

auf die Umstände ankommt, so müssen wir bey der Auswahl einer Lebensart zwar auf beyde, am meisten aber auf die erstern, Rücksicht nehmen. Denn die Natur ist immer mächtiger und beständiger; und wenn sie mit dem Glück ins Gedränge kommt, so gleicht ihr Streit dem Kampfe eines unsterblichen Wesens mit einem sterblichen. Wer sich also einmahl für eine Lebensart bestimmt hat, die er seinen Anlagen, in wie fern sie nicht fehlerhaft sind, bey genauer Prüfung am angemessensten fand, der beharre dabey ohne Wankelmuth, (denn das erfordert der Wohlstand durchaus) es wäre denn, daß er in der Folge überzeugt würde, in der Auswahl seiner Lebensart einen Mißgriff gethan zu haben. In diesem letztern Falle, der sich nun freylich leicht ereignen kann, müssen wir allerdings die betretene Bahn verlassen und unsern Plan ändern. Dieß wird allemahl leichter und mit besserer Art geschehen können, wenn die äußern Umstände uns zu einer solchen Veränderung Hand biethen. Widrigen Falls müssen wir dabey langsam und stufenweise gehen, gerade so wie eine Freundschaft, die uns weniger behagt oder ansteht, nach dem Urtheile weiser Männer, weit anständiger durch eine allmählige Trennung, als durch einen plötzlichen Bruch, aufgehoben wird. Ist nun aber ein solcher Wechsel getroffen, so müssen wir uns mit allem Eifer bestreben, es mit der That zu zeigen, daß wir ihn nicht ohne reife Ueberlegung beschlossen haben. — Ich habe oben die Nachahmung der Voreltern gebilliget. Davon muß ich erstens die Nachahmung dessen ausschließen, was an

ihnen fehlerhaft ist. Die zweyte Ausnahme findet da Statt, wo der individuelle Charakter die Nachahmung unmöglich macht. In diesem Falle befand sich der Sohn des ältern Africanus, welcher den Sohn des Paulus adoptirte. Seine Leibes-Constitution gestattete es ihm nimmer, seinem Vater so ähnlich zu werden, als dieser dem seinigen gewesen war. Gesetzt also, es fühle sich jemand entweder zum Sachwalter, oder zum Volksredner, oder zum Krieger nicht geschaffen, so lasse er weder Gerechtigkeit, noch Redlichkeit, noch Freygebigkeit, noch Mäßigung, noch Selbstbeherrschung, noch irgend eine von den Tugenden an sich vermissen, die in seiner Gewalt sind, damit man ihm diejenigen Vorzüge, welche ihm mangeln, desto leichter erlasse. Das beste Erbtheil, welches ein Vater seinem Sohne hinterlassen kann, und welches mehr werth ist, als aller Reichthum, besteht ohne Zweifel in dem Ruhme großer Verdienste und Thaten. Einen solchen Ruhm zu beflecken, ist allerdings pflichtvergessen und schändlich.

34. Uebrigens hat jedes Alter seine besondern Pflichten. Andere haben Jünglinge, und andere Greise zu beobachten. Auch diesen Unterschied muß ich mit wenigem berühren. Die Pflicht des Jünglinges ist es, für das Alter Achtung zu tragen, und daher sich die besten und würdigsten Männer zu wählen, um auf ihren Rath zu fußen, und ihrer Leitung zu folgen. Denn die Unerfahrenheit der Jünglingsjahre bedarf es allerdings, durch die Klugheit der Alten geleitet und vor Fehltritten gesichert zu werden. Vor allem aus muß man in diesem Alter gegen die Sinn-

lichkeit kämpfen, und den Geist so wohl als den Körper zur Erduldung der Arbeit und der Beschwerlichkeiten abhärten, damit man immer im Stande sey, als Soldat oder als Bürger seine Pflichten mit regem Eifer zu erfüllen. Auch dannzumahl, wenn man zur Erhohlung des Geistes sich einer angenehmen Zerstreuung überlassen will, muß man sich vor Ausschweifung hüthen, und den Wohlstand nie aus den Augen setzen: eine Vorsicht, welche die Gegenwart älterer Personen bey dergleichen Anlässen nicht wenig erleichtern würde. — Was nun die Alten betrifft, so muß bey diesen die körperliche Arbeit sich einschränken, die Thätigkeit des Geistes aber sich noch vermehren. Sie müssen sich bestreben, ihren Freunden, der Jugend, und vornehmlich dem Staate durch ihre Einsichten und durch ihre Erfahrung so nützlich als möglich zu werden. Gegen nichts müssen sie so sehr auf der Huth seyn, als daß sie nicht in Trägheit und Unthätigkeit versinken. Auch vor der Schwelgerey haben sie sich zu hüthen, welche keinem Alter wohl ansteht, an Greisen aber weit am häßlichsten ist. Wenn aber noch ausschweifende Sinnlichkeit dazu kommt, so ist das Uebel gedoppelt. Denn nicht nur schändet sich das Alter dadurch selbst, es macht auch durch sein Beyspiel die ausschweifende Jugend schamloser. — Ich glaube, daß es hier nicht außer dem Wege seyn wird, ein Wort von den Pflichten der Magistrats-Personen, der Privat-Leute, der Bürger und der Fremden zu sagen. Die besondere Pflicht einer Magistrats-Person ist es, zu bedenken, daß sie, als Repräsentant des Staates,

verbunden sey, das Ansehen und die Ehre desselben zu behaupten, die Gesetze zu handhaben, jedem sein Recht zu ertheilen, und nie zu vergessen, daß dieß alles ein Gut sey, welches ihrer Rechtschaffenheit anvertraut ward. Die Pflicht des Privat-Mannes ist es, mit den Rechten und Vortheilen sich zu begnügen, welche seine Mitbürger genießen, sich selbst weder zu erniedrigen und wegzuwerfen, noch auch über andere zu erheben, und in Beziehung auf den Staat nie etwas anderes zu wollen, als was mit der Ruhe desselben und mit der Rechtschaffenheit bestehen kann. Denn nur ein solcher Mann ist es, der mit Recht auf den Nahmen eines guten Bürgers Ansprache machen kann. Endlich ist es die Pflicht der Fremden und Beysassen, ihr eigenes Geschäft zu treiben und, um fremde Sachen unbekümmert, sich nicht in die Angelegenheiten eines Staates zu mischen, worin sie nicht Bürger sind. Auf diese Weise wird es leicht seyn, die Pflichten ausfündig zu machen, wenn wir nähmlich, mit steter Rücksicht auf Charakter, Umstände und Alter, nach dem Schicklichen und Wohlanständigen forschen. Ueberhaupt aber steht nichts besser, als Uebereinstimmung in allen unsern Handlungen und Entschlüssen.

35. Das Wohlanständige, von welchem ich rede, äußert sich so wohl in allen unsern Handlungen und Reden, als auch in jeder Bewegung und Stellung des Körpers. Innere Schönheit der Handlungen, Schicklichkeit in Absicht der Zeit und des Ortes, und eine dazu passende gefällige Manier sind die drey Bestandtheile, aus denen

es zusammen gesetzt ist — Begriffe, die wir uns begnügen müssen, mit dem Verstande zu fassen, da es schwerlich angeht, sie mit Worten genau zu bezeichnen. Da das Bestreben, denjenigen, mit und unter welchen wir leben, uns gefällig zu machen, die Rücksicht auf diese drey Stücke voraus setzt, so muß ich auch hiervon etwas sagen. Selbst die Natur hat den Bau unsers Körpers mit großer Vorsicht verfertiget. Was an der Gestalt und an der ganzen Bildung desselben einen nicht unangenehmen Eindruck macht, das alles hat sie zur Schau gestellt; diejenigen Theile hingegen, welche der natürlichen Bedürfnisse wegen vorhanden sind, und deren Anblick den Sinnen oder dem Gefühle anstößig seyn würde, hat sie entweder bedeckt, oder dem Auge durch ihre Lage entzogen. Mit dieser so vorsichtigen Einrichtung der Natur stimmt auch das sittliche Gefühl der Menschen zusammen. Denn was die Natur verborgen hat, das wird auch jeder Mensch von unverdorbenem Gefühle den Augen entziehen; er wird gewisse Bedürfnisse des Körpers so geheim als möglich befriedigen; er wird diejenigen Theile des Körpers, welche zu diesen Bedürfnissen dienen, so wenig als den Gebrauch derselben, bey dem eigentlichen Nahmen nennen; und was jeder ohne Scheu thun kann, wofern es nur ins geheim geschieht, das zu sagen, hält man für garstig. In der That ist es ausschweifende Ungezogenheit, von diesem allem etwas öffentlich zu thun, oder ohne Umschweife davon zu sprechen. In dieser Rücksicht verdienen die Cyniker, und einige beynahe Cynische Stoiker kein Gehör,

wenn sie es ungereimt und lächerlich finden wollen, daß wir die Benennung und Erwähnung solcher Dinge, welche an sich nicht schändlich sind, für unanständig halten, und hingegen andere, welche es sind, uns nicht scheuen bey ihren eigentlichen Nahmen zu nennen. Zum Exempel, Straßenraub, Betrug, Ehebruch sind schändliche Handlungen, und doch haben diese Benennungen nichts Anstößiges. Kinder zeugen ist eine rechtmäßige und erlaubte Handlung, aber anstößig ist die eigentliche Benennung. Diese und andere Einwendungen sind es, welche diese Leute gegen das Gefühl der Wohlanständigkeit auf die Bahn bringen. Allein dadurch werden wir uns nicht abhalten lassen, alles, was dem Auge oder dem Ohr anstößig seyn könnte, sorgfältig zu meiden. In der Stellung, im Gange, in der Art, wie wir sitzen, oder an der Tafel liegen, in allen Mienen und Blicken, und in jeder Bewegung der Hände, soll dieser Anstand sich nie vermissen lassen. Hierbey hat man zwey Extreme sehr zu vermeiden: auf der einen Seite ein weibisches, geziertes Wesen, auf der andern Plumpheit und Rusticität. Aber nimmer dürfen wir es an uns kommen lassen, daß Schauspieler und Redner, diese Puncte betreffend, genau auf dem Wohlstand halten, wir hingegen uns vernachlässigen. Auf der Schaubühne herrscht von Alters her so viel Rücksicht auf den Wohlstand, daß ohne ein Unterkleid niemand auftreten wird; weil man besorgt, durch die zufällige Entblößung gewisser Theile des Körpers einen unanständigen Anblick zu geben. Eben so erlaubt es bey uns die Sitte nicht, daß ein Va-

ter mit seinem erwachsenen Sohne, oder ein Schwiegervater mit seinem Schwiegersohn ins Bad gehe. Dieses Gefühl des Wohlstandes muß um so viel mehr geschont werden, da die Natur selbst hierbey unsere Lehrerinn und Führerinn ist.

36. Was die Schönheit betrifft, so gibt es zwey Arten derselben. Die eine ist die reizende Schönheit, die andere beruhet auf männlichem Adel und Würde. Jene ist dem weiblichen Geschlecht eigen, und nur die letztere schickt sich für Männer. Daher müssen wir auch im Anzuge allen unmännlichen Putz, und in den Gebehrden und Bewegungen jeden ähnlichen Fehler sorgfältig vermeiden. Es gibt gewisse allzu tactmäßige Bewegungen, welche sicher mißfallen, und eben so wohl gewisse gezierte theatralische Gebehrden, welche unmöglich anders als anstößig seyn können. In den Gebehrden so wohl, als in den Bewegungen kann nur dasjenige gefallen, was natürlich und ungekünstelt ist. Die männliche Schönheit wird durch eine gute Gesichtsfarbe gehoben; und diese können uns nur körperliche Uebungen verschaffen. Dazu gehört eine Nettigkeit, die von einer unangenehm auffallenden Aengstlichkeit eben so weit, als von roher und ungesitteter Vernachlässigung des Körpers entfernt ist. Eben so auch in Absicht der Kleidung, wobey, so wie überall, die Mittelstraße immer das beste ist. Was nun den Gang betrifft, so ist es unschicklich, gleichwie an einem festlichen Pomp, mit gemächlicher Langsamkeit einher zu schreiten; und hingegen, wo es Eile hat, hüthe man sich vor einer Schnel-

ligkeit, die uns außer Athem setzt, die Miene verändert, und das Gesicht verzerrt. Denn wer sich so zeigt, der erscheint als ein Mensch, der sich selbst nicht zu besitzen weiß. Noch weit mehr aber müssen wir dafür besorgt seyn, daß die Bewegungen der Seele ihr natürliches Ziel nie überschreiten, und dieß wird uns in so fern gelingen, als wir einerseits verhüthen, daß keine stürmische Leidenschaften sie ihr selbst entrücken, und anderseits stete Rücksicht auf dasjenige nehmen, was der Wohlstand von uns erheischt. Uebrigens sind die Bewegungen der Seele von gedoppelter Art. Die eine besteht in der Kraft zu denken, die andere im Begehrungsvermögen. Jene beschäftiget sich mit der Erkenntniß der Wahrheit, die andere ist die Quelle unserer Thätigkeit. Die Denkkraft müssen wir mit den besten Gegenständen beschäftigen, und das Begehrungsvermögen der Herrschaft der Vernunft unterwerfen.

37. Auch die Rede macht einen wichtigen Punct in der Rubrik des Wohlanständigen. Es gibt zwey Arten derselben. Die eine besteht in dem angestrengten, ununterbrochenen Vortrage, die andere in der gewöhnlichen Unterredung. Jene hat ihre Stelle vor Gericht, in der Volksversammlung und in dem Senate; diese im Umgange, bey gelehrten Unterredungen, bey Zusammenkünften, und auch beym Gastmahle. Für die erstere geben uns die Lehrer der Beredsamkeit gemessene Regeln, für die letztere hat man keine; und doch fänden, sollte ich denken, auch hier gewisse Regeln Statt. Allein wozu sich Schüler finden, dazu fehlt es an Lehrern nie. Hier aber will nie-

mand lernen; da hingegen von Lehrern der eigentlichen Beredsamkeit alles wimmelt. Indeß lassen sich die Regeln, welche man in Absicht der Gedanken und des Ausdruckes gibt, auch auf die Rede des Umganges anwenden. — Das Werkzeug der Rede ist die Stimme. Bey dieser sehen wir auf zwey Eigenschaften; daß sie vernehmlich, und daß sie angenehm sey. Beydes ist ein Geschenk der Natur. Doch läßt sich das eine durch Uebung, das andere durch Nachahmung solcher Personen erhöhen, welche vernehmlich und zugleich angenehm sprechen. Dieß, und dieß allein war es, wodurch die beyden Catuli sich den Ruf des feinsten Geschmackes erwarben. Zwar waren sie Männer von Geschmack; aber doch fanden sie in dieser Rücksicht noch ihres gleichen. Gleichwohl glaubte man, daß niemand das Lateinische mit solcher Feinheit spräche. Und dieß kam daher: der Ton ihrer Stimme war lieblich; sie sprachen die Buchstaben vollkommen aus, ohne Härte, und ohne irgend einen zu verschlingen; so daß sie vernehmlich sprachen, aber ohne Affectation. Ihre Stimme war ohne Anstrengung, weder matt, noch schreyend. Lucius Crassus besaß mehr Reichthum des Ausdruckes, und kam ihnen an feinem und geistvollem Witze zu. Dennoch glaubte man, daß die Catuli nicht minder gut sprächen. An Witz und Geist übertraf Cäsar, der Stiefbruder des ältern Catulus, alle andern so weit, daß er zuweilen die angestrengte Beredsamkeit seiner Gegner mit einer Antwort aus dem Stegreif entwaffnete. Alle diese Puncte kommen in Betrachtung, wenn man die Pflichten des

Wohlanständigen in ihrem ganzen Umfang erfüllen will. Diese Gattung der Rede, worin die Socratiker die größten Meister sind, sey sanft, entfernt von ungestümer Rechthaberey, und von angenehmer Munterkeit belebt. Nie bemächtige man sich, mit Ausschluß anderer, der Conversation; man finde es, wie überall, also auch hier billig, daß jeden die Reihe treffe. Vorzüglich nehme man Rücksicht auf den Gegenstand der Unterredung. Ist er ernsthaft, so spreche man im ernsthaften, ist er scherzhaft, im muntern Tone. Deßgleichen hüthe man sich, in seinen Reden nicht ein böses Herz zu verrathen. Gewöhnlich ist dieß dannzumahl der Fall, wenn wir abwesende Personen geflissentlich herunter machen; es sey, daß wir, spöttisch oder im Ernst, auf eine schmähsüchtige, beschimpfende Art von ihnen sprechen. Die gewöhnlichen Gegenstände des Gespräches sind entweder häusliche Angelegenheiten, oder Staatssachen, oder Wissenschaften und Künste. Wenn die Unterredung davon auf andere Gegenstände abschweift, so trachte man, sie dahin wieder zurück zu lenken; jedoch mit steter Rücksicht auf die anwesenden Personen. Denn nicht alle finden an den gleichen Sachen, noch zu jeder Zeit, noch in demselben Grade Geschmack. Auch darauf hat man zu sehen, wie lange ein Gespräch Unterhaltung gewähre. Denn es ist nicht genug, daß man mit guter Manier anzufangen wisse; man muß auch wissen, zu rechter Zeit aufzuhören.

38. Die nähmliche Vorschrift, welche in Rücksicht auf unser ganzes Betragen mit so gutem Grund ertheilt wird,

daß wir uns vor den Affecten, das ist, vor stürmischen Gemüthsbewegungen hüthen, welche sich wider die Vernunft empören, eben dieselbe gilt auch hier. Das Gespräch muß von dergleichen Bewegungen frey seyn. Wir müssen weder Zorn noch leidenschaftliche Begierde, weder träge Gleichgültigkeit noch Schüchternheit blicken lassen. Vorzüglich soll uns daran gelegen seyn, Achtung und Werthschätzung gegen diejenigen, mit welchen wir uns unterhalten, aus unsern Reden hervor leuchten zu lassen. Zuweilen werden auch Bestrafungen nöthig, welche einen heftigern Ton der Stimme und nachdrücklichere Worte erfordern, und wobey wir uns das Ansehen geben müssen, als ob wir zürnten. Indeß müssen wir zu diesem Mittel, so wie die Aerzte zum Brennen und Schneiden, nur selten, und ungern, und dann erst schreiten, wenn es die Noth erfordert, und kein anderes Mittel übrig bleibt. Aber auch dann hüthe man sich sehr vor dem Zorn, welcher weder Vernunft noch Ueberlegung gestattet. In den meisten Fällen aber werden sanfte Verweise, denen es zwar an Ernst und Nachdruck nicht fehlt, die aber dennoch nichts Beschimpfendes haben, schon ausreichen. Auch soll man bey jeder Bestrafung den, welchen sie angeht, es fühlen lassen, daß dasjenige, was sie Bitteres und Unangenehmes hat, nur auf sein eigenes Wohl abzwecke. Auch das erfordert die Vernunft, daß wir, gesetzt, wir geriethen mit unsern heftigsten Feinden in einen Wortwechsel, und müßten von ihnen die kränkendsten und unverdientesten Vorwürfe hören, dennoch nicht aus der Fassung kom-

men, sondern den Zorn besiegen. Denn wer in der Hitze der aufwallenden Leidenschaft handelt, der wird sich allemahl entrinnen, und den Zeugen seiner Handlung sicher mißfallen. Endlich ist es auch etwas Häßliches, in der Gesellschaft, zumahl mit Aufschneidereyen, sich breit zu machen, und zum Gelächter der Anwesenden gleichsam den prahlenden Eisenfresser zu spielen.

39. Um kein Stück zu übergehen, denn dieß ist wenigstens meine Absicht, muß ich auch sagen, was für eine Wohnung für einen Mann von Rang und Ansehen sich schicke. Der Zweck derselben geht auf Befriedigung des Bedürfnisses; und dieser muß den Plan dazu bestimmen, jedoch nicht ohne Rücksicht auf Bequemlichkeit und Schönheit. Dem Eneus Octavius, welcher der erste Consul aus dieser Familie war, gereichte es, wie man weiß, zur Ehre, daß er auf den Palatinischen Hügel ein sehr schönes Haus gebaut hatte, welches viel Aufsehen erregte. Da dieses Haus von Neugierigen häufig besucht ward, so glaubte man, daß es seinem Besitzer, einem Manne, dessen Familie ihn nicht empfehlen konnte, viele Stimmen zum Consulate gewonnen hätte. Dieses Haus ließ Scaurus nieder reißen, um das seinige zu erweitern. Octavius hatte in sein Haus das Consulat zuerst gebracht; jener hingegen, der Sohn eines so großen und angesehenen Mannes, brachte in sein erweitertes Haus Abweisung, Schmach und Verfall. In der That soll das Haus den Mann von Verdiensten zieren, aber nicht ihm statt der Verdienste gelten; und nicht muß das Haus dem Besitzer,

sondern der Besitzer dem Haus Ehre machen. So wie man übrigens in andern Dingen nicht nur auf sich selbst, sondern auch auf andere, Rücksicht zu nehmen hat, eben so hat auch ein angesehener Mann darauf zu sehen, daß es seinem Hause an dem nöthigen Raum nicht fehle, um viele Gastfreunde darein aufzunehmen, und einer Menge Menschen von verschiedenem Stande den Zutritt gewähren zu können. Sonst aber macht ein geräumiges Haus, wenn es leer steht, den Besitzer lächerlich; besonders wenn es etwa vorher unter einem andern Besitzer besucht ward. Denn es ist kränkend, die Vorübergehenden sagen zu hören:

O altes Haus, wie wenig gleicht
Dein neuer Herr dem alten!

und dieß möchte man gerade jetzt von so vielen Besitzern sagen. Uebrigens hüthe man sich, besonders wer selbst bauet, vor ausschweifender Pracht und Aufwand. Das Gegentheil stiftet viel Böses, vornehmlich auch durch das Beyspiel. Denn gemeiniglich finden die Großen, zumahl in diesem Stücke, viele Nachahmer. Wer hat je die Tugenden des Lucius Lucullus, dieses so vortrefflichen Mannes, wer hingegen nicht die Pracht seines Landhauses zu erreichen gestrebt? Es ist also nöthig, auch hierin das Maß zu halten, welches die Mittelstraße bestimmt. Und eben diese Mittelstraße müssen wir überhaupt in dem Aufwand und dem ganzen Tone unserer Lebensart nie verlassen. So viel von diesem Stücke. — Bey jeder unserer Handlungen haben wir auf drey Dinge zu sehen. Das

erste, daß die Begierden der Vernunft gehorchen: eine Vorsicht, welche uns die Erfüllung unserer Pflicht mehr als alles erleichtern wird; das zweyte, daß wir das Gewicht der Sache, die wir zu Stande bringen wollen, genau erwägen, um weder größern noch kleinern Aufwand von Fleiß und Kräften zu machen, als sie erfordert; das dritte, daß wir uns in Absicht dessen, was zum äußern Glanz und Ansehen gehört, einschränken. Nun ist, wie ich bereits erinnert habe, die weiseste Einschränkung diese, daß wir gerade so viel, und nicht mehr thun, als unser Rang erheischt. Das Wichtigste von diesen drey Stücken ist das erste.

40. Nach meinem Plane habe ich jetzt von der Schicklichkeit unserer Reden und Handlungen in Absicht der Zeiten und Umstände zu sprechen. Die Griechen nennen dieses εὐταξία, in einer andern Bedeutung des Wortes, als diejenige ist, wenn wir es durch modestia, d. i. Mäßigung, übersetzen. Sie verstehen darunter die Beobachtung der Ordnung. Die Mäßigung also, um diesen Ausdruck beyzubehalten, ist nach der Erklärung der Stoiker nichts anders, als eine Fertigkeit unsere Reden und Handlungen an der rechten Stelle anzubringen. In so fern sind Ordnung und Stellung Worte, deren Begriffe in einander fließen. Denn Ordnung nennen sie die Anreihung der Handlungen an die für sie passende Stelle. Und eben sie verstehen unter der Stelle die gelegene Zeit. Diese gelegene Zeit ist es, was die Griechen εὐκαιρία, die Lateiner occasio nennen. Sonach ist die Mäßigung in dem

vorhin bestimmten Sinne des Wortes nichts anderes, als eine Fertigkeit, zu jeder Handlung die gelegene Zeit zu bestimmen. Diese Erklärung scheint auch auf die Klugheit zu passen, von welcher ich oben gehandelt habe. Hier aber ist von der Mäßigung, von der Selbstbeherrschung und ähnlichen Tugenden die Rede. Was die Klugheit angeht, davon habe ich an seinem Orte geredet. Hier aber habe ich von demjenigen zu sprechen, was das Gefühl des Wohlanständigen, und die Achtung für diejenigen erfordert, mit welchen wir leben. Die Ordnung in unsern Handlungen muß nun so beschaffen seyn, daß unser ganzes Betragen an Zusammenhang und Uebereinstimmung einer wohl überdachten Rede gleiche. So würde es zum Beyspiel ein Uebelstand seyn, der allen Tadel verdiente, bey einem ernsthaften Geschäfte, wie beym fröhlichen Gastmahle, Scherze und schlüpfrige Reden vorbringen zu wollen. Sehr verdient war daher die Erinnerung, welche Pericles dem Sophocles gab, mit welchem er das Commando bey der Flotte theilte. Als sie einst ihrer gemeinschaftlichen Pflicht wegen beysammen waren, und gerade ein schöner Jüngling vorbey ging, sagte Sophocles: O Pericles, sieh einmahl den schönen Knaben! „Ein Prätor, gab dieser zur Antwort, muß nicht nur reine Hände, sondern auch reine Augen haben." Hätte Sophocles eben dieß bey einer Musterung der Athleten gesagt, so hätte er keinen Tadel verdient. So viel kommt auf Zeit und Umstände an. Eben so wenig würde ein Sachwalter zu tadeln seyn, wenn er auf einer Reise,

oder bey einem Spaziergange, sich auf seine Rede vorbereiten oder sonst ernsthaften Betrachtungen nachhängen würde. Thut er es aber bey einem Gastmahle, so wird er für einen Mann gehalten, welcher die Zeiten nicht zu unterscheiden, noch zu leben weiß. Zwar was die wichtigern Verstöße gegen die gute Lebensart betrifft, zum Beyspiel, wenn man auf offener Straße sänge, und was dergleichen Ungereimtheiten mehr sind, so fallen diese allzu leicht auf, als daß sie einer ausdrücklichen Warnung oder Erinnerung bedürften. Hingegen müssen wir gegen die kleinern Unschicklichkeiten, welche nicht leicht von jedem bemerkt werden, um so viel sorgfältiger auf der Huth seyn. So wie ein Kenner je den kleinsten Mißton des Saitenspieles oder der Flöte bemerkt, eben so müssen wir auch in unserm Betragen je den kleinsten Mißklang zu verhüthen suchen, und zwar um so viel geflissener, um wie viel schöner und vollkommener die Harmonie der Handlungen ist, als der Töne.

41. Das Ohr eines Kenners, sagte ich, wird in der Musik jeden noch so kleinen Mißlaut empfinden; und eben so werden wir bey einer strengen und genauen Aufmerksamkeit auf moralische Fehler oft in unbedeutenden Dingen Stoff zu wichtigen Bemerkungen finden. Der Blick der Augen, ruhige oder angestrengte Augenbraunen, das Lachen, Reden, Schweigen, die Erhebung oder Senkung der Stimme, und hundert ähnliche Dinge werden uns das Schickliche, wie das Unschickliche und Unnatürliche, welches darin liegt, ohne Mühe bemerken lassen. In dieser Rück-

sicht wird es nicht undienlich seyn, auf die Bedeutsamkeit aller dieser Zeichen an andern aufmerksam zu seyn, um vor dem, was ihnen übel steht, uns selbst zu hüthen. Denn gewiß ists, wie es auch zugehen mag, daß wir alles Fehlerhafte an andern leichter wahrnehmen, als an uns selbst. Daher werden auch Schüler ihre Fehler allemahl am leichtesten ablegen, wenn der Lehrer in dieser Absicht sie nachmacht. In zweifelhaften Fällen, wo wir unschlüssig sind, was das bessere sey, werden wir wohl daran thun, wenn wir uns an aufgeklärte Männer, oder auch an Leute von Erfahrung wenden, um ihr Gutachten über das, was die Pflicht erfordre, einzuhohlen. Denn in den meisten Fällen werden die mehrern Stimmen für das entscheiden, worauf die Natur sie leitet. Doch hat man nicht bloß auf das zu sehen, was sie sagen, sondern auch, was sie denken, und auf die Gründe, warum sie so denken. Wir müssen es in dieser Rücksicht machen, wie die Mahler, Bildhauer und Dichter, welche ihre Werke dem Publicum zur Beurtheilung vorlegen, um das, was von mehrern getadelt wird, zu verbessern. So wie sie für sich selbst, und mit andern das, was daran fehlerhaft ist, aufsuchen, eben so soll uns auch das Urtheil anderer Menschen bestimmen, manches zu thun oder nicht zu thun, zu ändern oder zu verbessern. Was die bürgerlichen Gewohnheiten und Gebräuche betrifft, so habe ich darüber keine Vorschriften zu geben; denn diese sind selbst Vorschriften. Und wenn auch zuweilen ein Socrates oder ein Aristippus in ihren Handlungen oder Reden sich darüber weggesetzt ha-

ben, so darf darum nicht auch jeder andere sich eben so viel für erlaubt halten. Nur die großen und außerordentlichen Vorzüge dieser Männer konnten sie berechtigen, auf ein solches Vorrecht Ansprüche zu machen. Unerträglich ist die Denkungsart der Cyniker über diesen Punct. Denn sie streitet gerade zu gegen das Gefühl des Wohlanständigen, ohne welches weder Vernunftmäßigkeit noch Moralität Statt findet. — Männern, deren Leben sich durch tugendhafte und große Handlungen auszeichnet, welche es mit dem Staate wohl meinen, sich um denselben verdient gemacht haben oder noch machen, sind wir eben so wohl unsere Hochachtung und Verehrung schuldig, als denen, welche mit Aemtern und Würden bekleidet sind. Eben so gebührt es sich auch, daß wir dem Alter mit Achtung begegnen, die Vorrechte der Regenten anerkennen, zwischen Bürgern und Fremden einen Unterschied machen, und unter den letztern auch denjenigen, welcher in Angelegenheiten seines Staates gekommen ist, von dem Privatmann unterscheiden. Mit Einem Worte, um nicht zu sehr ins Einzelne zu gehen, wir müssen die gesellschaftliche Verbindung der Menschen und jedes Verhältniß derselben in Acht nehmen, und demselben gemäß leben.

42. In Absicht der Künste und Gewerbe fragt es sich, welche für anständig, uud welche im Gegentheil für unedel und niedrig zu halten seyn. Hierüber hat man seit jeher also geurtheilt. Fürs erste mißfällt jede Art von Erwerb, wodurch man andern verhaßt wird; wie zum Beyspiel die Zolleinnehmer uud Wucherer. Ferner ist die Be-

gangenschaft aller Taglöhner unedel und niedrig, weil sie sich ihre Handarbeit und nicht ihre Kunst bezahlen lassen. In der That ist auch ihr Lohn nichts anderes, als der Sold ihrer Knechtschaft. Niedrig ist auch das Gewerbe derer, welche von Handelsleuten Waaren einkaufen, um sie sogleich wieder los zu schlagen. Denn sie können unmöglich gewinnen, ohne den Käufer zu übersetzen; und schändlicher ist doch nichts, als eine solche Prellerey. Auch die Handwerke sind, ohne Ausnahme, unedel. Denn wie könnte sich etwas Edles mit der Handwerksbude vertragen! Am wenigsten verdienen diejenigen Gewerbe Achtung, welche für die Befriedigung des Gaumens arbeiten; z. B. die Fischpökler, die Fleischer, Köche, Wurster, Fischer, nach der Musterung, welche Terenz anstellt. In die nähmliche Classe gehören auch die Salbenhändler, Tänzer und alle Arten der Spieler. Diejenigen Künste hingegen, welche vorzügliche Einsichten erfordern, oder beträchtlichen Nutzen stiften, z. B. die Arzneykunst, die Architectur, und die verschiedenen Fächer gelehrter Kenntnisse, entehren diejenigen im geringsten nicht, deren Stand und Charakter sie angemessen sind. Die Handelschaft im Kleinen ist niedrig. Wenn sie hingegen groß und weitschichtig ist, mancherley Producte aus fernen Ländern herbey führt, und ohne schlechte Kunstgriffe in Umlauf bringt, so ist sie eben nicht zu verwerfen. Allen Beyfall verdient sie, wenn sie durch den Gewinn gesättigt, oder vielmehr mit dem Erworbenen zufrieden, so wie vorhin öfter aus der See in den Hafen, zuletzt nun aus

dem Hafen nach den ländlichen Besitzungen sich zurück zieht. Unter allen Arten des Erwerbes ist keine besser, keine ergiebiger, keine angenehmer, und keine eines freygebornen Mannes würdiger, als die Landwirthschaft. Ich habe davon in meinem Cato ausführlicher gehandelt, und überlasse es dir, das, was hier darüber gesagt werden könnte, von dorther zu ergänzen.

43. Ich glaube nun hinlänglich gezeigt zu haben, wie die Pflichten aus den angezeigten Quellen der Moralität hergeleitet werden müssen. — Oefters ereignet sich der Fall, daß man die verschiedenen Arten des moralisch Guten auf die Wageschale legen, und mit einander vergleichen muß, um zu bestimmen, welche vor der andern den Vorzug verdiene. Diesen Theil hat Panätius völlig übergangen. Da indessen die Moralität überhaupt aus vier Quellen herfließt, wovon die erste auf der Erkenntniß der Wahrheit, die zweyte auf der gesellschaftlichen Verbindung, die dritte auf der Seelengröße, die vierte endlich auf der Mäßigung beruhet, so müssen bey der Auswahl der Pflichten öfters diese Theile unter einander verglichen werden. Hierbey wird es sich zeigen, daß diejenigen Pflichten, welche aus der gesellschaftlichen Verbindung entspringen, mit der Natur des Menschen näher verwandt sind, als diejenigen, zu welchen uns der Trieb nach Erkenntniß verbindet. Ein klarer Beweis hiervon ist dieser, daß ein Weiser, wenn er sich in dem Falle befände, mit allen Bequemlichkeiten reichlich versehen, jeden des Erkennens würdigen Gegenstand mit der größten Muße betrachten und

untersuchen zu können, dabey aber in einer Einsamkeit leben müßte, worin er keinen Menschen fände, einem solchen Leben den Tod vorziehen würde. Selbst jene Weisheit, welche vor allen andern Vorzügen den Rang behauptet — ich meine das, was die Griechen σοφία nennen, nicht aber die von jener ganz verschiedene Klugheit, welche bey den Griechen φρόνησις heißt, und worunter man die Wissenschaft derjenigen Dinge versteht, welche man begehren oder vermeiden soll — jene Weisheit, sage ich, welche den Rang vor allen Tugenden hat, was anders ist sie, als die Wissenschaft göttlicher und menschlicher Dinge, welche die Verbindung der Götter und Menschen, und ihre gesellschaftlichen Verhältnisse umfaßt? Und hat nun diese Weisheit den Rang, wie sie ihn ohne Widerrede hat, so müssen ihn auch die Pflichten haben, welche aus der gesellschaftlichen Verbindung entspringen. Denn die Kenntniß und Erforschung der Natur bleibt mangelhaft und unvollkommen, so lange sie nicht in Handlung übergeht. Diese Handlung aber äußert sich vornehmlich in der Beförderung menschlicher Glückseligkeit; und folglich bezieht sie sich auf die gesellschaftliche Verbindung der Menschen. Daher hat diese ebenfalls den Rang vor der speculativen Erkenntniß. Dieß wird auch je der edelste und beste Mensch durch sein Urtheil und seine Handlungen bestätigen. Oder welcher noch so leidenschaftliche Liebhaber der Naturwissenschaft würde nicht, wenn er gerade bey der Untersuchung der wissenswürdigsten Gegenstände die Nachricht von einer gefahrvollen und mißlichen Lage seines Vaterlandes vernähme,

alles Angefangene bey Seite legen und im Stiche lassen, um demselben, wofern es in seiner Macht stände, Hülfe zu leisten, gesetzt auch, daß er gehofft hätte, die Sternen berechnen, oder die Größe der Welt ausmessen zu können? Das Gleiche würde er auch wohl für seinen Vater oder für seinen Freund thun, wenn ihr Nutzen oder eine Gefahr es erheischte. Es ist also klar, daß die Pflichten der Gerechtigkeit vor den Geschäften und Pflichten der speculativen Erkenntniß den Vorzug haben. Denn der Zweck derselben ist die Beförderung menschlicher Glückseligkeit, welcher wir alles andere nachsetzen müssen.

44. Selbst diejenigen, deren Bemühungen und deren ganzes Leben den Wissenschaften gewidmet war, haben sich dadurch dem Glück und dem Nutzen anderer Menschen nicht entzogen. Viele haben durch ihren Unterricht manche zu bessern und nützlichern Bürgern für ihren Staat gebildet, wie zum Beyspiel der Pythagoreer Lysis den Epaminondas von Theben, Plato den Dion von Syracus, um von vielen andern nichts zu sagen. Ich selbst muß die Dienste, welche ich allenfalls dem Staate geleistet habe, einzig auf Rechnung meiner Lehrer und der wissenschaftlichen Kenntnisse schreiben, welche ich eingesammelt habe. Und nicht nur unterrichtet und bildet der Gelehrte während seines Lebens und durch unmittelbare Thätigkeit lernbegierige Schüler, er thut eben dasselbe in schriftlichen Denkmählern auch nach seinem Tode. In der That ist kein Theil der Gesetzgebung, der Sittenlehre, der Politik von solchen Männern unbearbeitet geblieben. Ihre Muße,

Göthe 1813

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

möchte man sagen, haben sie ganz den Geschäften der Staatsmänner geweihet. Folglich ist es vornehmlich der Nutzen anderer Menschen, zu welchem die Freunde der Gelehrsamkeit und der Erkenntniß mit ihren Einsichten und Talenten wuchern. In so fern ist die Gabe eines guten Ausdruckes, verbunden mit richtigen Einsichten, mehr werth, als der größte Scharfsinn ohne Beredsamkeit; denn das Denken treibt in seinem eigenen Kreise herum, da hingegen die Beredsamkeit auf das Wohl der Gesellschaft Einfluß hat. Und so wie die Bienen sich nicht in Schwärme vereinigen, um sich Zellen zu bauen, sondern im Gegentheil die Zellen bauen, weil sie von Natur gesellig sind, eben so verhält es sich mit den Menschen. Eben dieser Trieb des geselligen Lebens, der bey ihnen noch stärker ist, spornt ihren Verstand und ihre Kräfte zur Thätigkeit. Wenn also die Erkenntniß nicht mit der Sorge für das Wohl der Gesellschaft verbunden ist, so ist sie ausschließend und unfruchtbar. Eben so ist auch die Seelenstärke, außer der Verbindung mit dem Wohl der menschlichen Gesellschaft, nichts anderes, als thierische Wildheit und gefühllose Rohigkeit. Unstreitig haben also die Pflichten des gesellschaftlichen Lebens vor den Pflichten der Erkenntniß den Vorzug. — Ein irriger Wahn ist es, was einige behaupten, daß die Noth und die Unmöglichkeit, ohne den Beystand anderer sich die Bedürfnisse des Lebens verschaffen zu können, die Menschen bewogen habe, in eine Gesellschaft zusammen zu treten. Nach der Meinung dieser Leute, würde je der beste Kopf, wofern er seine

Nahrung und seine übrigen Bedürfnisse sich, so zu sagen, durch den Schlag eines Zauberstabes herbey schaffen könnte, mit Hintansetzung jedes andern Geschäftes, sich ganz in die Betrachtung und Untersuchung wissenschaftlicher Gegenstände werfen. Weit gefehlt! Im Gegentheil würde er das einsame Leben meiden, und sich nach einem Theilnehmer seiner Beschäftigung umsehen. Er würde bald lehren, bald lernen, bald zuhören, und bald sprechen wollen. Es bleibt also ausgemacht, daß die Pflichten, welche die Verbindung der Menschen und das Wohl der Gesellschaft uns auflegt, denjenigen vorgehen, zu welchen der Trieb nach Erkenntniß uns verbindet.

45. Hier könnte man noch fragen, ob die Pflichten der gesellschaftlichen Verbindung, welche so tief in der menschlichen Natur gegründet sind, auch den Vorzug vor den Pflichten der Mäßigung und Regelmäßigkeit haben sollen. Diese Frage beantworte ich mit nein. Denn es lassen sich Handlungen gedenken, welche so häßlich oder so schändlich sind, daß sie ein tugendhafter Mann auch dann nicht begehen würde, wenn er sein Vaterland dadurch retten könnte. Posidonius führt eine Menge solcher Fälle an; aber einige derselben sind so häßlich, so abscheulich, daß sie sich mit Anstand auch nicht einmahl sagen lassen. Dergleichen Handlungen wird also, wie gesagt, kein tugendhafter Mann um des Staates willen begehen, noch auch der Staat sie von ihm verlangen. Allein zu gutem Glücke läßt sich auch kein Fall gedenken, worin dem Staate mit solchen Handlungen von einem tugendhaften Manne

gedient seyn könnte. Sonach bleibt es ausgemacht, daß bey einer Vergleichung der Pflichten diejenigen den Vorzug haben, welche aus der gesellschaftlichen Verbindung der Menschen entspringen. Denn Erkenntniß und Einsicht haben das vernünftige Handeln zum Ziele; folglich hat dieses vor jenen den Vorzug. Mehr will ich über diese Materie nicht sagen. Denn ich glaube nun den Weg gezeigt zu haben, um in jedem Collisions-Falle ohne große Schwierigkeit bestimmen zu können, welche Pflicht die wichtigere sey. Aber auch die gesellschaftliche Verbindung hat ihre Stufen, welche die Rangordnung der Pflichten bestimmt. Den ersten Rang haben die Pflichten gegen die unsterblichen Götter; den zweyten, gegen das Vaterland; den dritten, gegen die Eltern, und so stufenweise die übrigen. Aus dieser kurzen Untersuchung erhellet also, daß man nicht nur zu überlegen habe, ob eine Handlung moralisch gut oder schlecht, sondern auch, welche von zwey guten Handlungen die bessere sey: ein Punct, den Panätius, wie ich oben sagte, übergangen hat. Ich schreite nun zu dem folgenden Hauptstücke fort.

Von den Pflichten.

Zweytes Buch.

1. In dem vorhergehenden Buche, mein Sohn! glaube ich hinlänglich gezeigt zu haben, wie die Pflichten von der Natur des moralisch Guten und aus den verschiedenen Quellen der Tugend abfließen. Jetzt werde ich von denjenigen Pflichten handeln, welche auf die Bedürfnisse des Lebens, auf unsere Verbindung mit Freunden und Clienten, und auf den äußern Wohlstand Beziehung haben. Hier kommen, wie ich schon oben erinnert habe, folgende Fragen vor: was nützlich, was im Gegentheil schädlich; ferner, welches von mehrern nützlichen Dingen das nützlichere, und welches das nützlichste sey. Dieß ist es, was ich hier abzuhandeln gedenke. Vorher aber muß ich ein paar Worte von meinem Vorhaben überhaupt und meinem Systeme voran gehen lassen. Denn wiewohl meine Schriften bey mehrern meiner Mitbürger nicht allein die Lust zum Lesen, sondern auch zum Schreiben rege gemacht haben, so muß ich dennoch besorgen, daß gewisse gute Männer, denen schon der bloße Nahme der Philosophie zuwider seyn möchte, sich darüber verwundern, daß ich so viel Zeit und Mühe auf diese Wissenschaft verwende. Diesen muß ich sagen, daß, so lange der Staat unter der Vorsorge derjenigen stand, denen er sich selbst anvertraut hatte, alles mein Nachdenken und meine Bemühungen demselben gewidmet waren. Nachdem aber die Uebermacht eines ein-

zigen Mannes sich alles unterwürfig gemacht hatte, und weder Rath noch Einfluß mehr Statt fand; nachdem auch über dieß jene großen Männer, mit welchen ich zur Beschützung des Staates gemeinschaftliche Sache gemacht hatte, mir entrissen waren: so wollte ich mich weder dem Gram überlassen, der, wofern ich nicht dagegen gekämpft hätte, mich in kurzem aufreiben mußte, noch auch sinnlichen Zerstreuungen nachhängen, welche einen Mann von Kenntnissen übel kleiden. Und o möchte nur der Staat auf demjenigen Puncte, den er für einmahl wieder erreicht hatte, geblieben, und nicht in die Hände solcher Leute gerathen seyn, welche mehr die Absicht hatten, ihn zu Grunde zu richten, als zu verändern! Alsdann würde ich, wie ehedem, da der Staat noch aufrecht stand, mehr handeln als schreiben, und, wenn ich schriebe, eher meine öffentlichen Reden, wie vormahls, als dergleichen Schriften ausarbeiten. Nachdem aber der Staat, dem sonst alle meine Bemühung und mein Nachdenken geweihet war, seine Existenz verloren hatte, so verstummte zugleich die Stimme des Redners im Gerichtshofe und in dem Senat. Da nun mein Geist nicht unthätig seyn konnte, so hielt ich es für das anständigste Mittel, meinen Unmuth zu bekämpfen, wenn ich zu dem Studium der Philosophie zurück kehrte, womit ich in meinen frühern Jahren beschäftiget war. In der That hatte ich in meiner Jugend auf die Erlernung derselben viele Zeit verwendet. Seit dem ich aber anfing, mich der öffentlichen Geschäfte anzunehmen, und meine Kräfte ganz dem Staat zu weihen; so

konnte ich der Philosophie nur diejenige Zeit schenken, welche die Angelegenheiten meiner Freunde und des Vaterlandes mir übrig ließen; und diese ward ganz auf die Lectur verwendet; zum Schreiben hatte ich keine Muße.

2. Diesen Vortheil habe ich also doch wenigstens von dem harten Mißgeschick, das uns getroffen hat, gezogen, daß ich in den Stand gesetzt ward, durch meine Schriften Kenntnisse zu verbreiten, welche zur Zeit noch meinen Landesleuten wenig bekannt sind, und doch so sehr verdienten, es zu seyn. Denn bey allen Göttern! was ist wünschenswerther, was herrlicher, als Weisheit? was dem Menschen besser? was seiner würdiger? Und nach dieser streben, das heißt philosophiren. Denn die Philosophie, wenn man auf die Bedeutung des Wortes zurück geht, ist nichts anderes, als das Streben nach Weisheit. Und Weisheit ist, nach der Erklärung der alten Weltweisen, nichts anderes, als die Wissenschaft göttlicher und menschlicher Dinge, sammt ihren Gründen. Wer das Streben nach dieser tadeln kann, von dem wüßte ich in der That nicht, was er lobenswerth finden könnte. Denn wenn man auf das Vergnügen und auf eine Erhohlung des Geistes Rücksicht nehmen will, wo fände sich etwas, das mit der Beschäftigung derjenigen in Vergleichung käme, deren Untersuchungen einzig und allein die Glückseligkeit des Lebens zum Ziel und Zweck haben? Oder wenn unser Augenmerk auf Tugend und vernunftmäßige Uebereinstimmung des Betragens gerichtet ist, so sind die Regeln, welche dazu führen können, entweder hier zu suchen, oder

man findet sie nirgends. Und sagen wollen, daß Dinge von solcher Wichtigkeit keine Regeln haben, da jedes noch so unbedeutende Geschäft seine Regeln hat, das hieße, nicht wissen, was man sagt, und in einem höchst bedeutenden Irrthum stecken. Wenn aber die Tugend ihre Grundsätze und Regeln hat, wo anders wird man sie suchen müssen, als gerade bey diesem Fache von Kenntnissen? Jedoch hiervon habe ich ausführlicher in einer andern Schrift gehandelt, welche eigentlich zur Empfehlung der Philosophie geschrieben ist. Hier geht meine Absicht nur dahin, Rechenschaft zu geben, weßwegen ich, nachdem meine politische Thätigkeit gehemmt war, gerade diese Beschäftigung gewählt habe. Uebrigens gibt es Männer, und zwar einsichtsvolle und gelehrte Männer, welche die Frage aufwerfen, wie es sich wohl mit meinem Systeme vereinigen lasse, daß ich, der ich keine Zuverlässigkeit der Erkenntniß annehme, dessen ungeachtet verschiedene Gegenstände abgehandelt habe, und gerade jetzt es auf mich nehme, über die Pflichten bestimmte Lehren zu ertheilen. Ich wünschte sehr, daß diese Männer über das System der Akademiker vollkommen unterrichtet wären. In der That hat es mit uns lange nicht die Meinung, als ob wir in stetem Zweifel schwankten, und keinen Punct hätten, an dem wir uns halten könnten. Denn was würde am Ende aus unserer Vernunft oder vielmehr aus unserm Leben werden, wenn wir nicht nur alle Gründe der Erkenntniß, sondern auch eines vernunftmäßigen Betragens schlechtweg läugneten? Nein; aber statt mit andern Weltweisen die

einen Dinge für ausgemacht, die andern für zweifelhaft zu erklären, behaupten wir vielmehr, daß die einen wahrscheinlich, die andern unwahrscheinlich seyn. Und was sollte mich nun hindern, das, was ich wahrscheinlich finde, mir zum Leitfaden zu nehmen, und das Unwahrscheinliche zu verwerfen? was hindern, alle Dreistigkeit im Absprechen zu vermeiden, und mich so vor einer Uebereilung zu verwahren, welche sich von der Weisheit so sehr entfernt? Daß aber die Academiker jede Behauptung widerlegen, das thun sie deßwegen, weil das Wahrscheinliche erst dann auffallend wird, wenn man die verschiedenen Parteyen verhört und ihre Gründe verglichen hat. Doch diesen Punct glaube ich in meinen Büchern von dem academischen Lehrgebäude mit befriedigender Sorgfalt ins Licht gesetzt zu haben. Was dich betrifft, mein Sohn, so weiß ich wohl, daß gerade jetzt das Studium eines der ältesten und berühmtesten Lehrgebäude deine Beschäftigung ausmacht, wobey Cratippus dir die Hand biethet, ein Mann, der mit den Stiftern dieses vortrefflichen Systems auf Einer Linie steht. Nichts desto weniger glaubte ich, auch mit dem unsrigen, welches mit jenem so nahe verwandt ist, dich bekannt machen zu müssen. Und nun komme ich zur Sache selbst.

3. Ich habe fünf Quellen angegeben, aus welchen die Pflichten hergeleitet werden. Zwey derselben bestehen in dem Wohlanständigen und moralisch Schönen. Zwey andere betreffen die Bequemlichkeiten des Lebens, unsere ökonomische Lage, und unsere Verbindung mit Freunden

und Clienten; die fünfte endlich die Auswahl der Pflicht, wenn die vorhin genannten Stücke mit einander in Collision gerathen. Denjenigen Theil, welcher das moralisch Schöne enthält, habe ich abgehandelt; und ich wünsche, daß du mit diesem dich vorzüglich bekannt machen mögest. Jetzt komme ich auf das, was man eigentlich das Nützliche nennt. Und hier bemerke ich gleich anfangs, daß man durch eine Verirrung und Abweichung von dem wahren Begriffe allmählig dahin gekommen ist, das moralisch Gute und Schöne von dem Nützlichen zu trennen, und zu behaupten, daß etwas moralisch gut seyn könne, ohne nützlich zu seyn, und so umgekehrt: ein Irrthum, der für das gesellschaftliche Leben im höchsten Grade verderblich ist. Im Gegentheil haben Philosophen von vorzüglichem Ansehen, so wie es Männern von strengen Grundsätzen und richtigem Gefühle zukam, diese drey Begriffe, welche ihrer Natur nach in Eines zusammen fließen, nie anders als in der Abstraction getrennt. Was gerecht ist, das war nach ihrer Meinung auch nützlich, und was moralisch gut ist, gerecht; und diesem zu Folge muß das moralisch Gute auch nützlich seyn. Dagegen bewundern diejenigen, denen es an geläuterten Begriffen hierüber fehlt, nicht selten pfiffige Schlauköpfe, und nennen das Weisheit, was nichts anders ist als Arglist. Diesen Irrthum sollte man mit allem Ernst auszurotten und jedermann zu überzeugen suchen, daß weder Betrug noch Arglist, sondern einzig redliche Gesinnungen und gerechte Handlungen jeden zu seinem Ziele führen können. — Um

nun zur Sache selbst zu kommen, so sind diejenigen Wesen, welche zum Unterhalte der Menschen dienen, von zweyerley Art. Entweder sind es leblose Dinge, z. B. Gold, Silber, die Producte des Erdbodens, und was dergleichen mehr ist; oder es sind lebendige Wesen, die ihre Triebe und Neigungen haben. Die letztern sind hinwieder entweder vernünftig, oder vernunftlos. Unter die vernunftlosen zähle ich Pferde, Ochsen, und die übrigen Thiere, von deren Verrichtungen das menschliche Leben Nutzen und Vortheil zieht. Die vernünftigen Wesen haben ebenfalls zwey Classen; die Götter, und die Menschen. Der Gnade der Götter versichern wir uns durch Religiosität und Unschuld des Lebens. Nächst den Göttern, und unmittelbar nach ihnen, sind es die Menschen, von welchen der Mensch die wichtigsten Vortheile zieht. Die gleiche Eintheilung findet auch in Absicht derjenigen Wesen Statt, die uns nachtheilig und schädlich sind. Zwar machen die Götter hier eine Ausnahme; denn von ihnen läßt es sich nicht gedenken, daß sie jemanden schaden. Folglich ist es der Mensch, von welchem man glaubt, daß er dem Menschen am meisten schade. Uebrigens sind auch diejenigen Vortheile, welche wir von der Classe der leblosen Dinge ziehen, größten Theils eine Wirkung menschlicher Kräfte; und wir würden ohne Kunst und Arbeit weder sie besitzen, noch auch ohne menschliche Hülfe davon Gebrauch machen können. Weder die Wartung der Gesundheit, noch die Schiffahrt, noch der Feldbau, noch die Einsammelung und Aufbewahrung des Getreides und

der übrigen Früchte würde ohne den Beystand unserer Mitmenschen von Statten gehen; und eben so wenig wäre die Ausfuhr des Ueberflusses und die Einfuhr fremder Producte ohne menschliche Dienste möglich. So könnten endlich die Steine, deren Gebrauch uns so unentbehrlich ist, nicht aus der Erde gebrochen,

Kein Eisen, und kein Erz, kein Gold, kein Silber,
Das tief der Erde Schooß versteckt,

ohne die Arbeit fremder Hände hervor gegraben werden.

4. Wie wären ferner die Menschen dazu gekommen, durch Wohnungen die Strenge der Kälte von sich abzuhalten, oder die Beschwerlichkeit der Hitze zu mindern, oder wie hätten sie sich in der Folge helfen können, nachdem ihre Wohnungen durch Sturm, Erderschütterungen, oder Baufälligkeit zerstört wurden, wofern nicht das gesellschaftliche Leben sie darauf geführt hätte, auch in dieser Rücksicht den Beystand ihrer Mitmenschen zu suchen? Noch mehr. Wie hätten ohne menschliche Hülfe Wasserleitungen gebaut, Flüsse abgeleitet, Fluren gewässert, Ströme durch Dämme gehemmt, und künstliche Seehafen zu Stande gebracht werden können? Aus diesem allen und noch so vielem andern erhellet deutlich, daß aller Genuß und Vortheil, den wir von leblosen Dingen ziehen, ohne menschliche Kunst und Hülfe für uns verloren seyn würde. Welche Vortheile und Bequemlichkeiten könnten wir ferner ohne den Beystand anderer Menschen von den Thieren ziehen? Unstreitig waren es Menschen, welche den Gebrauch, den man von jedem Thiere machen konnte,

zuerst entdeckten; und Menschen sind es, ohne welche wir auf die jetzige Stunde die Thiere weder weiden, noch zähmen, noch schützen, noch zur gelegenen Zeit von denselben Gebrauch machen könnten; Menschen sind es endlich, welche die schädlichen Thiere tödten, und die nützlichen fangen. Soll ich noch von den mannigfaltigen Künsten reden, ohne welche das menschliche Leben unmöglich bestehen konnte? Woher käme Hülfe für den Kranken, woher Ergetzung für die Gesunden, wie würde es mit Nahrung und Unterhalt aussehen, wenn nicht so mancherley Künste uns zu Statten kämen? Diese Künste sind es, welche das menschliche Leben veredeln und in Vergleichung mit der Nahrung und der ganzen Lebensart der Thiere einen so auffallenden Abstand bewirken. Eben so wenig hätten ohne die Vereinigung menschlicher Kräfte Städte erbaut und bevölkert werden können: eine Veränderung, welche zugleich die Einführung von Gesetzen und Sitten, eine gleichmäßige Ausspendung der Rechte und eine bestimmte Lebensordnung nothwendig machte. Eine Folge davon waren sanftere Empfindungen und die Entwickelung des sittlichen Gefühles, größere Sicherheit des Lebens und Eigenthums, Befriedigung der Bedürfnisse durch wechselseitige Dienste, und Austauschung so wohl als uneigennützige Verwendung unserer Fähigkeiten und Kräfte.

5. Ich bin über diesen Punct vielleicht weitläuftiger, als es die Sache bedarf. Denn wem leuchtet nicht die Wahrheit dessen, was Panätius ausführlich zu erweisen

sucht, von selbst ein, daß ohne den Beystand anderer Menschen kein Krieger im Felde, kein Regent im Staat etwas Großes und Nützliches jemahls hätte zu Stande bringen können? Er führt den Themistocles, Pericles, Cyrus, Agesilaus, Alexander nach der Reihe an, und behauptet, daß sie ohne die Hülfe anderer Menschen nimmer so große Thaten hätten verrichten können — alles so viele unnöthige Belege bey einer Sache, die von selbst spricht. Allein gleichwie wir den vereinigten Kräften der Menschen und ihrer Harmonie die wichtigsten Vortheile zu danken haben, so ist auf der andern Seite kein so schreckliches Uebel, welches nicht der Mensch von dem Menschen gewärtig seyn könnte. Dicäarchus, ein angesehener Peripatetiker und dabey ein vorzüglich guter Schriftsteller, hat ein Buch von den Uebeln geschrieben, welche das Menschengeschlecht verheeren. Zuerst führt er die übrigen Plagen an, z. B. Ueberschwemmung, Pest, Verwüstung der Länder, eine plötzliche und übermäßige Vermehrung von Thieren, wodurch, wie er zeigt, zuweilen ganze Völker aufgerieben wurden; alsdann berechnet er, wie ungleich größer die Zahl der Menschen sey, welche von Menschen, das ist, durch Kriege und Empörungen, als durch jedes andere Uebel umgekommen seyn. Da es also keinem Zweifel unterworfen ist, daß der Mensch von seines gleichen den größten Nutzen und Schaden gewärtig seyn kann, so behaupte ich ferner, daß es die Tugend ist, welche die Herzen gewinnt und die Menschen geneigt macht, uns zu nützen. Alle Vortheile, wel-

che das menschliche Leben entweder von leblosen Dingen oder von dem Gebrauche der Thiere ziehen kann, sind ein Werk des mühsamen Fleißes; hingegen ist es die Weisheit und Tugend verdienstvoller Männer, welche den Eifer unserer Mitmenschen zur Beförderung unsers eigenen Wohlstandes in volle Thätigkeit setzt. Denn die Tugend beruhet überhaupt auf drey Stücken. Das erste besteht in der Einsicht dessen, was in jeder Sache wahr, was echt und der Natur gemäß sey, deßgleichen in Wahrnehmung der Folgen der Dinge, ihrer Wirkungen und Ursachen; das zweyte, in der Bezähmung und vernünftigen Leitung der unregelmäßigen Gemüthsbewegungen, welche die Griechen πάθη, und der leidenschaftlichen Triebe, welche sie ὁρμὰς nennen; das dritte endlich, in einer gemäßigten und klugen Behandlung derjenigen, mit denen wir in Gesellschaft leben, damit wir durch ihren Beystand so wohl unsere natürlichen Bedürfnisse vollkommen befriedigen, als auch jedes uns drohende Uebel von uns abwenden und von denen, welche uns zu schaden trachten, diejenige Genugthuung erhalten können, welche Recht und Menschlichkeit gestatten.

6. Von den Mitteln, wodurch wir die Zuneigung anderer Menschen erwerben und derselben uns versichern können, werde ich bald nachher reden. Vorher aber muß ich eine kurze Bemerkung einschalten. Jedermann weiß, welchen Einfluß das Glück auf menschliches Wohl oder Uebel hat. Wenn es uns begünstigt, so gelangen wir in den gewünschten Port, und scheitern, wenn es uns zuwi-

der ist. Was nun die seltneren Unfälle betrifft, welche man dem Glücke zuschreibt, so sind diese entweder eine Wirkung lebloser Dinge: dahin rechne ich Stürme, Ungewitter, Schiffbrüche, Einsturz der Häuser, Feuersbrünste; oder sie kommen von Thieren her, die uns durch Stiche, Bisse, Anfälle verwunden oder tödten. Dergleichen Unfälle tragen sich, wie gesagt, seltener zu. Von einer andern Art sind die Niederlagen ganzer Heere, wovon wir vor kurzem drey, und zu verschiedenen Zeiten mehrere eingebüßt haben; der Verlust von Feldherren, so wie neulich der Tod eines großen und in seiner Art einzigen Mannes (des Pompejus); der Haß des großen Haufens, und die dadurch öfters bewirkte Vertreibung verdienstvoller Männer, der Ruin ihres Vermögens, ihre freywillige Entfernung: und umgekehrt, Glück, Würden, Befehlshaberstellen, Siege — dieses alles sind zwar Veränderungen, welche man dem Glücke zuschreibt, wovon aber weder die einen noch die andern ohne den Einfluß und die Begünstigung anderer Menschen erfolgen können. Dieses voraus gesetzt, will ich nun zeigen, welches die Mittel sind, die Zuneigung unserer Mitmenschen zu unserm Vortheile zu gewinnen, und in Thätigkeit zu setzen. Wer mich über diesen Punct zu weitläuftig findet, der erwäge die vorzügliche Wichtigkeit der Frage, und er wird mich vielleicht noch zu kurz finden. — Wenn ein Mensch zum Glück und zur Erhebung eines andern das Seinige beyträgt, so geschieht es gewöhnlich aus einem der folgenden Gründe. Entweder ist es Wohlwollen und

Liebe, welche sich auf persönliche Eigenschaften gründet; oder es ist Hochachtung und Schätzung der Verdienste, welche des glänzendsten Looses würdig scheinen; oder es ist Zutrauen und Ueberzeugung, dadurch selbst zu gewinnen; oder es ist Furcht vor überlegener Macht; oder im Gegentheil Hoffnung auf öffentliche Beschenkungen, dergleichen etwa Könige und so geheißene Volksfreunde ankündigen; oder endlich förmliche Bestechung und Erkaufung, der niedrigste aller Beweggründe, gleich schändend für den, auf welchen er wirkt, und für den, der zu diesem Mittel greift. Denn es ist ein schlechtes Zeichen, wenn man dasjenige, was durch Verdienste bewirkt werden sollte, durch Geld zu erlangen strebt. Da indeß auch dieses Mittel zuweilen nothwendig werden kann, so werde ich sagen, in wie fern man sich desselben bedienen dürfe; vorher aber will ich von den Mitteln reden, welche mehr zu billigen sind. — Eben so mancherley Gründe gibt es, aus denen man sich der Herrschaft oder der Gewalt eines andern unterwirft. Entweder ist es Zuneigung, oder es sind vorzügliche Wohlthaten, oder überwiegendes Verdienst, oder Hoffnung besonderer Vortheile, oder Furcht vor gewaltthätiger Unterdrückung, oder lockende Verheißungen und Geschenke, oder endlich förmliche Bestechung, wovon wir in unserm Staate so manche Beyspiele haben.

7. Das zuverlässigste Mittel, seine Macht ungeschmälert zu erhalten und sich darin fest zu setzen, ist Liebe;

dagegen keines so zweckwidrig, als Furcht. Sehr richtig sagt daher Ennius:

> Gefürchtet seyn, bringt Haß. Wer haßt, der wünscht
> Dem, den er haßt, den Tod.

Daß aber keine Macht dem Haß des großen Haufens gewachsen sey, davon haben wir, wenn es je zweifelhaft gewesen wäre, unlängst ein Beyspiel gesehen. Zwar ist der Tod dieses Tyrannen, dessen Joch der durch die Gewalt der Waffen unterdrückte Staat trug, und es jetzt, da jener nicht mehr ist, so sehr als jemahls fühlt, nicht der einzige Beweis, wie gefährlich der Haß der Menge sey; auch das ähnliche Schicksal anderer Tyrannen beweist es, wovon so selten einer einem solchen Ende entgangen ist. In der That ist die Furcht eine unzuverlässige Hütherinn für dauernde Sicherheit, da hingegen die Liebe auf immer feste Bürgschaft leistet. Zwar mag der Beherrscher eines unterdrückten Volkes sich oft zur Strenge genöthiget sehen, gleich einem Herrn, der seiner Sclaven sich anders nicht versichern kann; allein in einem Freystaate es darauf anlegen, um gefürchtet zu seyn, das ist der größte Unsinn. Mag auch die Uebermacht des Tyrannen die Gesetze zu Boden getreten und den Geist der Freyheit schüchtern gemacht haben — immer werden sie doch von Zeit zu Zeit sich wieder erheben, und entweder durch bedeutende Winke, oder durch die Stimmen geheimer Wahlen ihre Kraft äußern. Auch rächt die gehemmte Freyheit sich immer empfindlicher, als diejenige, welche ununterbrochen fortdauert. Unsere Wahl falle also auf

dasjenige, was in jeder Lage das beste ist, und wobey wir in Absicht auf Sicherheit, Einfluß und Macht am besten berathen seyn werden: das heißt, man suche nie durch Furcht auf andere zu wirken, und versichere sich ihrer Liebe. Durch dieses Mittel werden wir in besonderen so wohl als öffentlichen Angelegenheiten am sichersten zu unserm Zwecke gelangen. Denn wer gefürchtet seyn will, der wird allemahl diejenigen hinwieder fürchten müssen, von welchen er gefürchtet wird. Welche quälende Angst muß nicht zum Beyspiel der ältere Dionysius ausgestanden haben, da er aus Furcht vor dem Schermesser den Bart sich mit glühenden Kohlen sengte! Und was für ein Leben mag Alexander von Pherä gehabt haben — er, welcher, wie die Geschichte sagt, so oft er seine von ihm zärtlich geliebte Gattinn nach der Tafel besuchen wollte, allemahl einen ausländischen und, wie die Nachricht ausdrücklich sagt, mit Thracischen Zeichen gebrandmarkten Sclaven mit gezogenem Degen vor sich in das Schlafzimmer treten, und vorher noch durch einige seiner Trabanten die Schränke seiner Gattinn untersuchen, und nachsehen ließ, ob nicht etwa unter den Kleidern ein Dolch verborgen wäre! O des Elenden, der auf einen fremden gebrandmarkten Sclaven sich mehr als auf seine Gattinn verließ! In der That war sein Mißtrauen gegründet. Denn eben seine Gattinn war es, die ihn, wegen eines Verdachtes von ehelicher Untreue, umbrachte. Ueberhaupt ist keine Herrschaft so fest gegründet, daß sie beym Drange der Furcht sich in die Länge halten könnte.

Einen Beweis hiervon gibt uns Phalaris, der wegen seiner Grausamkeit vorzüglich berüchtiget ist, und den keine geheime Nachstellung, wie den vorhin erwähnten Alexander, nicht wenige Verschworene, wie unsern Tyrannen, sondern der Anfall des Agrigentinischen Volkes stürzte. Haben nicht ferner die Macedonier den Demetrius verlassen und sich einmüthig unter den Pyrrhus begeben? Und da die Lacedämonier ihre Oberherrschaft auf eine ungerechte Weise mißbrauchten, sind nicht beynahe alle ihre Verbündeten mit Einem Mahl von ihnen abgetreten, und bey der Leuctrischen Niederlage müßige Zuschauer geblieben?

8. Ich belege dergleichen Wahrheiten immer lieber mit auswärtigen Beyspielen, als mit einheimischen. Dessen ungeachtet kann ich nachfolgende Bemerkung nicht unterdrücken. So lange die Herrschaft des Römischen Volkes sich auf Wohlthun und nicht auf Gewaltthätigkeiten gründete, so hatten alle Kriege den Schutz der Bundsgenossen oder die Sicherheit des Reiches zur Absicht; so waren die Kriege in ihrem Ausgang gelinde, oder, wo sie es nicht waren, da entschuldigte die Noth; so war der Senat eine Schutzwehr, und eine Zuflucht der Könige, Völker und Nationen; so suchten unsere Vorsteher und Feldherren ihren größten Ruhm in einer gerechten Regierung der Provinzen, und in der treuen Beschützung der Bundsgenossen. In der That konnte damahls Rom mehr eine Beschützerinn als eine Beherrscherinn des Erdkreises heißen. Allein von diesem Betragen und von diesen Grund-

sätzen sind wir schon früher allmählig abgewichen, und seit dem Siege des Sulla haben wir sie völlig verläugnet. Nachdem man solche Grausamkeiten an Bürgern verübt hatte, so glaubte man, gegen Bundsgenossen sich alles erlauben zu dürfen. So gerecht also die Veranlassung zu diesem Kriege war, so wenig war es der Gebrauch, welchen Sulla von seinem Siege machte. Hat er doch, da er auf dem Markte die Güter rechtschaffener und reicher Männer, die doch wenigstens seine Mitbürger waren, versteigern ließ, sich erkühnt, zu sagen, daß er seine Beute verkaufe. Auf ihn kam ein anderer (Julius Cäsar), der, nach einem höchst sträflichen Kriege und einem noch schändlicheren Siege, nicht etwa bloß die Habseligkeiten einzelner Bürger versteigerte, sondern an eben demselben kläglichen Schicksale ganze Provinzen und Länder Theil nehmen ließ. Zuerst wurden die auswärtigen Nationen beraubt und zu Grunde gerichtet; alsdann ward auch, zu einem anschaulichen Beweise von dem Verfall des Römischen Reiches, Massilien im Triumphe aufgeführt, und also über eine Stadt triumphirt, ohne deren Beystand jenseits der Alpen unsere Feldherren nie einen Triumph erfochten hatten. Ich könnte noch viele schändliche Mißhandlungen unserer Bundsgenossen anführen, wenn dieß nicht die schändlichste wäre, welche die Sonne je gesehen hat. Freylich ist das Schicksal, welches uns nun getroffen hat, verdient. Denn hätten wir nicht so manchen andern ihre Frevelthaten ungestraft hingehen lassen, so würde wohl nimmer ein einziger Mann so viel gewagt haben —

ein Mann, dessen Vermögen nur auf wenige, dessen Leidenschaften auf so viele Bösewichter fortgeerbt haben. Uebrigens wird der Same bürgerlicher Kriege so lange dauern, als es schlechte Bürger gibt, welche jener abscheulichen Versteigerung sich noch erinnern, und auf eine ähnliche hoffen. Eben der Publius Sulla, welcher damahls unter der Dictatur seines Oheims über die Güter der Proscribirten den blutigen Speer geschwungen hatte, war es, welcher sechs und dreißig Jahre später einen noch schändlichern Kauf bestand. Ein anderer, der in jener ersten Dictatur Schreiber gewesen, stieg in der letztern bis zum Quästor empor. Bey solchen Aussichten wird es an bürgerlichen Kriegen niemahls fehlen. In der That sind es nur die Mauern von Rom, welche noch aufrecht stehen, und auch diesen drohen lasterhafte Hände die Zerstörung; den Staat selbst haben wir völlig verloren. Und dieses Unglück (um wieder einzulenken) kommt einzig daher, weil wir lieber gefürchtet als geliebt seyn wollten. Wenn nun aber das Römische Volk für seine ungerechte Herrschaft so strenge büßen mußte, was für ein Loos haben denn wohl einzelne Usurpatoren zu erwarten? Aus dem Gesagten erhellet, welch eine starke Schutzwehr das Wohlwollen anderer Menschen, welch eine schwache hingegen die Furcht sey! Jetzt habe ich von den Mitteln zu sprechen, wodurch wir uns die Achtung, das Zutrauen und die Liebe anderer Menschen am sichersten erwerben können. Zwar bedürfen wir nicht alle derselben in gleichem Grade. Unsere Lebensart muß es bestimmen, ob

wir nöthig haben, von vielen, oder ob es uns genug sey, von wenigen geliebt zu seyn. Dafür haben wir also als für unser erstes und größtes Bedürfniß zu sorgen, daß es uns an treuen Verbindungen von Freunden nicht fehle, welche uns lieben und unsere Vorzüge schätzen. In dieser einzigen Rücksicht befinden sich die Großen mit dem gemeinen Manne ungefähr in der gleichen Lage, und haben dasselbe Bedürfniß. Ehre, Glanz und Hochschätzung der Mitbürger sind nicht jedem gleich unentbehrlich; indeß wer auch dieser versichert ist, der gewinnt dadurch sehr viel, so wohl in jeder andern Absicht, als besonders in Rücksicht auf freundschaftliche Verbindungen.

9. Von der Freundschaft habe ich in einem besondern Buche unter der Aufschrift Lälius gehandelt. Ich werde nun von der Ehre reden, wiewohl auch über diese von mir zwey Bücher vorhanden sind. Allein wegen ihres vorzüglichen Einflusses auf die wichtigern Geschäfte, kann ich diese Materie hier nicht ganz übergehen. Die vollkommene Ehre im ausgedehntesten Sinne des Wortes umfaßt folgende drey Stücke: daß wir vom Volke geliebet werden; daß wir sein Vertrauen besitzen; daß es unsern Werth zu schätzen wisse, und uns der öffentlichen Aemter würdig halte. Die Mittel, hierzu zu gelangen, sind, um kurz und natürlich von der Sache zu reden, bey einzelnen Personen und beym Volke ungefähr eben dieselben. Doch gibt es noch einen besondern Weg, auf welchem wir uns, um mich so auszudrücken, in die Herzen der Menge hinein stehlen können. Zuerst werde ich von den vorhin er-

wähnten drey Mitteln reden, wodurch wir uns andere gewogen machen können. Das sicherste Mittel sind wirkliche Wohlthaten, indeß muß selbst die bloße Neigung, andern wohl zu thun, sie uns gewogen machen, wenn es uns auch allenfalls am Vermögen gebricht. Schon der Ruf und das Vorurtheil von Freygebigkeit, Mildthätigkeit, Gerechtigkeit, Redlichkeit, und allen den Tugenden, welche den Charakter des sanften, gefälligen Menschenfreundes ausmachen, erregt die Liebe des Volkes in einem vorzüglichen Grade. Denn da das moralisch Schöne und Wohlanständige an und für sich gefällt und um seiner Natur und innern Schönheit willen alle Herzen gewinnt; da der Glanz desselben aus den eben erwähnten Tugenden besonders hervor strahlet: so kann es nicht fehlen, wir müssen diejenigen Menschen, bey welchen wir diese Vorzüge zu finden glauben, vermöge eines natürlichen Gefühles lieben. Dieß sind nun die wirksamsten Mittel, sich beliebt zu machen; wiewohl es außer diesen noch einige andere weniger bedeutende geben mag. Was nun das Vertrauen anderer Menschen betrifft, so wird dieses durch zwey Mittel erworben, wenn man uns nähmlich Gerechtigkeitsliebe, und eine durch Erfahrung befestigte Klugheit zutraut. Denn wir verlassen uns allemahl auf diejenigen, von denen wir glauben, daß sie uns an Einsichten übertreffen, das, was begegnen wird, vorher sehen, und wenn es zum Handeln kommt und die Entscheidung vorgehen soll, im Stande seyn, sich gut aus der Sache zu ziehen und einen den Umständen angemessenen

Entschluß zu fassen. Denn dieß hält man für die wahre und praktische Klugheit. Uebrigens gründet sich unser Vertrauen zu gerechten und zuverlässigen, oder, was eben so viel ist, rechtschaffenen Männern auf die Ueberzeugung, daß sie von allem Betrug und Unrecht entfernt seyn. Daher glauben wir ihnen Glück, Vermögen und Kinder mit völliger Sicherheit anvertrauen zu können. Von diesen beyden Tugenden ist die Gerechtigkeit das wirksamere Mittel, sich Zutrauen zu erwerben; denn sie empfiehlt ihren Mann auch ohne die Klugheit, da hingegen Klugheit ohne Gerechtigkeit niemahls fähig ist Zutrauen zu erwerben. Denn je verschmitzter und gewandter einer ist, desto mehr wird er gehaßt und gefürchtet, wenn er nicht im Credit eines ehrlichen Mannes steht. Einsichten also mit Gerechtigkeitsliebe verbunden vermögen alles, um uns Zutrauen zu verschaffen; Gerechtigkeit ohne Klugheit vermag viel; Klugheit ohne Gerechtigkeit nichts.

10. Da es unter allen Weltweisen eine ausgemachte Sache ist und da ich selbst es öfters behauptet habe, daß, wer Eine Tugend besitzt, nothwendig alle besitzen müsse; so mag es wohl hier ein wenig auffallen, daß ich die Tugenden trenne und anzunehmen scheine, daß jemand weise seyn könne, ohne gerecht zu seyn. Allein etwas anderes ist es, wenn man mit philosophischer Bestimmtheit die Begriffe sichtet; etwas anderes, wenn man sich in den Benennungen nach dem gemeinen Sprachgebrauche bequemt. Wenn ich also hier den einen tapfer, den andern gerecht, und einen dritten klug nenne, so rede ich die Sprache

des gemeinen Mannes. Denn von Vorstellungsarten des Volkes läßt sich nicht anders als in gewöhnlichen und solchen Ausdrücken reden, welche dem Volke geläufig sind. Und dieß hat Panätius auch so gemacht. Allein zur Sache: Von den drey Stücken, welche die Ehre ausmachen, war das letzte dieses; daß man unsern Werth zu schätzen wisse und uns der öffentlichen Aemter würdig achte. Nun schätzt und bewundert man überhaupt alles Große und Unerwartete; und so auch an einzelnen Personen alle Vorzüge, welche unsere Erwartung übertreffen. Daher achten und rühmen wir solche Männer, an welchen wir außerordentliche und seltene Eigenschaften zu entdecken glauben; hingegen schätzen wir diejenigen gering und verachten sie, an welchen wir weder Verdienste, noch Geist, noch Kraft wahrnehmen. Denn nicht alle verachten wir, von denen wir Böses denken. Von lasterhaften, schmähsüchtigen, betrügerischen Menschen, welche die Fähigkeit haben, uns zu schaden, denken wir wohl Böses, aber wir verachten sie darum lange nicht. Also, wie gesagt, wir verachten diejenigen, welche, wie man zu sagen pflegt, weder für sich noch andere etwas taugen, und an welchen wir weder Kraft, noch Thätigkeit, noch Bestrebsamkeit wahrnehmen. Dagegen bewundern wir diejenigen, welche sich durch Vorzüge über die gewöhnlichen Menschen erheben, und so wohl von andern moralischen Gebrechen, als insbesondere von denjenigen Fehlern frey sind, welchen die meisten Menschen nicht leicht widerstehen können. Denn die sinnlichen Lüste, diese schmeichlerischen Tyran-

ninnen, machen die obern Seelenkräfte von der Tugend leicht abtrünnig; und wenn der Schmerz mit seinen Qualen droht, so zittern die meisten Menschen vor ihm. Leben, Tod, Reichthum, Armuth machen auf die Gemüther einen außerordentlichen Eindruck. Eine erhabene und große Seele hingegen, welche auf diese Güter und Uebel mit Gleichmuth herab sieht und alles, was edel und groß ist, mit leidenschaftlicher Begierde umfaßt, wen wird sie nicht nöthigen, den Glanz und die Schönheit der Tugend in ihr zu bewundern?

11. Diese Geringschätzung der äußern Dinge also wird in einem vorzüglichen Grade bewundert; und noch mehr hat die Gerechtigkeit, welche vorzugsweise den rechtschaffenen Mann macht, als etwas Außerordentliches, die Bewunderung des großen Haufens, und zwar mit Recht. Denn niemand kann durchaus gerecht seyn, wer Tod, Schmerz, Verbannung, Armuth scheut, oder die entgegengesetzten Güter höher schätzt, als das Recht. Insbesondere wird derjenige bewundert, welcher dem Gelde widerstehen kann; und wer von dieser Seite bewährt ist, von dem sagt man, daß er die Feuerprobe halte. Alle die drey oben erwähnten Puncte also, welche die öffentliche Ehre ausmachen, umfaßt die Gerechtigkeit. Sie erzeugt Liebe, weil sie andern zu nützen sucht; und aus dem gleichen Grunde erzeugt sie Zutrauen. Auch Bewunderung erzeugt sie, weil sie dasjenige, wonach die meisten Menschen mit der heißesten Begierde streben, verschmäht und gering schätzt. Meines Erachtens bedarf der

Mensch in jedem Stand und bey jeder Lebensart der Hülfe seiner Mitmenschen; vorzüglich hat er das Bedürfniß eines vertraulichen Umganges, welchen er nicht leicht finden wird, wenn er nicht in dem Credit eines rechtschaffenen Mannes steht. Folglich ist auch demjenigen, welcher in der Einsamkeit und auf dem Lande lebt, der Ruf eines ehrlichen Mannes unentbehrlich, und zwar um so viel mehr, je weniger er sich durch fremden Beystand vor mancherley Beeinträchtigungen sicher stellen kann. Und eben dieser Ruf der Ehrlichkeit ist uns im täglichen Handel und Wandel, beym Kaufen, Verkaufen, Miethen, Vermiethen, und jeder Art von Verkehr eine unentbehrliche Sache. Dieß geht so weit, daß selbst diejenigen, welche von Uebelthaten und Verbrechen leben, unmöglich bestehen könnten, wenn sie der Gerechtigkeit völlig entsagten. Ein Räuber zum Beyspiel, welcher einen seiner Mitgesellen bestiehlt oder beraubt, wird selbst von seiner Bande ausgestoßen werden. Und eben so der Anführer der Bande: wenn er die Beute nicht gleich vertheilt, so werden ihn die Räuber umbringen oder verlassen. Man sagt so gar, daß auch die Räuber ihre Gesetze haben, welche sie befolgen, und denen sie sich unterwerfen. Durch gleichmäßige Vertheilung der Beute erwarb sich der Illyrische Räuber Bardylis, welchen man aus dem Theopompus kennet, einen mächtigen Anhang, und einen noch weit mächtigern der Lusitanier Viriathus, so daß er selbst unsere Armeen und Befehlshaber aus dem Felde schlug, bis daß ihn endlich Lälius, welcher unter dem Zunahmen des

Weisen bekannt ist, als Prätor so weit herunter brachte und demüthigte, daß der Sieg seinen Nachfolgern nicht schwer ward. Wenn also die Gerechtigkeit so viel vermag, daß selbst Räuber durch sie ihre Macht befestigen und erweitern können, wie viel muß sie denn nicht in einem wohl eingerichteten Staate vermögen, wo sie von Gesetzen und Gerichten unterstützt wird!

12. Ohne Zweifel waren es die Vortheile einer gerechten Regierung, welche nicht nur die Meder, wie Herodot bemerkt, sondern auch unsere Vorfahren dazu vermocht haben, Männern von vortrefflichem Charakter die königliche Gewalt anzuvertrauen. Die hülflose Menge, welche sich von den Mächtigern gedrückt sah, nahm ihre Zuflucht zu einem Manne von ausgezeichneten Verdiensten. Dieser schützte die Schwächern vor Beeinträchtigung, und führte eine durchgängige Gleichheit ein, wobey die Vornehmsten und die Gemeinsten eben derselben Rechte genossen. Der gleiche Grund, warum die Menschen die königliche Gewalt einführten, leitete sie auch auf die Einführung der Gesetze. Immer suchte man Gleichheit der Rechte, ohne welche kein Recht möglich ist. Fand man diese bey der Rechtspflege eines einzigen gerechten und tugendhaften Mannes, so war man damit zufrieden. Fand man sie nicht, so war man auf Gesetze bedacht, welche gegen jedermann immer nur eine und eben dieselbe Sprache führten. Es ist also klar, daß man zu Regenten gemeiniglich diejenigen erwählte, von deren Gerechtigkeitsliebe das Volk eine vortheilhafte Meinung hatte. Wenn man ihnen dabey noch

Einsichten zutraute, so glaubte man mit solchen Regenten so gut als möglich berathen zu seyn. — Die Gerechtigkeit verdient es also im höchsten Grade, daß wir sie schätzen, und fest an ihr halten, so wohl um ihrer selbst willen, (denn nur in so fern ist sie Gerechtigkeit) als auch um durch sie an Credit und öffentlicher Achtung zu gewinnen. So wie es übrigens eine Kunst gibt, das Geld nicht nur zu erwerben, sondern auch so anzulegen, daß es uns an den nöthigen Einkünften zur Bestreitung nicht bloß der täglichen Bedürfnisse, sondern auch des Aufwandes, wozu uns die Ehre auffordert, niemahls fehle; eben so gibt es auch eine Kunst, die öffentliche Achtung nicht nur zu erwerben, sondern auch zu wachsendem Vortheile anzulegen. Ganz vortrefflich sagt Socrates, der nächste und kürzeste Weg zur öffentlichen Achtung sey dieser, wenn man sich bestrebe das zu seyn, wofür man gehalten seyn möchte. In der That, wer durch Gleißnerey und ein leeres Gepränge und gekünstelte Reden oder Mienen sich eine dauerhafte Achtung zu verschaffen hofft, der täuscht sich ungemein. Nur diejenige Achtung, welche sich auf Wahrheit gründet, kann Wurzel schlagen, und Schoße treiben; jeder täuschende Schein hingegen fällt, gleich den Blättern, ab, und, was erkünstelt ist, kann niemahls Bestand haben. Ich könnte das eine wie das andere mit einer Menge von Beyspielen belegen; aber, um kurz zu seyn, berufe ich mich auf eine einzige Familie. Das Lob des ältern Tiberius Gracchus wird so lange blühen, als das Andenken des Römischen Staates. Seine beyden Söhne hingegen wurden bey Leb-

zeiten von den Gutdenkenden nicht geliebt; und jetzt zählt man sie denjenigen bey, welche einen gewaltsamen Tod verdient haben.

13. Wer also nach wahrer, dauerhafter Ehre trachtet, der erfülle die Pflichten der Gerechtigkeit. Worin diese bestehen, habe ich in dem ersten Buche gezeigt. Wiewohl es übrigens kein sichreres Mittel gibt, bey den Menschen für das gekannt zu seyn, was wir sind, als wenn wir uns bestreben, dasjenige wirklich zu seyn, wofür wir gehalten seyn wollen, so finde ich doch für gut, noch einige besondere Lehren hierüber zu ertheilen. Wenn ein junger Mensch entweder durch die Verdienste seines Vaters, (welches, wofern ich nicht irre, dein Fall ist, mein Cicero) oder durch irgend ein günstiges Ereigniß zu künftigem Ruhme und Aufsehen der Welt zum voraus empfohlen ist; so werden alle Augen auf ihn gerichtet seyn, man wird sich nach seinem Thun und Lassen genau erkundigen, und er wird in einem hellen Lichte stehen, worin keine seiner Reden oder Handlungen unbemerkt bleiben wird. Diejenigen hingegen, welche Dunkelheit und eine niedrige Geburt vor den Augen der Menschen verhüllet, müssen sogleich bey ihrem Eintritt in das Jünglingsalter ein rühmliches Ziel ins Auge fassen, welches sie durch erlaubte Mittel zu erreichen streben. Dieß können sie mit desto festerem Muthe thun, weil dieses Alter nicht nur von keinem Neide angefochten, sondern im Gegentheile begünstiget wird. Das erste, wodurch ein Jüngling sich rühmlich bekannt machen kann, ist, wenn er Gelegenheit findet, sich

im Felde hervor zu thun. Dieß hat vormahls viele gehoben; denn wir führten beynahe an Einem fort Kriege. Deine Jugend, mein Sohn, fiel in einen Krieg, welcher von der einen Partey so frevelhaft, als unglücklich von der andern geführt ward. Gleichwohl hast du dir damahls, als Pompejus dir einen Flügel von der Reiterey unserer Verbündeten anvertraute, durch deine Geschicklichkeit im Reiten und Lanzenschießen, und durch mannhafte Erduldung aller militarischen Beschwerlichkeiten den Beyfall des großen Feldherrn so wohl, als des ganzen Heeres erworben. Freylich ist das Andenken dieses Lobes zugleich mit dem Staate verschwunden. Doch ich will nicht von dir, sondern von der Sache überhaupt reden, und verfolge also meinen Gegenstand weiter. — So wie überhaupt die Werke des Geistes vor den Arbeiten des Körpers den Vorzug haben, eben so wird auch hier dasjenige, wozu wir Verstand und Genie brauchen, höher geschätzt, als was nur durch körperliche Kräfte abgethan wird. — Dasjenige, wodurch sich ein Jüngling zuerst empfehlen kann, ist Bescheidenheit, zärtliche Liebe für seine Eltern, und Anhänglichkeit an die Seinigen. Am leichtesten, und zwar von der vortheilhaftesten Seite, werden sich junge Leute durch den Umgang mit angesehenen und weisen Männern bekannt machen, welche dem Staate wichtige Dienste leisten. Der gemeine Mann, welcher sie oft an der Seite solcher Männer erblickt, wird von ihnen erwarten, daß sie einst denen gleich seyn werden, welche sie sich selbst zu Mustern gewählt haben. Dem Publius Rutilius traute

men darum, weil er das Haus des Publius Mucius besuchte, Gerechtigkeitsliebe und Kenntniß in der Rechtsgelehrsamkeit zu. Lucius Crassus hingegen ward nicht erst durch eine fremde Empfehlung bekannt; er erwarb sich schon in seiner frühen Jugend, durch jene merkwürdige und ruhmvolle Anklage des Carbo, ein ausgezeichnetes Lob. In einem Alter, in welchem insgemein die Vorübungen schon zum Ruhme gerechnet werden, zeigte Crassus, so wie vormahls Demosthenes, daß er im Stande sey, im Gerichtshofe dasjenige aufs allerbeste auszuführen, worauf er sich auch damahls noch zu Hause mit Ehren hätte vorbereiten können.

14. Ich habe anderswo angemerkt, daß es zwey Arten der Rede gebe, die gewöhnliche Unterredung, und den angestrengten ununterbrochenen Vortrag. Nun ist es freylich keinem Zweifel unterworfen, daß man durch den letztern mehr Aufsehen erregen kann, (denn auf ihm beruhet das, was man eigentlich Beredsamkeit nennt); dessen ungeachtet läßt es sich kaum genug sagen, wie sehr Anmuth und Leutseligkeit im Gespräche die Gemüther für uns einnimmt. Es sind noch Briefe von drey der klügsten Männer des Alterthums an ihre Söhne vorhanden, von Philippus an den Alexander, von Antipater an den Cassander, und von Antigonus an den Philippus, worin sie ihnen die Lehre ertheilen, die Herzen der Menge durch gütige Herablassung zu gewinnen, und durch freundliche Zusprache die gemeinen Krieger für sich einzunehmen. Was nun die ununterbrochene Rede betrifft, welche vor einer Menge von Zuhörern gehal-

ten wird, so setzt diese oft eine ganze Versammlung in Bewegung. Denn ein Mann, der mit Beredsamkeit und Einsicht spricht, wird ungemein bewundert; und der Zuhörer glaubt es zu fühlen, daß ein solcher Redner an Verstand und Einsicht allen andern überlegen seyn müsse. Wenn aber bey einem Redner nachdrückliche Beredsamkeit mit Bescheidenheit sich vereiniget, so wird er im höchsten Grade gefallen, zumahl wenn er noch ein junger Mann ist. Uebrigens gibt es mehrere Arten von Vorträgen, welche Beredsamkeit erheischen, und viele von unsern jungen Männern haben sich durch Reden vor Gericht, andere vor dem Senate rühmlich bekannt gemacht; doch findet die gerichtliche Beredsamkeit die größte Bewunderung. Diese ist von gedoppelter Art, entweder Anklage, oder Vertheidigung. Obgleich nun die Vertheidigung überhaupt lobenswürdiger ist, so hat doch auch die Anklage oft Beyfall gefunden. Ich habe oben den Crassus zum Beyspiel angeführt. Marcus Antonius that in seiner Jugend ein gleiches. Auch Publius Sulpicius ward durch eine Anklage berühmt, da er den Cajus Norbanus, einen unruhigen und gefährlichen Bürger, zur Verantwortung forderte. Dieß darf aber nicht oft geschehen, und wenn man es thut, so thue man es entweder um des allgemeinen Besten willen, wie Antonius und Sulpicius, deren ich vorhin erwähnt habe, oder aus gerechter Rache, wie die beyden Lucullen, oder zum Besten seiner Schutzverwandten, wie ich es für die Sicilier gethan habe, und Julius für die Sarder gegen den Marcus Albucius. Auch Lucius Fusius hat sich durch die Anklage des Manius

Aquilius auf eine vortheilhafte Weise bekannt gemacht. Nur ein einziges Mahl also, oder wenigstens nicht oft. Wenn es irgend einen gültigen Grund gibt, es öfters zu thun, so wird es das Beste des Staates seyn, welchen man, ohne gerechten Tadel, an seinen Feinden mehr als ein Mahl rächen darf. Doch hat auch dieses gewisse Schranken. Denn nur ein gefühlloser Mensch, oder besser ein Unmensch, kann es von sich erhalten, Glück oder Leben von seines gleichen öfters aufs Spiel zu setzen. Nicht nur läuft derjenige, welcher das thut, dabey selbst Gefahr; er schändet auch seinen Ruf durch den verdienten Nahmen eines Anklägers. Dieß widerfuhr dem Marcus Brutus, der von einem der edelsten Geschlechter, und ein Sohn des Brutus war, welcher als einer der größten Rechtsgelehrten bekannt ist. Auch dieses muß als eine unverletzliche Pflicht beobachtet werden, daß man nie gegen einen Unschuldigen eine Capital-Klage erhebe, welches allemahl eine schändliche Handlung ist. Denn welche Unmenschlichkeit ist es, die Beredsamkeit, die von der Natur zum Nutzen und zur Erhaltung der Menschen bestimmt ward, zum Unglück und zum Verderben rechtschaffener Männer zu mißbrauchen! So sehr man dieses zu vermeiden hat, so darf man sich doch auf der andern Seite kein Gewissen daraus machen, mitunter auch die Vertheidigung eines Schuldigen zu übernehmen, wofern es nur nicht ein lasterhafter Bösewicht ist. Denn dafür stimmt die öffentliche Meinung; das gestattet die Gewohnheit, und entschuldigt die Menschlichkeit. Der Richter hat in allen Fällen einzig auf die

Wahrheit zu sehen; der Sachwalter hingegen darf auch das Wahrscheinliche in Schutz nehmen, wenn es gleich nicht wahr ist. Ich würde, zumahl in einem philosophischen Lehrbuche, diese Aeußerung kaum wagen, wenn nicht Pa= nätius, ein Stoiker von so großem Gewichte, eben so dächte. Uebrigens sind es Vertheidigungen, wodurch man sich am meisten in Ansehen und Credit setzen kann, füraus wenn es sich fügt, daß man sich eines Schwächern gegen die Nachstellungen und den Drang eines Uebermächtigen annehmen kann. Ich habe dieß so wohl für andere, als auch ins besondere für Sextus Roscius von Ameria gegen die mächtige Verfolgung des allgewaltigen Sulla in meiner Jugend gethan. Diese Rede ist, wie du weißt, in jeder= manns Händen.

15. So viel von den Mitteln, wodurch junge Leute sich einen Nahmen machen können, und von den Schranken, welche sie dabey zu beobachten haben. Ich werde nun fer= ner nach meinem Plane von der Wohlthätigkeit und von der Freygebigkeit reden. Diese ist von gedoppelter Art. Entweder sind es Dienste, oder es ist Geld, womit wir andere unterstützen. Das letztere ist leichter, zumahl für einen reichen Mann; dagegen ist jenes schöner und glän= zender, und kleidet einen edeln und angesehenen Mann besser. Zwar setzen beyde Gattungen einen Hang zur Frey= gebigkeit und zum Wohlthun voraus; aber die eine schöpft aus der Casse, die andere wirkt durch moralische Kräfte; und über dieß erschöpft derjenige, welcher aus seinem Ver= mögen freygebig ist, die Quelle der Wohlthätigkeit. Auf

diese Weise zerstört die Wohlthätigkeit sich selbst. Denn je mehrern man Gutes gethan hat, desto wenigern kann man hinfort wohl thun. Wer hingegen durch Dienste, das heißt, durch Anwendung seiner Fähigkeiten und Kräfte, wohlthätig ist, der wird erstlich, je mehrern er Gutes gethan hat, desto mehrere Gehülfen zum Wohlthun finden. Ferner wird er durch öfteres Wohlthun einen Hang, und, so zu sagen, eine Fertigkeit erwerben, andern nach Kräften nützlich zu seyn. Sehr treffende Vorwürfe macht in dieser Rücksicht Philippus seinem Sohn Alexander in einem Briefe, daß er die Zuneigung der Macedonier durch Geschenke zu erhalten trachte. „Was für ein unseliger Gedanke, „so schreibt er, hat dich auf den Wahn geführt, daß du „auf Leute rechnen dürfest, die du mit Geld bestochen ha„best! Ist dir etwa damit gedient, daß die Macedonier „dich nicht als ihren König, sondern als ihren Zahlmeister „und Lieferanten ansehen?" Wohl sagt er ihren Zahlmeister und Lieferanten; denn was könnte für einen König abschätziger seyn? Und noch treffender nennt er diese Art von Freygebigkeit eine Bestechung. Denn derjenige, welcher die Geschenke empfängt, wird dadurch schlechter, und immer mehr aufgelegt, neue Beschenkungen zu erwarten. So schreibt Philippus seinem Sohne, und diese Erinnerung sollte jedermann sich gesagt seyn lassen. — Es ist also keinem Zweifel unterworfen, daß diejenige Art von Wohlthätigkeit, welche in Diensten und nützlicher Verwendung besteht, edler sey, einen größern Wirkungskreis habe und sich auf weit mehrere Gegenstände ausdehnen

könne. Indessen ist jene andere Art von Freygebigkeit nicht durchaus verwerflich. Wir müssen auch zuweilen Geschenke austheilen, müssen würdigen Gegenständen öfters mit unserm Vermögen beystehen, aber nie ohne Wahl und Maß. Denn wie mancher hat schon durch unüberlegte Freygebigkeit sein Vermögen versplittert! Und was ist thörichter, als sich selbst außer Stand zu setzen, etwas länger thun zu können, das man gern thut? Zudem zieht eine solche Verschwendung gemeiniglich Raubsucht nach sich. Denn wer durch Geben sich selbst in Dürftigkeit gesetzt hat, der sieht sich zuletzt genöthiget, die Hand nach fremdem Gute auszustrecken. Und so wird der, welcher durch seine Wohlthätigkeit sich in Credit zu setzen sucht, sich weniger diejenigen, denen er mittheilt, geneigt, als diejenigen zu Feinden machen, welche er beraubt. Unsere Casse soll demnach weder so verschlossen seyn, daß sie sich nie zur Wohlthätigkeit öffne, noch auch jedermann ohne Unterschied offen stehen. Man beobachte ein gewisses Maß, und dieses werde durch unser Vermögen bestimmt. Ueberhaupt erinnere man sich stets jenes Wortes, welches der häufige Gebrauch zum Sprichworte gemacht hat: Das Schenken hat keinen Boden. In der That, wie könnte man ein Ziel finden, da so wohl die, welche von uns zu empfangen gewohnt sind, als auch andere, immer etwas erwarten?

16. Ueberhaupt gibt es zwey Arten des freygebigen Aufwandes, den, welchen der Verschwender, und den, welchen der wahrhaft freygebige Mann macht. Der Verschwender

verschlendert das Geld durch einen Aufwand, welcher nur eine leichte Spur oder gar keine zurück läßt. Dergleichen sind z. B. kostbare Gastmahle, Fleischspenden, Fechterspiele, Schauspiele, Thiergefechte u. s. w. Der Freygebige hingegen kauft Gefangene von den Seeräubern los, zahlt die Schulden seiner Freunde, hilft ihnen ihre Töchter ausstatten, und unterstützt sie bey Erwerbung oder Vermehrung ihres Vermögens. Ich muß mich daher verwundern, wie Theophrastus in seinem Buche von den Reichthümern, worin er so viel schönes sagt, zu dem sonderbaren Einfall kommt, von prächtigen und kostbaren Volksbeschenkungen so großes Aufheben zu machen, und einen solchen Aufwand für den besten Genuß zu erklären, den ein Reicher von seinem Vermögen hat. Was mich betrifft, so dünkt mich der Genuß, welchen uns diejenige Art von Freygebigkeit verschafft, wovon ich einige Beyspiele angeführt habe, viel größer und auch viel zuverlässiger. Weit philosophischer und gründlicher urtheilt Aristoteles, wenn er sich daran stößt, daß der unmäßige Geldaufwand, welcher zum Vergnügen des großen Haufens gemacht wird, nicht mehr auffalle. Wenn man, sagt er, bey einer Belagerung das Nößel Wasser mit einer Mine bezahlen muß, so kommt uns das zuerst unglaublich vor und jedermann erstaunet darüber. Bey mehrerm Nachdenken aber wird uns die Sache durch die dringende Noth begreiflich. Jener ungeheure und gränzenlose Aufwand hingegen befremdet uns eben nicht sehr, ungeachtet weder einer dringenden Noth dadurch abgeholfen wird, noch das Ansehen des-

sen, der ihn macht, dabey gewinnt; ungeachtet die dadurch erzielte Belustigung nur einen kurzen, unbeträchtlichen Augenblick währt, und sich hauptsächlich auf die minder achtungswerthen Classen von Menschen einschränkt; ungeachtet endlich auch bey diesen das Andenken des Vergnügens in dem Genusse selbst erstirbt. Sehr richtig urtheilt eben derselbe, daß solche Belustigungen wohl Kindern und Weibern, und Sclaven, und Freygebornen von sclavischer Denkungsart Vergnügen machen, daß aber kein denkender Mann, der alles nach festen Grundsätzen prüft, jemahls sie gut heißen könne. Dessen ungeachtet weiß ich wohl, daß man in unserm Staate schon seit langem, und zwar von den bessern Zeiten her, gewohnt ist, von den würdigsten Männern während der Aedilität kostbare Spiele zu erwarten. So gab zum Exempel Publius Crassus, welcher der Reiche hieß und es auch in der That war, als Aedilis sehr prächtige Spiele; und bald nach ihm zeichnete sich die Aedilität des Lucius Crassus und Quintus Mucius, eines Mannes von ungemeiner Eingezogenheit, durch die außerordentliche Pracht ihrer Spiele aus. Das gleiche gilt von Cajus Claudius, dem Sohne des Appius, und von vielen andern nach ihm; von den Lucullen, dem Hortensius und Silanus. Doch übertraf in meinem Consulate Publius Lentulus seine Vorgänger alle; und diesem that es Scaurus gleich. Aber die prächtigsten Spiele waren die, welche unser Pompejus in seinem zweyten Consulate gab. Was ich von diesem allem halte, das wirst du hinlänglich begreifen.

17. Dessen ungeachtet suche man den Verdacht des Geizes zu vermeiden. Mamercus, ein Mann von großem Vermögen, kam in seiner Anwerbung um das Consulat nur deßwegen zu kurz, weil er sich der Aedilität entzogen hatte. In zwey Fällen also sind dergleichen Volksgeschenke nicht zu tadeln: erstlich, wenn sie das Volk verlangt, und edel denkende Männer sie, wo nicht wünschen, doch nicht mißbilligen, — nur setze man den Aufwand mit dem Vermögen ins gehörige Verhältniß, wie ich es gemacht habe; zweytens, wenn man dadurch einen wichtigen und nützlichen Zweck erreichen kann. So haben neulich die Mahlzeiten, welche Orestes, unter dem Nahmen eines Zehnten, dem Volke auf offener Straße gab, ihm sehr großen Credit gemacht. Auch den Marcus Sejus hat niemand getadelt, daß er in einer Theurung den Scheffel Getreides für einen As verkaufte. Er entledigte sich so von einem großen und tief eingewurzelten Hasse durch einen Aufwand, der weder groß, noch auch zu tadeln war, weil er ihn als Aedilis machte. Meinem Freund Milo, welcher unlängst eine Bande Gladiatoren hielt, durch die er den Staat, dessen Wohl auf meinem Leben beruhte, gegen die tollkühnen Unternehmungen des Publius Clodius schützte, gereichte dieser Aufwand zu besonderer Ehre. Diese Gattung von Aufwand findet also da Statt, wo sie entweder unvermeidlich ist, oder einen wichtigen Vortheil gewährt. Aber auch dannzumahl ist es am besten, die Mittelstraße zu halten. — Lucius Philippus, der Sohn des Quintus, ein Mann von großen Talenten und vorzüglichem Ansehen,

rühmte sich dessen oft, daß er ohne den mindesten Aufwand von dieser Art die wichtigsten Aemter im Staate erhalten hätte. Eben dieses sagte auch Cotta und Curio; ich selbst kann mich gewisser Maßen des nähmlichen Glückes rühmen. Denn im Verhältnisse mit der Wichtigkeit der Aemter, welche ich (was keinem der von mir genannten Männer widerfahren ist) in dem ersten Jahre des gesetzmäßigen Alters durch einstimmige Wahl erhielt, war der Aufwand, den ich als Aedilis machte, in der That unbeträchtlich. Unter die bessern Arten dieses Aufwandes gehört auch die Errichtung von Mauern, Schiffswerften, Seehafen, Wasserleitungen, und allen dem Staate nützlichen Stiftungen. Zwar macht jedes Geschenk, welches, so zu sagen, bar in die Hand gegeben wird, einen lebhaftern Eindruck; die vorhin genannten Werke hingegen erzeugen einen dauerhaftern Dank. Die Erbauung von Theatern, Galerien und neuen Tempeln mit Nachdruck zu tadeln, verbiethet mir die Achtung für das Andenken des Pompejus. Indeß wird auch dieser Aufwand von den gründlichsten Sittenlehrern mißbilligt; zum Exempel, von Panätius, dessen Werk ich in diesen Büchern sehr oft zum Leitfaden nehme, ohne es eigentlich zu übersetzen, und von Demetrius von Phalera, welcher den Pericles, einen der ersten Männer Griechenlands, dafür tadelt, daß er auf die bekannten prächtigen Propyläen eine so große Summe Geldes verwendete. Uebrigens habe ich in meinen Büchern vom Staate diese ganze Materie umständlich abgehandelt. Ueberhaupt also ist diese Art des freygebigen Aufwandes

ihrer Natur nach verwerflich, aber in gewissen Umständen nothwendig; und dann muß sie unserm Vermögen angemessen seyn und die Mittelstraße halten.

18. Was nun jene zweyte Gattung des freygebigen Aufwandes betrifft, welche in wirklicher Freygebigkeit besteht, so müssen wir dabey die Verschiedenheit der Umstände in Betrachtung ziehen. In einem andern Falle befindet sich der, welchen die Noth drückt, in einem andern der, welcher, ohne im Unglücke zu seyn, seine Umstände zu verbessern sucht. Gegen Unglückliche müssen wir zur Hülfe vorzüglich bereitwillig seyn, es wäre denn, daß sie ihr Unglück verschuldet hätten. Zwar auch denjenigen dürfen wir unsere Hülfe keineswegs entziehen, welche sie verlangen, nicht um der Noth zu entgehen, sondern um sich höher empor zu schwingen; nur muß eine sorgfältige Ueberlegung unsere Wahl auf würdige Personen lenken. Denn sehr richtig sagt Ennius:

> Die übel angelegte Wohlthat wird
> Zur Uebelthat.

Eine Wohlthat hingegen, die einem rechtschaffenen und dankbaren Manne erzeigt wird, belohnt sich nicht nur durch ihn selbst, sondern auch durch andere. Denn wohl überlegte Freygebigkeit ist eine sehr geschätzte Tugend, welche um so viel mehrere und eifrigere Lobredner findet, weil die Güte jedes angesehenen Mannes jedem, der es bedarf, eine allgemeine Zuflucht öffnet. Man bestrebe sich daher, so viel als möglich sich andere durch solche Wohlthaten zu verpflichten, deren Andenken sich auf Kinder und Kin-

deskinder fortpflanzt und keinen Undank Statt finden läßt. Denn einen Undankbaren verfolgt der allgemeine Haß; jeder glaubt dadurch selbst zu verlieren, wenn die Freygebigkeit vom Wohlthun abgeschreckt wird, und sieht den Undankbaren als einen gemeinschaftlichen Feind aller Dürftigen an. — Eine Art von Wohlthätigkeit, welche dem Staate selbst Nutzen bringt, ist diese, wenn man Gefangene aus der Sclaverey los kauft und Dürftigen zum Wohlstande verhilft. Daß dieß von Männern aus der Senatorischen Classe ehemahls oft geschehen sey, davon findet man in einer Rede des Crassus einen umständlichen Beweis. Diese Art von Wohlthätigkeit hat also, nach meiner Schätzung, vor den Volksgeschenken weit den Vorzug. Diese allein schickt sich für weise und große Männer; die letztere nur für Volksschmeichler, welche den leichtsinnigen Pöbel, so zu sagen, durch den Kitzel eines flüchtigen Vergnügens belustigen wollen. — So wie man übrigens im Geben großmüthig seyn soll, eben so hüthe man sich im Fordern vor Härte. Im Gegentheil beweise man sich in allen Arten des Verkehrs, beym Kaufen, Verkaufen, Miethen, Vermiethen, bey Nachbarschaften und Anstößen, gegen andere billig und nachgiebig, thue oft auf gerechte Ansprüche freywillig Verzicht, und suche, so viel es ohne Nachtheil geschehen kann, ja ich möchte sagen, mitunter auch nicht ohne Nachtheil, alle Prozesse zu vermeiden. Denn nicht nur ist es edel, zuweilen etwas von seinem Rechte nachzulassen; es ist auch nicht selten vortheilhaft. — Bey diesem allen müssen wir sorgfältige Rechnung unsers Ver-

mögens tragen; denn es in Verfall kommen zu lassen ist schändlich; nur vermeide man dabey den Schein einer niederträchtigen Kargheit. In der That ist dieses der schönste Genuß, welchen der Reichthum uns gewähren kann, freygebig zu seyn, ohne sein Vermögen aufzuopfern. — Mit Recht lobt Theophrastus auch die Gastfreyheit. Mich wenigstens dünkt es sehr schön, wenn die Häuser der Großen angesehenen Fremden offen stehen; und es gereicht dem Staate selbst zur Ehre, wenn diese Art der Freygebigkeit in unserer Stadt nicht vermißt wird. Ueber dieß gewinnt jeder, der durch erlaubte Mittel seinen Einfluß vergrößern will, sehr viel, wenn er bey fremden Völkern Credit und Anhänger hat. Von dem Athenienser Cimon berichtet uns Theophrastus, daß er gegen die Mitgenossen seiner Curie, die Laciaden, sich gastfrey bewiesen habe. Er traf Anstalten und befahl seinen Verwaltern, jedem Laciaden, der auf seine Güter käme, alles, was er verlangte, zu reichen.

19. Was nun diejenige Gattung der Wohlthätigkeit betrifft, welche in thätlichen Diensten, nicht in Geldaufwand, besteht, so nützt diese so wohl dem Staate, als auch einzelnen Bürgern. Wer zum Exempel in Rechtssachen durch Anweisung und Rathschläge andern beysteht, und durch diese Art von Kenntnissen jedermann zu nützen sucht, der wird dadurch an Credit und Einfluß ungemein gewinnen. Daher gereicht, wie so manches andere, also auch dieses unsern Vorfahren zu ungemeiner Ehre, daß sie auf die Wissenschaft und Auslegung unserer so gut ver-

faßten bürgerlichen Rechte immer einen außerordentlichen Werth gelegt haben. Vor dieser letzten Staatsverwirrung machten sich Männer vom ersten Range daraus ein vorzügliches Geschäft; gegenwärtig aber ist, so wie alle Aemter und alle Stufen der Ehre herab gewürdiget sind, also auch der Glanz dieser Wissenschaft erloschen. Dieß ist um so viel mehr zu bedauern, da diese Veränderung gerade in denjenigen Zeitpunct fiel, in welchem ein Mann (Servius Sulpicius) lebte, der allen seinen Vorgängern an Range gleich und an Kenntnissen überlegen war. Diese Art von thätiger Dienstleistung ist also ungemein geschickt, durch Wohlthaten andere zu verpflichten und ihren Dank zu verdienen. Mit dieser Wissenschaft ist die Beredsamkeit sehr nahe verwandt, eine Kunst, welche glänzender ist als jene, und noch mehr geschickt, uns bey andern beliebt zu machen. In der That was könnte vortrefflicher seyn, als die Beredsamkeit, wir mögen dabey auf die Bewunderung der Zuhörer, oder auf die Hoffnung derer, welche unsers Beystandes bedürfen, oder endlich auf den Dank derjenigen, welche wir vertheidiget haben, Rücksicht nehmen? Unsere Vorfahren haben daher unter allen Künsten des Friedens dieser den Vorrang ertheilt. Ein beredter Mann also, welcher die Arbeit nicht scheuet und, wie es bey unsern Vätern Sitte war, willig und unentgeldlich die gerichtliche Vertheidigung vieler Mitbürger über sich nimmt, hat den Anlaß, durch seinen wohlthätigen Beystand sich eine Menge von Menschen verbindlich zu machen. Und hier könnte ich den Verfall der Bered=

samkeit, und beynahe möchte ich sagen ihren Untergang, beklagen, wenn ich nicht besorgte, daß auf meine Klagen der Schein der Selbstsucht fallen könnte. Indeß liegt es am Tage, was für Redner wir verloren haben, auf wie wenige wir in Zukunft hoffen dürfen, wie noch wenigere sich durch Talente, und wie viele hingegen sich durch nichts als Dreistigkeit auszeichnen. Da übrigens nicht jeder, auch nicht einmahl viele, Rechtsgelehrte oder Redner seyn können, so kann man gleichwohl andern auf verschiedene Weise nützlich seyn, indem man sie entweder zu Aemtern empfiehlt, oder Richter und Magistrats-Personen für sie gewinnt, oder für ihr Interesse wachet, oder endlich durch sein Fürwort ihnen den Rath und Beystand von Rechtsgelehrten und Sachwaltern verschafft. Wer dieses thut, der kann sich ungemein vielen Dank erwerben, und hat ein weites Feld vor sich, worin er seine Thätigkeit zum Nutzen anderer beschäftigen kann. Es würde überflüssig seyn, die Erinnerung beyzufügen, daß man sich vorsehen müsse, bey den Diensten, welche man den einen leisten will, nicht etwa irgend einem andern zu nahe zu treten. Denn die Sache versteht sich von selbst. In der That kann es leicht geschehen, daß man Leute vor den Kopf stößt, welche man ohne Ungerechtigkeit, oder eigene Gefahr nicht beleidigen kann. Es aus Uebereilung thun ist sträfliche Unachtsamkeit; es wissentlich thun, Tollkühnheit. Wenn man in dem Falle ist, jemand wider Willen vor den Kopf zu stoßen, so suche man sich, so gut als es immer möglich ist, dadurch zu entschuldigen, daß man so

und nicht anders habe handeln müssen und können, und bestrebe sich, durch andere Dienste und Gefälligkeiten den Anstoß wieder gut zu machen.

20. Bey den Diensten, welche man andern leistet, nimmt man entweder auf den Charakter oder auf die Glücksumstände der Personen Rücksicht. Nun ist es freylich bald gesagt, und gewöhnlich führt man auch diese Sprache, daß man nur den Charakter der Personen, nicht ihre Glücksumstände in Betrachtung ziehe. Dieß klingt in der That schön. Allein wo findet sich der, welcher die Gelegenheit, einen reichen und mächtigen Mann durch Gefälligkeiten sich zu verpflichten, den gültigern Ansprüchen eines unbedeutenden, aber wackern Mannes aufopfern wollte? In der That sind wir immer am bereitwilligsten, demjenigen zu dienen, von welchem wir die sicherste und schnellste Wiedervergeltung hoffen. Allein dafür sollten wir die wahre Beschaffenheit der Dinge sorgfältig erwägen. Jener unbedeutende Mann zum Exempel, wofern er ein rechtschaffener Mann ist, wird, wenn er uns auch die Wohlthat nicht vergelten kann, doch uns in seinem Herzen Dank dafür haben. Nun sagte jemand, wer es auch immer war, ganz artig: „Wer geborgtes Geld habe, der „habe es nicht zurück gegeben; wer es zurück gegeben „habe, der habe es nicht mehr. Den Dank hingegen „habe auch der noch in seinem Herzen, welcher ihn mit „der That bewiesen habe, und wer ihn habe, der habe „ihn auch gewisser Maßen bewiesen." Diejenige Classe von Menschen hingegen, welche sich für reich, vornehm

und groß hält, will sich nicht einmahl durch Wohlthaten verpflichten lassen. Sie bilden sich so gar ein, andern einen Dienst erzeigt zu haben, wenn sie sich von ihnen die größte Wohlthat erweisen lassen. Auch werden sie immer glauben, daß, wer sich ihnen gefällig erzeigt, dafür etwas verlange oder erwarte. Allein sich vollends nachsagen zu lassen, daß andere ihre Beschützer, und sie derselben Clienten seyn, das hassen sie ärger als den Tod. Jener Dürftige hingegen, welcher nicht zweifelt, daß bey allem, was man für ihn thut, einzig auf seine Person, und nicht auf die äußern Umstände Rücksicht genommen werde, wird sich bestreben, nicht nur seinem Wohlthäter, sondern allen, von welchen er, der vieler bedarf, etwas hoffen kann, als ein dankbarer Mann zu erscheinen. Auch wird er jede Gefälligkeit, welche er andern erzeigt, nicht nur nicht allzu hoch anschlagen, sondern im Gegentheil eher herab setzen. Auch dieses verdient erwogen zu werden, daß, wenn wir einen mächtigen und reichen Mann in Schutz nehmen, er allein, oder höchstens seine Kinder uns dafür Dank wissen. Ist es hingegen ein unbedeutender, aber ehrlicher und bescheidener Mann, so wird die ganze, immer sehr zahlreiche Classe gemeiner und nicht unedler Menschen bey uns eine Zuflucht zu finden glauben. Meines Erachtens ist also immer jede Wohlthat bey rechtschaffenen Menschen besser, als bey reichen angewandt. Freylich müssen wir trachten, Leuten aus allen Classen durch unsere Dienste nützlich zu werden; aber bey einem Collisions-Falle soll uns der Rath des Themi-

stocles zur Regel dienen. Als ihn jemand fragte, ob er seine Tochter lieber einem armen aber rechtschaffenen, oder einem reichen aber weniger achtungswerthen Manne geben wollte, so sagte er: Ich will allemahl lieber einen Mann ohne Geld, als Geld ohne einen Mann. Indessen ist nun einmahl unsere Denkungsart durch die Bewunderung der Reichthümer verdorben und verdrehet. Allein was geht denn das große Vermögen eines dritten dich oder mich an? Seinem Besitzer mag es wohl nützen; und auch diesem nicht immer. Doch gesetzt, so kann er mehr Aufwand machen; aber ist er darum auch achtungswerther? Wenn der Reiche zugleich ein rechtschaffener Mann ist, so sollen seine Reichthümer uns nicht abhalten, ihm zu dienen; nur daß sie ihm nicht zur Empfehlung gereichen, und daß wir einzig darauf sehen, was für ein Mann, nicht wie reich einer sey. — Die letzte Lehre, die ich über diese Gattung der Dienstfertigkeit zu ertheilen habe, besteht darin, daß wir nie gegen eine gerechte, nie für eine ungerechte Sache uns verwenden. Denn die Grundlage eines unwandelbaren Credits und Ruhmes ist die Gerechtigkeit, ohne welche nichts lobenswürdig heißen kann.

21. Bis hierher habe ich von derjenigen Gattung der Wohlthätigkeit geredet, welche sich auf einzelne Personen einschränkt. Im Verfolge werde ich von derjenigen handeln, welche sich auf alle Mitbürger und auf den ganzen Staat erstreckt. Auch diese Gattung ist von gedoppelter Art. Entweder ist sie dem gemeinen Wesen überhaupt

nützlich, oder jedes Individuum hat davon besondern Genuß. In dem letzten Falle können wir sicherer auf Dank rechnen. Unser Bestreben soll vor allem darauf gerichtet seyn, daß unsere Wohlthätigkeit zu gleicher Zeit so wohl dem gemeinen Wesen, als auch einzelnen Bürgern nütze; aber auch auf einzelne Individuen darf sie sich einschränken, nur so, daß der Staat dabey wo nicht gewinne, doch nicht zu Schaden komme. Cajus Gracchus erschöpfte durch seine Kornspende das Aerarium; Marcus Octavius hielt die seinige in solchen Schranken, daß der Staat sie aushalten konnte, und dem Volke nur seine Noth erleichtert wurde. Sie war also den Bürgern und dem Staate gleich heilsam. Besonders müssen Regenten dafür besorgt seyn, daß jedem der Besitz des Seinigen gesichert bleibe, und das Eigenthum einzelner Bürger nicht durch öffentliche Verordnungen geschmälert werde. Als der Volks-Tribun Philippus das Gesetz von der Vertheilung der Ländereyen in Vorschlag brachte, so bewies er freylich von dieser Seite ungemein viele Mäßigung, daß er, als sein Vorschlag verworfen ward, sich zufrieden gab; aber in seiner Rede, worin er überhaupt den Volksfreund allzu sehr hören ließ, that er unter anderm auch diese sehr bedenkliche Aeußerung, daß er sagte: In dem ganzen Staate seyen nicht zwey tausend Menschen, welche zu leben hätten: eine höchst gefährliche Rede, welche auf eine Ausgleichung des Vermögens hindeutete — das schrecklichste Uebel, welches einem Staate widerfahren kann. Denn eben deßwegen sind ja die Menschen vornehmlich in Staa-

ten und bürgerliche Gesellschaften zusammen getreten, damit jedem sein Eigenthum gesichert würde. Wenn gleich ein natürlicher Trieb zum gesellschaftlichen Leben sie zusammen führte, so war es doch eigentlich die Hoffnung, ihr Eigenthum sicher zu stellen, was sie bewog, den Schutz der Städte zu suchen. — Auch dafür müssen Regenten besorgt seyn, daß sie nicht, was bey unsern Voreltern öfters der Fall war, durch beständige Kriege und die Armuth des Aerarium in die Nothwendigkeit gesetzt werden, von dem Volke Auflagen zu erheben; und um dieß zu verhüthen, müssen lange zum voraus Anstalten getroffen werden. Wenn aber irgend einem Staate (ich spreche lieber im Allgemeinen, um nicht für unsern Staat ein ahndungsvolles Wort fallen zu lassen, und außer dem ist hier vom Allgemeinen, nicht vom Besondern die Rede) wenn, sage ich, in irgend einem Staate die Umstände eine solche Beschwerde nothwendig machen, so gebe man sich alle Mühe, jedermann zu überzeugen, daß man, um der allgemeinen Wohlfahrt willen, der Noth sich unterziehen müsse. Ferner müssen alle Regenten dafür sorgen, daß es an einem hinlänglichen Vorrath von Lebensmitteln nie fehle. Die Vorkehrungen, welche man in dieser Absicht zu machen hat und gewöhnlich macht, brauche ich nicht anzuzeigen; sie sind bekannt genug; nur mußte ich die Sache berühren. Vor allem aus hat man bey jedem öffentlichen Geschäfte und Amte sich in Acht zu nehmen, daß man sich ja nicht dem mindesten Verdachte des Eigennutzes bloß gebe. Wollten die Götter, sprach der Samnite Cajus

Pontius, daß das Schicksal meine Geburt in diejenigen Zeiten hinaus geschoben hätte, in welchen die Römer vielleicht anfangen werden Geschenke zu nehmen! Ich würde ihrer Herrschaft bald ein Ende gemacht haben. Wahrlich da hätte er noch manches Menschenalter zuwarten müssen; denn es ist noch gar nicht lange, seit dem dieses Unheil sich in unsern Staat eingedrungen hat. Wenn also so viel von diesem einzigen Umstande abhing, so ist es mir um so viel lieber, daß Pontius damahls geboren ward. Es sind noch nicht volle hundert und zehn Jahre, seit dem das Gesetz wegen Wiedererstattung der erpreßten Gelder von Lucius Piso in Vorschlag gebracht ward. Vorher wußte man von keinem solchen Gesetze. Seit dieser Zeit aber wurden so viele andere gemacht, und die letzten immer die schärfsten; wurden so viele Anklagen unternommen, so viele Beklagte verfällt; ward ein so gefährlicher Krieg, wie der Italische, einzig aus Furcht vor gerichtlichen Untersuchungen angezettelt; werden endlich, nachdem Gesetze und Gerichte ihr Ansehen verloren haben, unsere Bundesgenossen so sehr bestohlen und ausgeplündert, daß es nicht unsere eigene Kraft, sondern die Schwäche anderer Nationen ist, durch die wir noch aufrecht stehen.

22. Panätius lobt den Africanus wegen seiner Uneigennützigkeit. Allerdings ein verdientes Lob; wiewohl unter seinen Verdiensten dieses nicht das größte ist. Das Lob der Uneigennützigkeit gebührt ihm nicht als persönliches Eigenthum, er theilt es mit seinem Zeitalter. Paullus Aemilius, welcher den ganzen ungemein reichen Schatz

des Macedonischen Königes eroberte, brachte dadurch eine so große Summe Geldes in unser Aerarium, daß die Beute dieses einzigen Feldherrn allen Auflagen ein Ende machte. In sein Haus brachte er nichts, als den unsterblichen Ruhm seines Nahmens. Africanus ahmte das Beyspiel seines Vaters nach. Er war nach der Zerstörung von Carthago nicht reicher, als vorher. Und war es sein College in der Censur Lucius Mummius, nachdem er Corinth, eine der reichsten Städte, zerstört hatte? Im Gegentheile wollte er lieber mit der Beute Italien, als sein eigenes Haus schmücken. Zwar dünkt mich, daß das von ihm geschmückte Italien auch einen Glanz auf sein eigenes Haus warf. Es gibt also (um wieder auf meinen eigentlichen Gegenstand einzulenken) kein häßlicheres Laster, als die Habsucht, zumahl an Regenten. Denn mit dem gemeinen Wesen sein Gewerbe treiben, ist nicht nur schändlich; es ist lasterhaft und gewissenlos. Was der Pythische Apollo von Sparta geweißagt hat, daß kein anderes Uebel als die Habsucht es zu Grunde richten würde, das, sollte man glauben, habe er nicht den Lacedämoniern allein, sondern jedem mächtigen Staate geweißagt. Uebrigens ist es gewiß, daß Regenten das Wohlwollen des großen Haufens durch nichts anderes so leicht gewinnen können, als durch Uneigennützigkeit und Genügsamkeit. Jene sich so nennenden Volksfreunde hingegen, welche entweder die Vertheilung der Ländereyen, wodurch der Besitzer aus seinem Eigenthum vertrieben werden soll, in Vorschlag bringen, oder eine Erlassung

der Schulden verlangen, diese erschüttern die Grundsäulen des Staates — ich meine die Eintracht, welche nicht Statt haben kann, wenn man dem einen sein Geld nimmt, um es dem andern zu geben — und die Gerechtigkeit, welche gänzlich aufgehoben wird, wenn nicht jedem sein Eigenthum bleibt. Denn eben das ist, wie ich oben sagte, der Zweck, weßwegen die Menschen sich in bürgerliche Gesellschaften und in Städte vereinigt haben, damit jedem der freye Gebrauch und der ungestörte Besitz seines Eigenthums sicher gestellt wäre. Zudem werden auch solche Leute den Dank, welchen sie auf Kosten der allgemeinen Ordnung und Ruhe suchen, nicht einmahl erhalten. Denn derjenige, welchem sein Eigenthum geraubt ward, wird ihr Feind; und der, welcher das Geraubte erhält, läßt sich's ja nicht merken, daß er es gewünscht habe; vorzüglich bey Erlassung der Schulden wird jeder seine Freude verbergen, um dem Verdacht zu entgehen, daß er nicht hätte bezahlen können. Der Gekränkte hingegen wird weder das Unrecht vergessen, noch seine Empfindlichkeit unterdrücken. Und wenn auch gleich diejenigen, welche durch das Unrecht gewinnen, denen, welche dadurch beeinträchtiget werden, an der Menge überlegen sind, so sind sie es doch darum nicht auch an Macht. Denn hier kommt es weniger auf die Zahl, als auf das Gewicht an. Mit welchem Schein des Rechtes kann es übrigens wohl zugehen, daß ein Stück Landes, welches viele Jahre, vielleicht mehrere Menschenalter hindurch, einen rechtmäßigen Besitzer hatte, von dem, der

keinen Anspruch darauf hat, besessen und dem, welcher ihn hat, entrissen werde?

23. Eine solche Art von Ungerechtigkeit war es, welche die Lacedämonier an dem Ephorus Lysander mit der Verbannung, und, was vorher keinem ihrer Könige widerfahren war, an dem König Agis mit dem Tode rächten. Und seit diesem Zeitpunct entstanden so große Zerwürfnisse, daß sich bald Tyrannen unter ihnen erhoben, bald die angesehensten Bürger vertrieben wurden, und dieser auf eine so vortreffliche Verfassung gebaute Staat allmählig zerfiel. Auch ging nicht er allein zu Grunde; sondern das von Lacedämon her um sich greifende Verderben bewirkte auch den Umsturz der übrigen Staaten Griechenlands. Und was anders hat unsere Gracchen, die Söhne des großen Tiberius Gracchus und Enkel des Africanus, was anders hat sie gestürzt, als die Streitigkeiten wegen der Vertheilung der Ländereyen? Dagegen erwarb sich Aratus von Sicyon ein verdientes Lob. Dieser hatte, nachdem sein Vaterland vierzig Jahre lang von Tyrannen unterdrückt gewesen, von Argos aus durch einen geheimen Ueberfall sich der Stadt Sicyon bemächtiget, den Tyrannen Nicocles überrascht, sechshundert von den reichsten Bürgern aus der Verweisung zurück berufen, und so seinem Vaterlande die Freyheit wieder geschenkt. Allein nun erhoben sich in Ansehung der Güter und Besitzungen nicht geringe Schwierigkeiten. Auf der einen Seite fand er es höchst ungerecht, daß die zurück berufenen Bürger, deren Besitzungen in fremden Händen waren, in der

Dürftigkeit leben sollten; auf der andern schien es ihm eben auch nicht billig, einen fünfzigjährigen Besitz aufzuheben, da in einem so langen Zeitraume manches durch Erbschaft, manches durch Kauf, und manches durch Heirath einen nicht unrechtmäßigen Besitzer gefunden hatte. Er glaubte also, auf ein Mittel denken zu müssen, wodurch er die frühern Eigenthümer entschädigen könnte, ohne den spätern das Ihrige zu nehmen. Um dieß ins Reine zu bringen, bedurfte er einer Summe Geldes. Er machte daher seinen Entschluß nach Alexandria zu reisen bekannt, befahl, bis auf seine Rückkunft alles in dem vorigen Stande zu lassen, und eilte zu seinem Gastfreunde Ptolemäus, dem zweyten Könige seit der Erbauung von Alexandria. Diesem eröffnete er sein Vorhaben, sein Vaterland wieder in den Zustand der vorigen Freyheit zu setzen, und legte ihm den hierzu entworfenen Plan vor. Es ward dem großen Manne nicht schwer, den reichen König zu bereden, daß er ihn mit einer beträchtlichen Summe Geldes unterstützte. Mit dieser kehrte er nach Sicyon zurück, und wählte sich fünfzehn der angesehensten Bürger zu Miträthen. Mit diesen verhörte er so wohl die Besitzer fremder Güter, als auch diejenigen, welche um das Ihrige gekommen waren. Alsdann schätzte er die Besitzungen so, daß die einen sich leicht bereden ließen, die angebothene Summe anzunehmen und auf die Güter Verzicht zu thun, andere es besser fanden, sich das Geld auszahlen zu lassen, als ihr Eigenthum wieder zu erlangen. So ward die Eintracht hergestellt, ohne daß irgend ein

Mensch sich beklagte. Ein großer Mann, der in Rom hätte geboren werden sollen! Das nenne ich mit Bürgern handeln — anders, als wenn man, (was wir schon zwey Mahl erlebt haben) auf öffentlichem Markte den Speer aufpflanzt und die Güter der Mitbürger durch den Ausrufer zur Versteigerung feil biethet. Im Gegentheil glaubte jener Grieche, als ein weiser, vortrefflicher Mann, für alle seine Mitbürger sorgen zu müssen. In der That ist es die beste und weiseste Staatsklugheit eines wahren Patrioten, das Interesse der Bürger nie zu trennen, und alle insgesammt bey den gleichen Rechten zu schützen. Wie? jemand sollte umsonst in einem fremden Hause wohnen? Wie? ich soll es kaufen, bauen, unterhalten, mein Geld drauf verwenden, und ein anderer soll, mir zum Trotze, den Genuß davon haben? Was anders heißt das, als dem einen sein Eigenthum rauben, und einem andern geben, was nicht sein ist? — Und wohin führt die Aufhebung der Schulden? Wohin anders, als daß ein anderer mit meinem Gelde Güter kaufe, daß er diese Güter besitze, und ich mein Geld verliere?

24. Man sorge also dafür, daß die Ruhe des Staates nicht durch Schuldenlasten in Gefahr komme; und diesem Uebel kann auf mehr als eine Weise begegnet werden — nur nicht dadurch, daß die Reichen das Ihrige verlieren, und die Schuldner an fremdem Gute sich erhohlen. Denn die bürgerliche Einigkeit hat kein festeres Band, als Treue und Glauben, und diese finden unmöglich Statt, wenn der Schuldner nicht zur Wiedererstattung des ihm

anvertrauten Gutes angehalten wird. Nie ward die Aufhebung der Schulden eifriger betrieben, als unter meinem Consulate. Leute von jeder Gattung und jedem Stande versuchten es, die Sache durch Waffen und Heere durchzusetzen. Allein mein muthiger Widerstand wendete dieses so schreckliche Uebel von dem Staate ab. Nie war die Schuldenlast größer, als damahls; und nie ward sie richtiger und leichter getilget. Denn da die Hoffnung, die Gläubiger berauben zu können, vernichtet war, so folgte die Nothwendigkeit des Zahlens von selbst. Jener andere hingegen, welcher damahls den kürzern zog und nachher die Oberhand gewann, vollführte den Anschlag, womit er sich lange getragen hatte, zu einer Zeit, da er kein persönliches Interesse mehr dabey haben konnte. Sein Hang zum Uebelthun war so stark, daß es ihm auch da noch Freude machte, Unheil zu stiften, als es ihm dazu an Beweggründen fehlte. Mit dieser Art von Freygebigkeit also, welche den einen gibt, den andern nimmt, werden Regenten, welchen die Ruhe des Staates am Herzen liegt, sich nie bemengen; im Gegentheil werden sie dafür sorgen, daß durch eine unparteyische Verwaltung des Rechtes und der Gerichte jedem der Besitz seines Eigenthums gesichert bleibe, und daß weder der Aermere um seiner Niedrigkeit willen verkürzt, noch auch dem Reichen aus Mißgunst der Besitz oder die Wiedererstattung seines Eigenthums verkümmert werde. Dabey werden sie sich bestreben, im Kriege wie im Frieden, auf jede mögliche Weise die Herrschaft des Staates auszudehnen, und

seine Besitzungen und Einkünfte zu vermehren. Das wird der wahrhaft große Mann thun; das haben unsere Vorfahren oft gethan. Wer diese Pflichten ausübt, der wird nicht nur das Beste des Staates befördern, sondern sich selbst Credit und Ansehen erwerben. —

In dieser Abhandlung von dem Nützlichen vermißt Antipater von Tyrus, ein unlängst in Athen verstorbener Stoischer Weltweiser, an dem Plane des Panätius zwey Stücke: die Sorge für die Gesundheit, und für das Vermögen. Allein ich vermuthe, der große Mann habe diese beyden Dinge absichtlich übergangen, weil er glaubte, daß es hierüber keiner Vorschriften bedürfe; denn daß sie in die Rubrik des Nützlichen gehören, das wird wohl niemand läugnen. Um indessen auch hierüber ein Wort zu sagen; so gründet sich die Erhaltung der Gesundheit auf die Kenntniß unsers Körpers, auf die Beobachtung dessen, was ihm zuträglich oder schädlich ist, auf die Mäßigkeit im Essen und Trinken, und in der ganzen übrigen Lebensart, auf die Enthaltsamkeit von den sinnlichen Lüsten, und endlich auf den Beystand der Aerzte, deren Beruf es ist, alle dahin gehörigen Kenntnisse zu studieren. — Was das Vermögen betrifft, so muß es durch solche Mittel, welche nicht unedel sind, erworben, durch Fleiß und Sparsamkeit erhalten, und durch eben diese Mittel vermehrt werden. Diese ganze Materie hat Xenophon, der Schüler des Socrates, vorzüglich gut in demjenigen Buche abgehandelt, welches der Haushälter

betitelt ist, und welches ich ungefähr in dem Alter, in welchem du jetzt bist, ins Lateinische übersetzt habe.

25. Oft wird es sich treffen, daß wir in der Nothwendigkeit sind, mehrere Arten des Nützlichen gegen einander abwägen zu müssen. Dieß ist der vierte Punct meiner Untersuchung, welchen Panätius ebenfalls übergangen hat. In der That kommen oft die Vortheile des Körpers mit den äußern Gütern, oft diese mit jenen, oft die Vortheile des Körpers mit sich selbst, und eben so die äußern Güter mit einander in Collision. Zum Exempel die äußern Güter mit den Vortheilen des Körpers; man zieht die Gesundheit den Reichthümern vor: die Vortheile des Körpers mit den äußern Gütern; man findet Reichthum besser, als außerordentliche Leibesstärke: auch die Vortheile des Körpers unter sich; man gibt der Gesundheit vor dem sinnlichen Vergnügen, der Leibesstärke vor der Behendigkeit den Vorzug: endlich die äußern Güter unter einander; man schätzt Ansehen höher als Reichthümer, die städtischen Einkünfte höher als die Landwirthschaft. Bey Gelegenheit dieser Vergleichung erinnere ich mich folgender dahin gehörigen Anekdote vom ältern Cato. Es fragte ihn jemand, welches, nach seinem Befinden, der nützlichste Zweig der Oekonomie wäre. Gute Viehzucht, gab er jenem zur Antwort. — Und der nächste nach diesem? — So ziemlich gute Viehzucht. — Und der dritte? — Gemeine Viehzucht. — Und der vierte? Ackerbau. — Und was hältst du vom Wucher? fragte der andere. Und was hältst du vom Straßenraube?

erwiederte Cato. Aus den angeführten und ähnlichen Beyspielen ergibt es sich, daß zwischen den verschiedenen Arten des Nützlichen öfters eine Vergleichung Statt finde; und daß folglich diese vierte Hauptquelle in der Abhandlung von den Pflichten mit Recht ihre Stelle behaupte. Uebrigens werden gewisse Biedermänner, welche in der Mitte der Janus-Straße zu sprechen sind, über diese ganze Materie von der Erwerbung, von der Anlegung, ich wünschte auch sagen zu können, von dem vernünftigen Gebrauche des Geldes bessere Auskunft geben, als irgend ein Weltweiser irgend einer Schule sie geben könnte. Indeß muß man auch dieses wissen. Denn es gehört in die Rubrik des Nützlichen, wovon ich in diesem Buche gehandelt habe. Und nun zum Verfolge.

Von den Pflichten.

Drittes Buch.

1. Publius Scipio, der ältere Africanus, pflegte, wie irgendwo Cato schreibt, welcher beynahe gleichen Alters mit ihm war, zu sagen, er sey niemahls weniger einsam, als wenn er sich in der Einsamkeit befinde. Welch eine große Rede, mein Sohn, und wie würdig eines großen Mannes! Dieser Aeußerung zu Folge war sein Geist auch zur Zeit der Muße mit den Angelegenheiten des Staates beschäftiget, und unterhielt er sich in der Einsamkeit mit sich selbst; war folglich niemahls unthätig, und bedurfte zu seiner Unterhaltung nicht immer eines Gesellschafters. So gab gerade das, was andere Menschen abspannt, seinem Geiste neue Spannung — Muße und Einsamkeit. Ich wünschte wohl, das gleiche von mir sagen zu können. Am Willen fehlt es mir wenigstens nicht, diesem erhabenen Manne mich zu nähern, wenn es mir auch an den Kräften fehlt. Da die Gewaltthätigkeit verrätherischer Waffen meine Wirksamkeit im Senate und im Gerichtshofe vernichtet haben, genieße ich nun der Muße, und entferne mich daher aus der Stadt, um die Einsamkeit eines ländlichen Aufenthaltes zu suchen. Freylich läßt sich nun meine Muße nicht mit der Muße des Africanus, noch diese Einsamkeit sich mit jener vergleichen. Er ruhete zuweilen von seinen unsterblichen Thaten aus, suchte freywillig die Muße und zog sich aus dem Gewühle der Menschen in die Einsam-

keit, wie aus der stürmischen See in einen Port, zurück. Meine Muße hingegen ist die Wirkung der Geschäftlosigkeit, nicht der Sehnsucht nach Ruhe. Denn wo fände ich in der Curie oder in dem Gerichtshofe eine meiner würdige Beschäftigung, da der Senat und die Gerichte vernichtet sind? Nachdem ich also lange in dem Geräusche der Welt, und von den Augen meiner Mitbürger beobachtet, gelebt habe, so sehe ich mich nun genöthiget, mich dem Anblicke der Bösewichter, wovon alles wimmelt, zu entziehen, und verberge mich daher, so sehr ich kann, in meiner Einsamkeit. Da es übrigens, nach dem Urtheile weiser Männer, der Vernunft gemäß ist, nicht nur unter mehrern Uebeln das kleinste zu wählen, sondern auch das Gute, welches allenfalls noch darin liegen mag, daraus zu ziehen; so trachte ich, meine Ruhe zu benutzen, wenn es gleich nicht eine solche Ruhe ist, wie sie derjenige verdient hätte, welcher dem Staate seine Ruhe wieder geschenkt hat, und suche von der Einsamkeit, in welche mich nicht meine eigene Wahl, sondern die Noth versetzt hat, die Unthätigkeit zu entfernen. Zwar macht die Muße des Africanus, nach meinem eigenen Urtheile, seinem Geist mehr Ehre. Von ihm besitzen wir keine schriftlichen Denkmahle seines Genies, kein Werk seiner Muße, keine Früchte seiner Einsamkeit. — Ein klarer Beweis, daß schon die Thätigkeit seines Geistes und die Untersuchung derjenigen Dinge, welche den Gegenstand seiner Nachforschungen ausmachten, ihn nie weder müßig noch einsam gelassen habe. Ich hingegen, der ich mich einer

solchen Kraft des Geistes nicht rühmen kann, welche durch stilles Nachdenken allein meine Einsamkeit auszufüllen vermöchte, verwende allen meinen Fleiß und mein Nachdenken auf die Ausarbeitung dieser und ähnlicher Schriften. Und so kommt es, daß ich seit dem Umsturze des Staates in so kurzer Zeit mehr Bücher, als in vielen Jahren während seines Wohlstandes, verfertiget habe.

2. Wiewohl übrigens, mein Cicero, die Philosophie überhaupt ein fruchtbares und ergiebiges Feld ist, wovon kein Theil weder verlassen noch öde liegt, so ist doch kein Stück derselben fruchtbarer und ergiebiger, als dasjenige, welches von den Pflichten handelt, und die Vorschriften zu einem vernünftigen und tugendhaften Leben enthält. Nun zweifle ich zwar nicht, daß du auch von dieser Seite den Unterricht des Cratippus, des größten Weltweisen dieses Zeitalters, beständig und mit dem besten Erfolge anhörest; dessen ungeachtet finde ich es für gut, daß solche Vorschriften von allen Seiten her in deine Ohren erschallen, und daß du, so zu sagen, nichts als dieses einzige hörest. Zwar bedarf dessen ein jeder, der sein Leben nach den Lehren der Tugend einzurichten gedenkt; aber doch kaum irgend jemand so sehr, als du. Denn die Erwartung, daß du meine Thätigkeit nachahmen und in den von mir bekleideten Würden großen Theils mein Nachfolger seyn werdest, vielleicht auch schon der Nahme selbst, den du führest, alles dieses erregt nicht geringe Erwartungen von dir. Ueber dieß legt dir Athen so wohl als Cratippus eine schwere Verbindlichkeit auf. Gleich als zu einem Handlungsplatze

der wichtigsten Kenntnisse bist du dorthin gereist. Welche Schande, wenn du von da leer nach Hause kehrtest und so den Ruhm der Stadt und des Lehrers beschimpftest! Ich bitte dich also, alle Kräfte deiner Seele aufzubiethen, und weder Arbeit noch Anstrengung zu sparen, (wenn anders Studieren mehr Anstrengung als Vergnügen heißen kann) um es so weit als möglich zu bringen, und dich vor dem Vorwurfe zu verwahren, daß man dir allen Vorschub gethan, und es nur an dir gefehlt habe. Doch genug hiervon. Denn ich habe es schon bey manchen andern Gelegenheiten an Ermahnungen nicht fehlen lassen. Ich schreite zu demjenigen Theil meiner Abhandlung fort, welcher nach der gemachten Eintheilung übrig ist. — Panätius, welcher, ohne Widerrede, die Lehre von den Pflichten am gründlichsten abgehandelt hat, und dessen Schrift ich, freylich nicht ohne einige Berichtigungen, mir zum Leitfaden gewählt habe, setzt, wie du dich erinnern wirst, drey Fälle, in welchen man über das, was die Pflicht von uns fordert, mit sich selbst zu Rathe geht. In dem ersten fragt es sich, ob eine gegebene Handlung moralisch gut oder böse sey; in dem zweyten, ob sie nützlich oder schädlich sey; im dritten, was für eine Auskunft man zu treffen habe, wenn das moralisch Gute mit dem Nützlichen in Collision geräth. Die beyden ersten Fragen hat er in drey Büchern beantwortet. Die dritte verhieß er im Verfolge zu beantworten; allein die Erfüllung dieses Versprechens ist er uns schuldig geblieben. Ich muß mich hierüber um so viel mehr verwundern, da Panätius, nach dem

Zeugnisse seines Schülers Posidonius, nachdem er diese Bücher verfertiget hatte, noch dreyßig Jahre lang gelebt haben soll. Auch darüber verwundere ich mich, daß Posidonius selbst diese Materie, welche er doch für das wichtigste Stück in der ganzen Philosophie erklärt, in einem so geheißenen philosophischen Handbuche nur mit wenigem berührt. Am wenigsten kann ich es mit denen halten, welche behaupten, Panätius sey diesen Theil nicht schuldig geblieben, sondern habe denselben wissentlich übergangen, und ihn auch in der That nicht abhandeln dürfen, weil das Nützliche mit dem moralisch Guten nie in Collision gerathen könne. Ob Panätius diese Materie, welche das dritte Stück seiner Eintheilung ausmacht, darein habe aufnehmen, oder ob er es nicht vielmehr habe weglassen sollen, das ließe sich allenfalls noch fragen; allein daß er es wirklich aufgenommen, aber nicht abgehandelt habe, das darf nicht erst ausgemacht werden. Denn wer seinen Stoff in drey Stücke theilt, und zwey davon abhandelt, der ist das dritte schuldig geblieben. Ueber dieß verspricht ja Panätius am Ende des dritten Buches, dieses Stück ein anderes Mahl abzuhandeln. Zudem haben wir noch einen wichtigen Gewährsmann an Posidonius. Dieser schreibt in einem Briefe, Publius Rutilius Rufus, welcher den Panätius angehört hatte, habe oft gesagt: so wie kein Mahler es gewagt habe, denjenigen Theil der Coischen Venus, welchen Apelles skizzirt hinterlassen hatte, auszuarbeiten, indem die Vortrefflichkeit des Kopfes jeden in Verzweiflung setzte, in dem übrigen Körper ihn zu errei-

cken, eben so habe die Vortrefflichkeit derjenigen Stücke, welche Panätius ausgearbeitet habe, jedermann den Muth genommen, den noch mangelnden Theil zu ergänzen.

3. Was also die Absicht des Panätius gewesen sey, darüber findet kein Zweifel Statt; ob er hingegen wohl oder übel daran gethan habe, jenes dritte Stück in den Plan seiner Abhandlung von den Pflichten aufzunehmen, das könnte, wie gesagt, allenfalls noch in die Frage kommen. Denn wir mögen nun annehmen, daß, wie die Stoiker behaupten, das moralisch Gute das einzige Gut sey, oder aber, daß, wie eure Peripatetiker dafür halten, das moralisch Gute alle andern Güter so weit überwiege, daß diese im Gegensatz mit jenem kaum in Anschlag kommen; so ist es in beyden Fällen klar, daß das Nützliche mit dem moralisch Guten nie in Collision kommen könne. Daher pflegte Socrates, wie man weiß, diejenigen zu verwünschen, welche diese beyden ihrer Natur nach innig verbundenen Begriffe durch ihre verkehrte Vorstellung zuerst von einander getrennt hätten. Seine Meinung haben die Stoiker in so fern aufgenommen, daß sie das moralisch Gute allemahl auch für nützlich, und nichts für nützlich erklärten, was nicht moralisch gut wäre. Würde nun Panätius, gleich denen, welche sinnliche Lust oder Schmerzlosigkeit zum Ziel unserer Bestrebungen machen, die Tugend um ihrer nützlichen Folgen willen empfehlen, so möchte er immer behaupten, daß das Nützliche zuweilen mit dem moralisch Guten in Collision gerathe. Allein da er kein anderes Gut, als das moralisch Gute, kennt, und da er be-

hauptet, daß diejenigen Scheingüter, welche mit jenem in Collision kommen, uns weder durch ihren Besitz glückli- cher, noch durch ihren Abgang unglücklicher machen können; so hätte er, allem Anschein nach, keine solche Berathschla- gung für möglich halten sollen, nach welcher das, was nützlich scheint, neben dem, was moralisch gut ist, auf die Wageschale gelegt würde. Denn wenn die Stoiker behaup- ten, daß der Natur gemäß leben das höchste Gut sey, so wollen sie, meines Erachtens, damit so viel sagen: man müsse der Tugend ohne Ausnahme getreu seyn, und die übrigen Dinge, welche unserer Natur angemessen seyn, in so fern wählen oder verwerfen, als sie sich mit der Tugend vertragen. Dieses voraus gesetzt, konnte, wie einige sa- gen, wohl nimmer von einer Vergleichung des Nützlichen mit dem moralisch Guten die Rede seyn, und es bedurfte über diesen Punct durchaus keiner Vorschriften. Hierauf antworte ich Folgendes. Jene reine, echte Moralität findet nur bey vollkommenen Weisen Statt. Wer nicht in diese Classe gehört, der kann wohl etwas Analogisches, nie aber jene vollkommene Moralität besitzen. Diejenigen Pflichten nähmlich, von welchen in diesen Büchern die Rede ist, sind keine andern, als die, welche die Stoiker mittlere Pflich- ten nennen. Diese Pflichten sind gemeinsam, und einer großen Menge von Menschen erreichbar. Eine glückliche Anlage und fortschreitendes Nachdenken und Uebung rei- chen zur Erfüllung derselben schon aus. Jene andere Pflicht hingegen, welche die Stoiker sonst auch die regelmäßige nennen, und welche durchaus vollkommen, und, wie jene

Weltweisen sich ausdrücken, ganz das ist, was sie seyn soll, schränkt sich ausschließend auf den Weisen ein. Gleichwohl hat eine Handlung, welche der mittlern Pflicht gemäß geschieht, in den Augen der Menge auch den Anschein einer vollkommen guten Handlung; denn wie viel ihr zur vollkommenen Moralität fehle, das kann der große Haufe nicht beurtheilen, und nach den Begriffen, die er von Moralität hat, findet er an einer solchen Handlung nichts auszusetzen. Eben dasselbe bemerken wir ja auch in Ansehung der Dichtkunst, Mahlerey und anderer Künste. Mit Vergnügen und Beyfall kann der Nichtkenner ein Stück betrachten, welches keinen Beyfall verdient; ohne Zweifel deßwegen, weil er, der das Fehlerhafte zu beurtheilen nicht im Stande ist, darin etwas Gutes findet, das ihn einnimmt. Allein der Kunstverständige darf ihn nur belehren, so wird er sein Urtheil bald zurück nehmen.

4. Die Pflichten also, von welchen in diesem Werke durchgehends die Rede ist, sind Tugenden von der zweyten Rangordnung, wie die Stoiker sich ausdrücken; sie schränken sich nicht bloß auf den Weisen ein, sondern erstrecken sich auf alle Classen von Menschen. Jeder, der nur einige Anlage zur Tugend hat, wird für sie einen Sinn haben. Wenn man nun die beyden Decier und die beyden Scipionen als tapfere, den Fabricius und Aristides als gerechte Männer anführen hört, so geschieht dieß nicht in der Meinung, sie als vollkommene Muster der Tapferkeit oder Gerechtigkeit aufzustellen. Denn keiner von ihnen erreicht das Ideal, welches die Stoiker von einem Weisen

sich vorstellen; auch Cato und Lälius erreichen es nicht, ungeachtet sie Weise genannt und dafür gehalten werden. Auch nicht einmahl jene sieben Weisen Griechenlands erreichten es. Die öftere Ausübung der mittlern Pflichten gab ihnen nur den Schein und die Außenseite von der echten Weisheit. — Nun darf freylich weder das moralisch Gute im strengern und höhern Sinne des Wortes, noch auch dasjenige, welches wir insgemein so nennen, und welches jeder, der nach dem Nahmen eines sittlich guten Mannes strebt, zu erreichen sucht, neben dem Nützlichen jemahls auf die Wageschale gelegt werden. So wie der Weise jenes, eben so müssen wir andern das letztere, welches allein in unserer Sphäre liegt, unausgesetzt zum Ziele unserer Handlungen machen. Anders läßt sich kein Fortschreiten auf der einmahl betretenen Bahn zur moralischen Vollkommenheit gedenken. Es ist klar, daß ich bey dieser Aeußerung solche Menschen im Auge habe, welche durch genaue Erfüllung der Pflicht sich in den Credit der Rechtschaffenheit setzen. Diejenigen hingegen, welche ihren eigenen Nutzen und Vortheil zum Maßstab aller ihrer Handlungen machen, und dem moralisch Guten nie ein Uebergewicht über jene einräumen, pflegen, bey ihren Berathschlagungen über die Pflicht, das moralisch Gute neben dem Nützlichen auf die Wageschale zu legen; aber der rechtschaffene Mann thut es niemahls. Wenn demnach Panätius sagt, daß man bey dieser Collision des Nützlichen mit dem Guten sich über die Pflicht zu berathen pflege, so will er, meines Erachtens, damit mehr nicht sagen, als was in seinen Worten liegt:

man pflege das zu thun, nicht aber, man müsse es thun. Denn es ist äußerst schändlich, nicht bloß das so geheißene Nützliche dem moralisch Guten vorzuziehen, sondern auch nur beyde gegen einander abzuwägen und über die Pflicht unschlüssig zu seyn. Und was für ein Punct ist es denn, der uns zuweilen in Verlegenheit setzen und eine reifere Ueberlegung nothwendig machen kann? Dieser, wie mich dünkt, wenn die eigentliche Beschaffenheit der Handlung, über die wir mit uns zu Rathe gehen, nicht einleuchtet. Denn oft ereignet sich der besondere Fall, daß eine Handlung, welche man im Allgemeinen als schändlich anerkennt, es bey näherer Prüfung nicht ist. Ein allgemeines Beyspiel wird die Sache erläutern. Läßt sich ein größeres Verbrechen gedenken, als die Ermordung nicht bloß eines Menschen, sondern eines Freundes? Allein ist deßwegen derjenige ein Verbrecher, der einen Tyrannen, wenn er auch sein Freund wäre, ermordet? So urtheilt wenigstens das Römische Volk nicht, es, welches keine schönere That kennt, als diejenige, auf welche ich deute. — So hätte doch hier wenigstens das Nützliche über das moralisch Gute gesiegt? — Nicht doch; es begleitete die moralisch gute Handlung als Folge. — Um also bey jeder Collision des moralisch Guten mit dem, was wir nützlich nennen, vor Fehlgriffen gesichert zu seyn, halte ich es für gut, eine allgemeine Regel aufzustellen, deren Befolgung uns in dem Collisions-Falle vor jeder Abweichung von der Pflicht verwahren kann. Diese Regel borge ich von dem System der Stoiker, welches ich mir bey diesem Werke mit Ab-

sicht zum Leitfaden gewählt habe. Zwar wird von den ältern Academikern, und auch von euern Peripatetikern, welche mit jenen ehemahls überein stimmten, dem moralisch Guten immer der Vorzug vor dem, was man insgemein für nützlich hält, eingeräumt. Gleichwohl hat die Vorstellungsart der Stoiker, welche behaupten, daß das moralisch Gute immer auch nützlich, hingegen nichts nützlich sey, ohne moralisch gut zu seyn, etwas Auffallenderes, als wenn man annimmt, daß etwas moralisch gut seyn könne, ohne nützlich, oder nützlich, ohne moralisch gut zu seyn. Und hierbey gibt mir die Academie offene Hand und völliges Befugniß, dasjenige, was sich mir als das Wahrscheinlichste empfiehlt, wo ich es auch immer finde, aufzunehmen. Doch ich kehre zu der erwähnten Regel zurück.

5. Dieser Regel zu Folge streitet die Vervortheilung irgend eines Menschen, oder die Beförderung unsers Nutzens auf Kosten eines andern, mehr gegen die Natur, als Tod, als Armuth, als Schmerz, oder irgend ein anderes Uebel, welches unsern Körper oder unsern äußern Zustand treffen kann. Fürs erste kann die Vereinigung der Menschen zum gesellschaftlichen Leben damit unmöglich bestehen. Eine solche Denkungsart, welche jedem um seines besondern Vortheils willen den andern zu berauben und zu kränken gestattet, muß nothwendig die Bande der Gesellschaft, welche die Natur selbst knüpft, auflösen. Gesetzt, jedes Glied des menschlichen Körpers könnte sich einbilden, daß es sich wohl dabey befinden würde, wenn es die Lebenskraft des nächsten Gliedes an sich zöge, so würde daher bald

die Entkräftung und Zerstörung des ganzen Körpers erfolgen. Gerade so verhält es sich mit der menschlichen Gesellschaft. Ihr Untergang ist unvermeidlich, wenn jedes Mitglied derselben um seines besondern Vortheils willen die Vortheile der übrigen an sich reißt, und sie auf jede mögliche Weise beraubt. Zwar daß jeder die Bedürfnisse und Bequemlichkeiten des Lebens lieber sich selbst als andern zu verschaffen wünsche, dieß ist erlaubt, und die Natur verträgt sich wohl damit. Das aber gestattet sie nicht, daß wir durch die Beraubung anderer unser Vermögen, unsern Lebensunterhalt und unsere Wirksamkeit zu erweitern suchen. Allein nicht nur die Natur, das heißt, die allgemeinen Menschenrechte, sondern auch die Gesetze, worauf die Verfassung einzelner Völker und Staaten gegründet ist, auch diese erlauben keinem Individuum um seines Vortheils willen andern zu schaden. Denn der Zweck und die Absicht der Gesetze ist die Erhaltung der bürgerlichen Verbindung, und deßwegen strafen sie jeden Störer derselben durch Tod, Verbannung, Kerker und Geldbuße. Noch weit klarer entscheidet hierüber die allgemeine Natur und Vernunft, die als göttliches und menschliches Gesetz jedem heilig seyn muß, welcher der menschlichen Natur gemäß leben will. Und wem sie das ist, der wird nie einen Eingriff in fremdes Eigenthum thun, noch einem andern etwas rauben, um es sich selbst zuzueignen. Denn unstreitig sind Edelmuth und Größe der Seele, Gemeingeist, Gerechtigkeitsliebe und Freygebigkeit unserer Natur weit angemessener, als sinnliches Vergnügen und Reich-

thum; im Gegentheil wird eine große und erhabene Seele die letztern in Vergleichung mit dem allgemeinen Besten gering schätzen und verschmähen. Also noch ein Mahl: Einen andern um seines eigenen Vortheils willen berauben, streitet mehr mit der Natur, als Tod, als Schmerz und alle ähnlichen Uebel. Hingegen würde derjenige, welcher, gleich dem Hercules, den die dankbare Bewunderung der Menschen in die Zahl der Himmelsbewohner erhoben hat, für die Erhaltung und das Wohl des menschlichen Geschlechtes sich allen Beschwerden und Mühseligkeiten unterzöge, der Natur weit gemäßer leben, als ein anderer, der nicht nur ohne die mindeste Beschwerlichkeit, sondern im Genusse des höchsten sinnlichen Vergnügens und aller Arten des Ueberflusses, mit den Vorzügen der Schönheit und der Leibesstärke ausgerüstet, sein Leben in gänzlicher Zurückgezogenheit zubrächte. Daher werden auch die edelsten und besten Menschen eine Lebensart, wie die erstere ist, der letztern weit vorziehen. Aus diesem allem erhellet also, daß kein Mensch, welcher der Stimme der Natur gehorchet, dem andern schaden könne. Ich betrachte die Sache auch noch aus diesem Gesichtspuncte. Wer seinen Mitmenschen kränkt, um daher einigen Vortheil zu ziehen, der glaubt entweder nicht gegen die Natur zu handeln, oder er hält Tod, Armuth, Schmerz, Verlust seiner Kinder, Anverwandten und Freunde für ein größeres Uebel als die Kränkung seines Mitmenschen. Wenn er eine solche Handlung nicht für unnatürlich hält, wer wird denn wohl weiter ein Wort mit einem Menschen verlieren wol-

len, welcher der menschlichen Natur ihre Menschlichkeit raubt? Hält er sie zwar für ein Uebel, aber für ein weit geringeres, als Tod, Armuth und Schmerzen, so urtheilt er darin unrichtig, daß er irgend eine Unvollkommenheit des Körpers, oder der äußern Umstände für wichtiger ansieht, als die Gebrechen der Seele.

6. Dieser praktische Grundsatz also soll bey jedermann fest stehen, daß der besondere Nutzen von dem allgemeinen unzertrennbar sey. Wenn jeder nur auf den seinigen sähe, so würden alle Bande der menschlichen Gesellschaft zerrissen. Wenn die Natur uns antreibt, jedem Menschen aus keiner andern Betrachtung, als weil er ein Mensch ist, beyzustehen, so muß eben dieselbe Natur uns auch auf ein allgemeines Interesse leiten, worin sich das besondere verliert. Hieraus folgt, daß ein und eben dasselbe Naturgesetz uns alle mit einander verbinde; und wenn dem so ist, so folgt ferner, daß dieses Naturgesetz uns jede Kränkung unsers Mitmenschen untersage. Nun hat jenes seine Richtigkeit, folglich auch dieses. Höchst ungereimt ist es, wenn etwa einige sagen: Einen Vater oder Bruder werden sie um ihres besondern Nutzens willen nie vervortheilen; aber mit den übrigen Mitbürgern habe es eine andere Bewandtniß. Dergleichen Menschen verkennen alle Rechte und alle gesellschaftliche Verpflichtung um ihres Vortheils willen; und eine solche Denkungsart hebt alle bürgerliche Verbindung auf. — Diejenigen hingegen, welche eine solche Verpflichtung zwar gegen Mitbürger, aber nicht gegen Fremde anerkennen, heben die allgemeine Verbindung

des Menschengeschlechtes auf, und somit fallen zugleich die Tugenden der Wohlthätigkeit, der Freygebigkeit, des Wohlwollens und der Gerechtigkeit. Eine solche Denkungsart ist über dieß noch eine Auflehnung gegen die Ordnung der Gottheit. Denn sie zerstört das gesellschaftliche Leben, wozu jene die Menschen bestimmt hat, und dessen sicherste Stütze eben auf der Ueberzeugung beruhet, daß die eigennützige Vervortheilung anderer Menschen mehr gegen die Natur streite, als alle die Uebel des äußern Zustandes, oder des Körpers, oder selbst der Seele, diejenigen ausgenommen, welche in einer Verletzung der Pflichten der Gerechtigkeit bestehen. Denn die Gerechtigkeit ist die Königinn aller Tugenden. — Allein, möchte jemand einwenden, gesetzt ein tugendhafter Mann wäre in Gefahr, vom Hunger aufgerieben zu werden, soll er da nicht einem andern, wenn er ein der Gesellschaft unnützer Mensch ist, seine Nahrung entziehen dürfen? Nimmermehr. Denn mein Leben ist mir von geringerem Werth, als eine solche Gemüthsverfassung, die mir um meines Vortheils willen keinen Menschen zu schädigen erlaubt. — Allein wie? wenn der tugendhafte Mann in Gefahr wäre, zu erfrieren, und er könnte einem unmenschlichen Tyrannen, einem Phalaris, ein Kleidungsstück wegnehmen, darf er es nicht thun? Die Entscheidung über solche Fälle ist nicht schwer. Wenn es einzig aus Rücksicht auf deinen individuellen Nutzen geschieht, daß du einem, wenn gleich für die Gesellschaft unnützen, Menschen das Seinige entziehest, so handelst du daran unmenschlich, und dem Gesetz der Natur

zuwider. Bist du aber ein Mann, dessen Leben für den Staat oder die menschliche Gesellschaft von großem Gewicht ist, so magst du in dieser Rücksicht einem andern das Seinige entziehen, ohne strafbar zu seyn. Widrigen Falls ist es für jeden Pflicht, eher sein Ungemach zu tragen, als nach fremdem Eigenthum zu greifen. Zwar streiten Krankheit, Armuth und ähnliche Uebel nicht so sehr gegen die Natur, als Beraubung und Anmaßung eines fremden Eigenthums; aber die Hintansetzung des allgemeinen Nutzens streitet dagegen, weil sie ungerecht ist. Daher verlangt eben dasselbe Naturgesetz, welches das Wohl der Gesellschaft beabsichtigt und in Schutz nimmt, allerdings auch, daß ein schlechtes und unnützes Glied derselben die Bedürfnisse des Lebens dem Weisen, das ist, dem brauchbaren und thätigen Manne, überlasse, weil der Tod des letztern ein wesentlicher Verlust für das Ganze ist. Freylich wird hierbey die Vorsicht erfordert, daß nicht eine allzu günstige Meinung von unsern Verdiensten, und Selbstsucht uns zu wirklichen Ungerechtigkeiten verleite. Wer diese Vorsicht beobachtet, der wird stets, seiner Pflicht getreu, den Nutzen einzelner Menschen und das Wohl des Ganzen berathen. Was nun jene Frage in Absicht eines Phalaris betrifft, so läßt sich diese leicht beantworten. Mit Tyrannen leben wir in keiner gesellschaftlichen Verbindung, sondern im Gegentheil in dem größten Zerwürfnisse. Daher steht die Beraubung eines Menschen, dessen Ermordung eine rühmliche That ist, mit der Natur in keinem Widerspruche. In der That ist es Pflicht, diese verderb-

liche und ruchlose Race von Menschen aus der Gesellschaft völlig zu vertilgen. Löset man doch öfter ein Glied ab, welches zu leben und zu vegetiren aufhört, und den übrigen Theilen des Körpers schädlich wird: warum sollte denn nicht ein Glied der Gesellschaft, welches nur nach der Gestalt ein Mensch, und an Wildheit und Brutalität ein Thier ist, von dem gesammten Körper der Menschheit abgetrennt werden? — Dergleichen Fragen sind es nun, welche entstehen, wenn bey Bestimmung der Pflicht auf besondere Umstände Rücksicht genommen wird.

7. Vermuthlich waren es auch dergleichen Untersuchungen, welche Panätius angestellt haben würde, wenn nicht irgend ein Zufall oder eine andere Beschäftigung ihn an der Ausführung seines Vorhabens gehindert hätte. Ich selbst habe in den vorhergehenden Büchern schon manches dahin Gehöriges einfließen lassen, wonach sich beurtheilen läßt, welche Handlungen um ihrer moralischen Schändlichkeit willen verwerflich sind, und welche es nicht sind, weil sie bey genauer Prüfung nicht unmoralisch befunden werden. Und jetzt, da ich im Begriffe bin, mein bereits zum Ende eilendes Werk zu vollenden, finde ich es nöthig, das zu thun, was die Meßkünstler öfters zu thun pflegen. Sie beweisen nähmlich nicht alle Sätze, sondern lassen sich zuweilen einige als ausgemacht einräumen, um mit Hülfe derselben ihre Probleme desto leichter lösen zu können. Auf gleiche Weise verlange ich von dir, mein lieber Cicero, daß du mir folgenden Satz, wo möglich, als ein Postulat einräumest: Daß das moralisch Gute einzig und allein, oder,

wofern der Unterricht deines Lehrers Cratippus dir so viel nicht gestattet, daß es wenigstens mehr als jedes andere Gut, und zwar um seiner innern Beschaffenheit willen, wünschenswerth sey. Eines wie das andere genügt mir zu meinem Zwecke. Oft bin ich unentschieden, welchen von diesen beyden Sätzen ich für den wahrscheinlicheren halten soll; aber einen dritten, den ich an ihre Stelle setzen könnte, kenne ich nicht. — Vorerst muß ich den Panätius in Schutz nehmen, weil er sagt, daß nicht das Nützliche, (denn als Stoiker konnte er dieß unmöglich sagen) sondern das, was nützlich scheint, mit dem moralisch Guten zuweilen collidire. In der That behauptet er hin und wieder, daß nichts nützlich sey, als was moralisch gut, und nichts moralisch gut, das nicht zugleich nützlich sey; auch erklärt er den Irrwahn derjenigen, welche diese Begriffe von einander getrennt haben, für eine wahre Pest des Lebens. Also nicht weil er glaubte, daß wir je in den Fall kommen könnten, das Nützliche dem moralisch Guten vorziehen zu dürfen, sondern, um auf jeden Fall uns vor Fehltritten sicher zu stellen, fand er nothwendig, von dieser nicht reellen, sondern nur scheinbaren Collision des moralisch Guten mit dem Nützlichen zu sprechen. Diesen Theil seiner Abhandlung, welchen er schuldig geblieben ist, werde ich nun ohne andere Hülfsmittel, aus meinem eigenen Fond, ergänzen. Denn von allem dem, was seit Panätius über diese Materie geschrieben worden, ist mir wenigstens nichts zu Gesichte gekommen, das meine Erwartung befriediget hätte.

8. So oft ein scheinbarer Nutzen sich anbiethet, so ist

es ganz natürlich, daß unser Begehrungsvermögen dadurch angeregt werde; allein wenn es sich nun bey näherer Prüfung zeigt, daß dieser scheinbare Nutzen an eine schändliche Handlung geknüpft ist, alsdann müssen wir, ich sage nicht, den Nutzen der Pflicht aufopfern, sondern überzeugt seyn, daß das Nützliche und das Schändliche sich nie zusammen finden können. Wenn das moralisch Schändliche der Natur im höchsten Grade zuwider ist, — und offenbar strebt sie so sehr nach Regelmäßigkeit, Harmonie und Uebereinstimmung, als sie sich von dem Gegentheil entfernt, — wenn ferner das Nützliche der Natur im höchsten Grade gemäß ist; so sind Nutzen und Schändlichkeit in Einem Gegenstande durchaus unvereinbar. Noch mehr. Wenn das moralisch Gute unsere letzte Bestimmung und, nach Zeno's Behauptung, einzig und allein, oder, wie Aristoteles meint, in so hohem Grade wünschenswerth ist, daß alles andere dagegen in keine Betrachtung kommt, so folgt daraus, daß es entweder das einzige oder das höchste Gut und, weil kein Gut sich ohne Nutzen gedenken läßt, auch nützlich sey. Daher ist es nur der irrige Wahn lasterhafter Menschen, die mit leidenschaftlicher Hitze nach jedem Scheine des Nützlichen haschen, welcher das Nützliche von dem moralisch Guten ohne Bedenken trennen kann. Meuchelmord, Giftmischerey, unterschobene Vermächtnisse, Dieberey en, Beraubung der gemeinen Güter, Bedrückung und Plünderung der Bürger und verbündeter Völker sind die natürlichen Folgen dieses Wahnes; und aus keiner andern Quelle fließt die drückende, nicht zu duldende Ueber-

macht einzelner Bürger, und selbst die schändlichste und verworfenste aller lasterhaften Begierden, welche nach unumschränkter Herrschaft über freye Staaten strebt. Diese Menschen sehen nur die gehofften Vortheile in dem täuschenden Lichte irriger Vorstellungen; aber die Strafe, ich will nicht sagen, der Gesetze, denn diese treten sie gewöhnlich zu Boden, sondern die Strafe des Lasters, welche die empfindlichste ist, sehen sie nicht. Hinweg also mit dieser durchaus sündlichen und frevelhaften Berathschlagung, ob wir das, was wir als gut erkennen, thun, oder uns wissentlich mit Lastern besudeln wollen! Die Unschlüssigkeit selbst ist schon ein Verbrechen, auch wenn sie nie in That übergeht. Und wo die Berathschlagung schon an sich schändlich ist, da darf man sich nie berathschlagen. Eben so wenig soll die Hoffnung, unsere Handlungen verhehlen oder geheim halten zu können, den mindesten Einfluß auf unsere Berathschlagungen haben. Denn ohne sich in der Philosophie gewaltig vertieft zu haben, kann man hinlänglich überzeugt seyn, daß, wenn wir uns auch gleich dem Auge aller Götter und Menschen entziehen könnten, wir uns dennoch keine Handlung des Eigennutzes, der Ungerechtigkeit, der Wollust und der Unenthaltsamkeit erlauben dürften.

9. Zur Erläuterung dieser Wahrheit bedient sich Plato jener bekannten Erzählung von Gyges. Dieser stieg einst in eine durch heftige Regengüsse entstandene Erdkluft hinab, und fand daselbst ein ehernes Pferd, in dessen Seite eine Thür war. Er öffnete dieselbe und fand einen Leich-

nam von ungewöhnlicher Größe, der einen goldenen Ring am Finger hatte. Diesen Ring nahm er, steckte ihn an seinen Finger, und verfügte sich so — er war Aufseher der königlichen Herden — in die Versammlung der übrigen Hirten. Hier machte er bald die Wahrnehmung, daß, so oft er den Stein des Ringes gegen die flache Hand drehte, er jedermann unsichtbar ward, ob er gleich selbst alles sah. Drehte er den Ring an seine gewöhnliche Stelle, so ward er wieder sichtbar. Dieses Kunstgriffes bediente er sich, um die Königinn zu verführen. Er ermordete durch ihren Beystand den König, seinen Herrn, und räumte jeden, der seinen Absichten hinderlich war, aus dem Wege. Alle diese Verbrechen beging er, ohne entdeckt zu werden, und schwang sich so, durch Hülfe des Ringes, auf den Thron von Lydien. Laßt uns den Fall setzen, der weise und tugendhafte Mann wäre im Besitze dieses Ringes, so wird er sich darum nicht die mindeste unrechtmäßige Handlung eher erlauben, als wenn er ihn nicht hätte. Denn der Tugendhafte fragt nach dem, was recht ist, und nicht nach der Verborgenheit. — Bey dieser Gelegenheit treten einige Philosophen mit der freylich nicht böse gemeinten, aber auch nichts weniger als scharfsinnigen Bemerkung auf, daß diese Erzählung des Plato weiter nichts als ein erdichtetes Mährchen sey. Sollte man nicht denken, Plato habe sie nicht für möglich, sondern für wirklich ausgeben wollen! Die Geschichte dieses Ringes soll nichts, als durch ein Beyspiel folgende Frage anschaulich machen: wenn der rechtschaffene Mann die Be-

gierde nach Reichthum, Macht, Herrschaft und sinnlicher Lust durch eine Handlung befriedigen könnte, wovon niemand auch nur den leichtesten Argwohn haben, und welche Göttern und Menschen ewig unbekannt bleiben würde, ob er sich eine solche Handlung erlauben werde? Allein, sagen sie, die beygefügte Bedingung ist unmöglich. Ich behaupte das Gegentheil. Doch sie sey es; ich frage, wenn sie möglich wäre, was würden sie alsdann thun? Gerade wie Leute ohne die mindesten Kenntnisse und Einsichten beharren sie auf ihrem Worte. Die Sache, sagen sie, sey durchaus unmöglich, und damit gut. Von dem Geiste und der Absicht dieser Frage begreifen sie nichts. Wenn ich frage, was sie thun würden, gesetzt, daß sie die That verheimlichen könnten, so frage ich ja nicht, ob sie dieselbe verheimlichen können. Ich treibe sie damit in die Enge, um von ihnen die Wahrheit zu erpressen. Sagen sie, daß sie im Falle der Straflosigkeit die Handlung begehen würden, so erklären sie sich selbst für lasterhaft; sagen sie das Gegentheil, so haben wir ihr Geständniß, daß das moralisch Böse um seiner innern Beschaffenheit willen unsern Abscheu verdiene. Allein ich kehre auf meine Materie zurück.

10. Es ereignet sich also öfters der Fall, daß ein scheinbarer Nutzen uns in Verlegenheit setzen kann: zwar nicht so, daß die Frage entstehen könnte, ob wir einem beträchtlichen Vortheil die Pflicht aufopfern wollen, (denn dieß heißt ohne anders pflichtwidrig gehandelt) sondern ob der scheinbare Nutzen ohne Verletzung der Pflicht er-

hältlich sey. Als Brutus seinen Mit-Consul Collatinus der Regierung entsetzte, so konnte dieß eine ungerechte Handlung scheinen. Denn Collatinus hatte bey der Vertreibung der Könige den Brutus mit Rath und Hülfe unterstützt. Da aber die Häupter der Regierung für gut befunden hatten, die Familie des Tarquinius, und alles, was seinen Nahmen führte, sammt den Spuren seiner Herrschaft von Rom zu entfernen, so war dieser Entschluß nicht nur dem Vaterland nützlich, sondern auch so auffallend gerecht, daß selbst Collatinus ihn gut heißen mußte. Hier also bekam das Nützliche seinen Nachdruck von dem moralisch Guten, ohne welches es nicht einmahl nützlich gewesen wäre. Ganz anders verhielt es sich mit dem Erbauer von Rom. Dieser ließ sich durch einen scheinbaren Vortheil hinreißen. Er fand es zuträglicher, die Herrschaft allein zu haben, als sie mit einem andern zu theilen, und darum ermordete er seinen Bruder. Um einen bloß scheinbaren, nicht wirklichen, Vortheil zu erzielen, verletzte er die Pflichten der Bruderliebe und der Menschlichkeit; und gleichwohl fand er es nöthig, den beschimpfenden Sprung über die Mauer vorzuwenden, um seiner Handlung einen Anschein von Rechtmäßigkeit zu geben: ein Vorwand, der ihn weder rechtfertigen, noch hinlänglich entschuldigen konnte. Mich wenigstens soll weder die Achtung für den Romulus, noch für den göttlichen Quirinus abhalten, diese That für ungerecht zu erklären. — Uebrigens ist das, was ich sage, nicht so gemeint, als ob wir auf unsern Vortheil Verzicht thun und das, was wir

selbst bedürfen, andern überlassen sollten. Im Gegentheil ist es eines jeden Pflicht, seinen eigenen Nutzen zu befördern, in wie fern er es ohne Vervortheilung thun kann. Sehr treffend sagt in dieser Rücksicht Chrysippus: daß ein Wettläufer alle Kräfte aufbiethe, um seine Mitkämpfer hinter sich zu lassen, das ist in der Ordnung; aber nie soll er sich erlauben, einem andern ein Bein zu unterschlagen, oder ihn mit der Hand zurück zu stoßen. Eben so ist es keine Ungerechtigkeit, wenn jeder die Bedürfnisse des Lebens sich zu verschaffen sucht; aber eine Ungerechtigkeit ist es, sie einem andern zu entreißen. — Am häufigsten wird in Absicht der Freundschaft von dieser Seite gefehlt. Denn beydes ist unrecht, seinen Freunden nicht dienen, wo man es ohne Verletzung der Pflicht thun kann, oder ihnen auf Kosten der Pflicht willfährig seyn. Die Regel, welche man hierbey zu beobachten hat, ist kurz und faßlich. Alle Scheingüter, dergleichen Ehre, Reichthümer, sinnliches Vergnügen und andere Dinge dieser Art sind, dürfen der Freundschaft niemahls vorgezogen werden. Hingegen darf der rechtschaffene Mann, einem Freunde zu Gefallen, weder gegen den Nutzen des Staates, noch gegen Recht, Eid und Treue handeln, selbst dann nicht, wenn er in der Sache des Freundes als Richter zu sprechen hat. Denn so wie er die Rolle des Richters übernimmt, legt er die Rolle des Freundes ab. So viel darf er die Freundschaft wirken lassen, daß er das Recht auf der Seite des Freundes zu finden wünsche; daß er ihn in Absicht der zur Darlegung seiner Gründe nöthigen Zeit, so

viel es die Gesetze verstatten, begünstige. Allein wenn er nun, nach abgelegtem Eidschwur, das Urtheil sprechen soll, so vergesse er es nicht, daß er eine Gottheit zum Zeugen habe, das ist, nach meinem Begriffe, seine Seele, das Göttlichste, was die Gottheit dem Menschen gegeben hat. Vortrefflich ist in dieser Rücksicht die von unsern Vorfahren fest gesetzte Formel, nach welcher man einzig seine Sache dem Richter empfehlen durfte, diese nähmlich: als es unbeschadet dem Rechten geschehen mag. Schade, daß wir nicht besser darauf achten! Diese Formel begreift alles das, was nach meiner vorhin gemachten Bestimmung der Richter dem Freund rechtmäßiger Weise gestatten kann. Denn müßte man alles thun, was ein Freund nur forderte, so wären das nicht Freundschaften, sondern Complotte. Ich rede hier nur von Freundschaften gewöhnlichen Schlages. Denn von weisen und tugendhaften Männern läßt sich so etwas nicht gedenken. — Damon und Phintias, zwey Pythagoreer, sind aus der Geschichte als ein solches Paar seltener Freunde bekannt. Der Herrscher Dionysius hatte über den einen von ihnen das Todesurtheil ausgesprochen, und zur Vollziehung desselben den Tag bestimmt. Der Verurtheilte bath sich noch eine Frist von wenigen Tagen aus, um zu Hause seine Angelegenheiten in Ordnung zu bringen; und seine Rückkehr ward von seinem Freunde so verbürget, daß dieser sich anheischig machte, im Falle des Ausbleibens, statt seiner zu sterben. Am bestimmten Tage erschien der andere, und Dionysius ward von der Treue dieser Freunde so sehr

gerührt, daß er von ihnen verlangte, sie möchten ihn als den dritten in ihren Freundschaftsbund aufnehmen. Wenn also in der Freundschaft ein scheinbarer Nutzen mit dem, was die Pflicht der Freundschaft erheischt, in Collision kommt, so soll die letztere über den erstern siegen. Verträgt sich aber die Forderung des Freundes nicht mit der Moralität, so haben Recht und Gewissen den Vorzug vor der Freundschaft. Nach dieser Regel also wird bey jeder Collision das, was die Pflicht fordert, leicht auszumitteln seyn.

11. Am häufigsten werden die Staaten durch den Schein des Nützlichen zu Ungerechtigkeiten verleitet. Dieß war bey uns der Fall in Ansehung der Zerstörung von Corinth. Noch grausamer war das Verfahren der Athenienser gegen die Aegineten, denen sie, wegen ihrer Stärke zur See, vermöge eines öffentlichen Schlusses die Daumen abschneiden ließen. Diese Handlung schien ihnen nützlich. Denn Aegina war dem Piräischen Hafen durch seine Nachbarschaft sehr gefährlich. Allein was grausam ist, kann niemahls nützlich seyn. Denn Grausamkeit ist der Natur des Menschen, von welcher wir nie abweichen dürfen, im höchsten Grade zuwider. Ungerecht ist es auch, wenn man, wie vormahls Pennus, und unlängst Papius, die Fremden aus der Stadt vertreibt. Daß der, welcher kein Bürger ist, von den Rechtsamen des Bürgers ausgeschlossen bleibe, das ist in der Ordnung; und dafür haben zwey weise Männer, die Consuln Crassus und Scävola, gesorgt. Aber unmenschliche Härte ist es, Fremden den Aufent-

halt in der Stadt zu verweigern. So oft hingegen der Staat einen scheinbaren Vortheil in Hinsicht auf die Forderungen der Moralität verschmäht, so erregt dieß allemahl Bewunderung. Unsere Geschichte liefert eine Menge solcher Beyspiele, vorzüglich zur Zeit des zweyten Punischen Krieges. Nach jener Niederlage bey Cannä war der Muth so groß, als kaum jemahls in der glücklichsten Lage. Keine Spur von Furcht; keine Erwähnung des Friedens. So groß ist die Kraft des moralisch Schönen und Guten, daß das Nützliche in seinem Glanze verschwindet. Da die Athenienser in dem Persischen Kriege sich unmöglich in der Stadt halten konnten, faßten sie den Entschluß, Weiber und Kinder nach Trözene in Sicherheit zu bringen, sich einzuschiffen und die Freyheit Griechenlands zur See zu vertheidigen. Und da ein gewisser Cyrsilus ihnen rieth, dem Xerxes die Stadt zu öffnen, so ward er gesteiniget. Dieser Rath war auf das Nützliche berechnet; aber ohne moralische Ehre findet der Nutzen nie Statt. Nach dem Siege über die Perser trat Themistocles in der Volksversammlung auf, und sagte: er hätte einen für den Staat sehr nützlichen Anschlag, der sich aber nicht wohl öffentlich mittheilen ließe; das Volk möchte ihm jemand beyordnen, dem er ihn anvertrauen könnte. Die Wahl fiel auf Aristides. Diesem sagte Themistocles: wenn man die Flotte der Lacedämonier, welche bey Gytheum vor Anker liege, heimlich in Brand steckte, so würde die Lacedämonische Macht dadurch völlig zertrümmert werden. Jedermann war voll gespannter Erwartung, als Aristides

in die Versammlung eintrat, und sagte: der Anschlag des Themistocles sey in der That vortheilhaft, aber nichts weniger als moralisch. Die Athenienser glaubten, was nicht moralisch wäre, könnte auch nicht vortheilhaft seyn, und verwarfen auf diese Aeußerung des Aristides hin die Sache völlig, ohne sich weiter darnach zu erkundigen. Wie viel edler handelten sie daran als wir, die wir Seeräuber privilegiren, und verbündete Völker mit Auflagen belasten!

12. Dieß also können wir als ausgemacht annehmen, daß nichts, was unmoralisch ist, nützlich seyn könne, selbst dann nicht, wenn wir zum Besitze des scheinbaren Vortheiles gelangen. Denn eine solche Denkungsart, nach welcher man fähig ist, das Unmoralische für nützlich zu halten, ist schon an und für sich ein verderblicher Nachtheil. Indessen ereignet sich, wie ich schon oben bemerkt habe, öfters der Fall, daß das Nützliche mit dem moralisch Guten zu collidiren scheint; und alsdann entsteht die Frage, ob beyde wirklich streiten, oder sich mit einander vereinigen lassen. Ein Problem von dieser Art ist folgendes. Wir setzen den Fall, daß ein rechtschaffener Mann mit einer beträchtlichen Ladung von Getreide von Alexandria in Rhodus, zur Zeit einer großen Theurung und Hungersnoth, gelandet sey. Er weiß, daß mehrere Getreidehändler von Alexandria abgefahren sind, und ist den beladenen Schiffen auf ihrer Fahrt nach Rhodus begegnet. Wird er dieß den Rhodiern anzeigen, oder schweigen, und sein Getreide so theuer als möglich

verkaufen? Man darf es nicht vergessen, daß mein Getreidehändler ein weiser und tugendhafter Mann ist, der über die Zulässigkeit der Handlung mit sich selbst zu Rathe geht, und den Rhodiern die Sache nicht verschweigen wird, wenn er es unrecht findet, aber noch ungewiß ist, ob es unrecht sey. Ueber diese und ähnliche Fragen sind Diogenes von Babylon, ein Stoischer Philosoph von vorzüglichem Ansehen und Gewichte, und sein Schüler Antipater, ein scharfsinniger Denker, ganz ungleicher Meinung. Der letztere will, daß der Verkäufer nichts verschweige, damit der Käufer von allem so gut unterrichtet sey, als er selbst. Nach Diogenes ist der Verkäufer pflichtig, die Mängel seiner Waare nach den in den bürgerlichen Rechten gemachten Bestimmungen anzuzeigen, und sich aller Kniffe zu enthalten. Uebrigens darf er seine Waare, da er sie doch einmahl verkaufen will, so vortheilhaft als möglich abzusetzen suchen. — Hier ist, so wird er sagen, mein Getreide; ich lege es zur Schau, und verkaufe es nicht theurer, als andere, vielleicht noch etwas wohlfeiler, weil mein Vorrath größer ist. Und wer hat denn über mich zu klagen? — Von der andern Seite entgegnet ihm Antipater also. Wie? deine Pflicht ist es, andern nützlich zu seyn, und der Gesellschaft zu dienen; deine Bestimmung und die dir von der Natur eingepflanzten Grundtriebe, deren Regung du nicht unterdrücken darfst, leiten dich darauf, den Nutzen der Gesellschaft als den deinigen anzusehen, und diesen nur in jenem zu suchen: und du wolltest deinen Mitmenschen

das verheimlichen, was ihnen Vortheil bringt und zur Erleichterung ihrer Bedürfnisse dient? — Dieß möchte Diogenes ungefähr so beantworten: Etwas anderes ist es, eine Sache verheimlichen, und etwas anderes, sie nicht sagen. Wenn ich zum Beyspiel — was dir doch mehr nützen würde, als der wohlfeile Einkauf des Getreides — wenn ich dich über das Wesen der Götter nicht aufkläre, wenn ich dir nicht sage, worin das höchste Gut des Menschen besteht, so verheimliche ich dir darum diese Dinge nicht. Allein bin ich denn verbunden, dir alles zu sagen, was dir zu wissen nützlich ist? — Freylich bist du es, wird Antipater erwiedern; oder weißt du etwa nicht, daß die Natur alle Menschen durch ein gesellschaftliches Band zusammen knüpft? — O das weiß ich wohl, versetzte Diogenes; aber ist denn diese gesellschaftliche Verbindung so gemeint, daß sie alles Eigenthum aufhebt? In diesem Falle darf ich das, was ich habe, nicht einmahl verkaufen; ich muß es verschenken.

13. Bey diesem ganzen Streite wird, wie du siehst, niemahls eine solche Sprache geführt: „Es ist zwar unmoralisch; aber es ist nützlich, und darum will ich es thun,„ sondern immer diese: „Es ist nützlich, ohne unmoralisch zu seyn.„ Und von der andern Seite heißt es: „Die Sache ist unmoralisch, und darum darfst du sie nicht thun.„ — Laßt uns einen andern Fall setzen. Ein rechtschaffener Mann will sein Haus um einiger Fehler willen, die ihm allein bekannt sind, verkaufen. Es ist ungesund, und man glaubt das Gegentheil. In allen

Zimmern wird giftiges Ungeziefer erzeugt, und niemand ahndet davon etwas. Es ist baufällig, und das Holz daran taugt nichts; aber niemand weiß es, als der Besitzer. Gesetzt nun, er zeige dem Käufer diese Fehler nicht an, und verkaufe dadurch sein Haus viel theurer, als er es ohne dieß hoffen konnte, handelt er daran ungerecht und schändlich? — Ohne Zweifel, wird Antipater sagen. Wer einen Verirrten nicht auf den Weg zurück weist, der wird zu Athen mit einem öffentlichen Fluche belegt. Und was anders thut der, welcher den Käufer aus Unwissenheit zu seinem größten Schaden ins Garn rennen läßt? Er thut wohl noch mehr, als derjenige, welcher einem Verirrten den Weg nicht zeiget. Er führt einen andern wissentlich und mit Vorsatz irre. — Dagegen erwiedert Diogenes. Zwang er dich denn zu kaufen? Er hat dir ja nicht einmahl zugeredet. Er both ein Haus feil, das ihm nicht länger gefiel; du kauftest eines, das dir gefiel. Niemand hält den für einen Betrüger, der die Worte, ein schönes und wohl gebautes Landhaus zu kaufen, in den Anschlagzettel setzt, wenn gleich das Haus weder schön noch wohl gebaut ist: um wie viel weniger wird der es seyn, der kein Wort zum Lobe seines Hauses sagte? In der That, wo der Käufer selbst untersuchen kann, wie sollte da Betrug Statt finden? Wenn nun aber der Verkäufer nicht verbunden ist, für alles zu stehen, was er sagte, wie sollte er denn für etwas stehen müssen, dessen er nicht erwähnte? Wäre es nicht ferner äußerst thöricht, wenn man den Ausrufer

im Nahmen des Eigenthümers rufen hörte: Ein ungesundes Haus steht zu verkaufen! — Dergleichen streitige Fälle sind es, in welchen man von der einen Seite Pflicht und Moralität, von der andern das Nützliche in Schutz nimmt, und zwar so, daß man eine dem Anschein nach nützliche Handlung nicht nur als erlaubt, sondern die Unterlassung derselben als pflichtwidrig darzustellen sucht. Und von dieser Seite muß man jene oft erwähnte Collision des moralisch Guten mit dem Nützlichen ansehen. Uebrigens werde ich nun die Frage nach meiner Einsicht entscheiden. Denn in dieser Absicht, und nicht bloß um ein Problem vorzulegen, habe ich sie auf die Bahn gebracht. Meines Ermessens also durfte weder jener Getreidehändler den Rhodiern, noch der Eigenthümer jenes Hauses dem Käufer das, was sie wußten, verhehlen. Zwar auch ich mache einen Unterschied zwischen Verhehlen und Verschweigen. Aber ich nenne es Verhehlen, wenn man aus Interesse einen andern über Dinge, deren Kenntniß ihm vortheilhaft wäre, in der Ungewißheit läßt. Man sieht leicht, was diese Art der Verheimlichung auf sich hat, und was für einen Charakter sie voraus setzt. Wahrlich kein offener, gerader, tugendhafter und rechtschaffener Mann, sondern nur ein verschmitzter, verschlagener, schlauer, betrügerischer, boshafter, abgefeimter, pfiffiger und ränkevoller Mensch ist derselben fähig. Unmöglich kann man sich dieser und ähnlicher Benennungen ohne wesentlichen Nachtheil schuldig machen.

14. Wenn diejenigen, welche beym Verkaufen etwas verschweigen, tadelnswerth sind, was hat man denn wohl von denen zu halten, welche durch leere Vorspiegelungen andere zu berücken suchen? — Cajus Canius, ein Römischer Ritter, ein Mann von Geist und Kenntnissen, hatte sich nach Syracus begeben, nicht um daselbst Geschäfte, sondern, wie er selbst sagte, einen ruhigen und angenehmen Aufenthalt zu suchen. Nun ließ er sich verlauten, daß er ein Landhaus zu kaufen wünschte, um seine Freunde darin bewirthen und mit ihnen ungestört sich ergetzen zu können. Als dieses ruchtbar geworden, kam ein gewisser Pythius, ein Banquier von Syracus, zu ihm, und sagte: sein Landhaus sey ihm zwar nicht feil; aber Canius könne davon Gebrauch machen, als wenn es sein Eigenthum wäre. Zugleich bath er ihn auf den folgenden Abend zu Gaste. Die Einladung ward angenommen; und Pythius, der, als Wechsler, bey Leuten von allen Ständen viel galt, ließ die Fischer zu sich kommen, bath sie des folgenden Tages vor seinem Landhause zu fischen, und unterrichtete sie, was sie sonst noch zu thun hätten. Canius erscheint zur bestimmten Zeit, und findet eine trefflich besetzte Tafel. Vor den Augen schwimmen eine Menge von Kähnen herum. Jeder bringt seinen Fang, so gut er ihn gemacht hat, und schüttet die Fische vor den Pythius hin. Ey, was ist das? sagte Canius: so viel Fische, so viel Kähne! Je nun, erwiederte Pythius, darüber darfst du dich nicht verwundern. Ganz Syracus hohlt seine Fische hier — und auch das trinkbare Wasser; mein Land-

haus ist ihnen unentbehrlich. Nun ward Canius lüstern, und lag dem Pythius an, das Gut zu verkaufen. Dieser machte den Schwierigen. Doch kurz; der Handel geht vor sich. Canius, kauflustig und reich, kauft das Landhaus, wie Pythius es anschlägt, und kauft es sammt aller Zubehörde. Die Verschreibung wird ausgefertigt, und die Sache berichtigt. Canius ladet auf den folgenden Tag seine Freunde zu sich ein. Er selbst findet sich bey Zeiten ein. Aber da ist nicht Ein Kahn zu sehen. Er fragt den nächsten Nachbar, ob die Fischer etwa Feyertag hätten, daß nicht Einer von ihnen sich sehen ließe. Nicht, daß ich wüßte, war die Antwort; aber hier pflegt sonst niemand zu fischen. Darum verwunderte ich mich gestern, was das wohl zu bedeuten hätte. Canius ward ungehalten. Aber was war da zu thun? Aquillius, mein Freund und ehemahliger College in der Prätur, hatte seine Rechtsformeln noch nicht bekannt gemacht. In diesen Rechtsformeln wird der Begriff der Arglist mit einer Deutlichkeit bestimmt, welche sich nur von einem im Erklären so geübten Manne erwarten läßt. Er nennt es Arglist, wenn die Aeußerung mit der That oder der Wirklichkeit nicht überein stimmt. Also war Pythius, und sind alle die, deren Aeußerungen mit ihren Handlungen nicht überein stimmen, treulose und boshafte Betrüger. Und nie wird eine Handlung Vortheil bringen, welche so vielfach mit dem Brandmahle des Lasters bezeichnet ist.

15. Wenn die Erklärung des Aquillius richtig ist, so

müssen wir uns im Handel und Wandel aller so wohl positiven als negativen Täuschung enthalten. Und so wird ein rechtschaffener Mann, beym Kaufe wie beym Verkaufe, um bessern Gewinns willen sich weder eitele Vorspiegelungen noch Verheimlichung erlauben. Auch die Gesetze verbiethen die Arglist: so zum Beyspiel in der Vormundschaft die Gesetze der zwölf Tafeln, im Verkehr mit minderjährigen Jünglingen das Lätorische Gesetz. Und in Fällen, welche die Gesetze nicht bestimmen, thut es die dem Richter vorgeschriebene Formel, vermöge deren bey den Parteyen die Pflicht voraus gesetzt wird, getreulich und ohne Gefahr gehandelt zu haben. Unter den übrigen gerichtlichen Formeln zeichnen sich vornehmlich folgende aus. Bey gütlichen Vergleichen in Ehescheidungen, werden die Ansprüche der Frau in so fern gut geheißen, als sie fordert, was recht und billig ist. Bey anvertrautem Gute wird abermahl die Pflicht voraus gesetzt, ehrlich und bieder gehandelt zu haben, als es Ehrenmännern geziemt. Wie kann nun der, welcher fordert, was billig und recht ist, sich die mindeste Betrügerey, oder wer ehrlich und bieder als ein Ehrenmann handelt, sich boshafte List zu Schulden kommen lassen? Nun aber ist nach der Erklärung des Aquillius Arglist nichts anderes als Täuschung. Folglich muß aus dem Verkehr mit andern jede Art von Unwahrheit verbannt seyn. Ich darf weder als Verkäufer durch einen falschen Käufer den Preis der Waare hinauf treiben, noch als Käufer sie hinab würdigen lassen. Der

Käufer und der Verkäufer sollen, wenn es zum Gebothe kommt, ein Mahl für alle den Preis bestimmen. Quintus Scävola, der Sohn des Publius, verlangte von dem Eigenthümer eines Grundstückes, welches er kaufen wollte, daß er ihm den Preis desselben beym Worte anzeigen sollte. Der Verkäufer that es. Ich schätze es höher, sagte Scävola, und legte noch hundert tausend Sesterzien hinzu. Niemand läugnet, daß er darin als ein ehrlicher Mann gehandelt habe. — Aber auch als ein kluger? Dieß läßt man so wenig gelten, als wenn er etwas wohlfeiler, als er es konnte, verkauft haben würde. Gerade das ist jener unselige Wahn, über den ich klage, daß man etwas anderes ehrlich, und etwas anderes klug seyn nennt. In diesem Geiste sagt Ennius:

Was hilft dem Klugen seine Klugheit, wenn sie nicht
Ihm selber Nutzen schafft?

Sehr wahr, würde ich sagen, wenn Ennius und ich darüber einverstanden wären, was man Nutzen zu nennen habe. Bey Hecaton von Rhodus, einem Schüler des Panätius, finde ich in seinem Werke über die Pflichten, welches er dem Quintus Tubero zugeeignet hat, hierüber folgende Aeußerung: „Ein kluger Mann werde alles thun, „um sein Vermögen zu vermehren, was er ohne Verle„tzung der Gesetze, Gebräuche und Gewohnheiten thun „könne. Denn, setzt er hinzu, wir wollen nicht für uns „allein reich seyn, sondern auch für Kinder, Verwandte, „Freunde, und vor allem aus für den Staat. Vermögen „und Reichthum des Individuum ist auch Reichthum der

„Gesellschaft.„ Ein Mann von solchen Grundsätzen kann jene eben erwähnte Handlung des Scävola unmöglich gut heißen. Denn wer sich für unfähig erklärt, irgend ein Opfer zu bringen, welches die Gesetze nicht fordern, der thut auf jede Handlung, welche Lob oder Dank verdient, freywillig Verzicht. Freylich, wenn jede Art von Täuschung Arglist heißt, so werden in dem Verkehr mit andern wenige Fälle vorkommen, wo die Arglist nicht auch ihre Rolle spielte; und wenn nur derjenige ein rechtschaffener Mann ist, welcher jedem nützt, dem er nützen kann, und niemanden schadet, so wird der rechtschaffene Mann eine etwas seltene Erscheinung seyn. Uebrigens wiederhohle ich es nochmahls: Unrecht thun ist niemahls nützlich, weil es immer schändlich ist; und weil es schön ist, ein rechtschaffener Mann zu seyn, so ist es auch immer nützlich.

16. In Ansehung des Verkaufes aller Arten von Gebäuden legen unsere bürgerlichen Rechte dem Verkäufer die Verbindlichkeit auf, alle ihm bekannten Mängel anzuzeigen. Zwar ist er nach den Gesetzen der zwölf Tafeln bloß gehalten für dasjenige zu haften, was zur Sprache kommt, und für jede unredliche Angabe büßt er mit dem doppelten Werth der Sache. Von unsern Rechtsgelehrten hingegen ist jedem, der etwas verschweigt, eine Strafe auferlegt. Denn sie glaubten, daß der Verkäufer, wofern er sich nicht ausdrücklich verwahret hätte, verbunden wäre, für jeden ihm bekannten Mangel zu haften. Als einst die Augurn auf der Capitolinischen Burg den Vögel-

flug beobachten wollten, befahlen sie dem Claudius Centumalus, ein ihm zuständiges Gebäude auf dem Cölischen Berge, welches wegen seiner Höhe den Auspicien hinderlich war, abzutragen. Claudius both dieses Gebäude feil, und fand an dem Publius Calpurnius Lanarius einen Käufer. An diesen erging von Seite der Augurn der gleiche Befehl. Calpurnius ließ das Gebäude abtragen, und erfuhr erst nachher, daß Claudius es feil gebothen, nachdem er bereits jenen Befehl von den Augurn erhalten hatte. Die Sache ward einem Schiedsrichter zur Entscheidung nach der bekannten Formel vorgelegt, daß, was man zu geben und zu leisten schuldig sey, getreulich und ohne Gefahr gegeben und geleistet werden soll. Marcus Cato war Richter, der Vater unsers jüngern Cato. — Der Vater eines so großen Mannes wird am besten durch den Sohn bezeichnet, andere werden es durch die Väter. — Der Spruch fiel so: Da Centumalus zur Zeit des Verkaufes die Sache gewußt und nicht angezeigt hätte, so wäre er schuldig, dem Käufer den Schaden zu ersetzen. Er hielt es also für ein nothwendiges Requisit eines getreulich und ohne Gefahr geschlossenen Verkaufes, daß jeder dem Verkäufer bekannte Nachtheil dem Käufer angezeigt werde. Hat er recht geurtheilt, so thaten jener Kornhändler und jener Verkäufer eines ungesunden Hauses unrecht, daß sie das, was sie wußten, verschwiegen. Uebrigens können freylich die bürgerlichen Rechte unmöglich alle Fälle bestimmen, wo Verheimlichung Statt findet; allein so weit es mög-

lich war, sie zu bestimmen, sind sie einer strengen Ahndung unterworfen. Mein Anverwandter Marcus Marius Gratidianus verkaufte dem Cajus Sergius Orata ein Haus, welches er wenige Jahre vorher von demselben gekauft hatte. Auf diesem Hause haftete eine Beschwerde. Davon hatte Marius in dem Kaufbriefe nichts erwähnt. Die Sache kam vor den Richter. Orata hatte den Crassus, Gratidianus den Antonius zum Sachwalter. Crassus berief sich auf die Rechte, nach welchen der Verkäufer für jeden Nachtheil, den er wußte und nicht anzeigte, haften soll. Antonius machte die Billigkeit geltend, indem es unnöthig gewesen wäre, einen Nachtheil anzuzeigen, welcher dem Sergius, als vormahligen Besitzer des Hauses, nicht unbekannt seyn konnte. — Wozu nun dieses alles? Um zu zeigen, daß unsere Voreltern an Schlauköpfen nie ein Wohlgefallen gehabt haben.

17. Freylich wird die Arglist anders von den Gesetzen, und anders von den Philosophen bekämpft. Die Gesetze ahnden nur solche Handlungen, welche in einer handgreiflichen Verletzung des Rechtes bestehen; die Philosophie rügt alles, was die Vernunft und ein richtiges Wahrheitsgefühl mißbilligt. Sie, die Vernunft, gebiethet uns also, aller Hinterlist, aller Täuschung und alles Betruges uns zu enthalten. Und Hinterlist, was anders ist sie, als eine gelegte Schlinge, wenn ich auch gleich den, welchem sie gelten soll, weder aufsuche, noch ihn darein jage? Fällt nicht oft auch das Wild in die Schlinge, wenn gleich kein Jäger es verfolgt? Gerade so handelst

du, der du gewisser Mängel wegen dein Haus feil bie≈theſt. In deinem Anſchlagzettel legſt du, ſo zu ſagen, eine Schlinge, worin ein unvorſichtiger Käufer ſich fangen wird. Wenn gleich, bey unſerer verkehrten Denkungsart, die öffentliche Meinung ein ſolches Benehmen nicht für ſchändlich erklärt, wenn gleich weder die Geſetze noch die bürgerlichen Rechte es verbiethen, ſo verbiethet es doch das Geſetz der Natur. Denn — ſo oft ich auch dieſes geſagt habe, ſo kann ich es doch kaum genug wiederhohlen — ſchon als Menſch iſt jeder Menſch mit ſeines gleichen durch ein allgemeines geſellſchaftliches Band verknüpft; enger als dieſes iſt die Verbindung derjenigen, welche zu Einem Volke gehören, und noch eine engere herrſcht zwiſchen den Mitbürgern eines und eben deſſelben Staa≈tes. Daher haben unſere Voreltern das Völkerrecht oder, welches eben ſo viel iſt, das Naturrecht von dem bür≈gerlichen Rechte gehörig unterſchieden. Nicht jede Pflicht, wozu uns das Völkerrecht verbindet, iſt auch eine Pflicht des Naturrechtes; hingegen iſt jede Verpflichtung des letz≈tern auch in dem erſtern begriffen. Freylich ſind die unter uns eingeführten Grundſätze und Regeln des Rechtes kein feſter, aus dem Flachen hervorgehender Abdruck des rei≈nen Rechtes und der unverfälſchten Gerechtigkeit; ſie ſind ein bloßes Schattenbild davon. Und o möchten wir uns nur immer daran halten! Denn das Urbild, welches die≈ſen Schatten wirft, iſt Natur und Wahrheit. Jene Worte zum Beyſpiel, daß ich nicht durch dich und deine Zuſage gefährdet oder vervortheilt werde,

wie viel sagen sie nicht! Und wie golden sind nicht diese! getreulich und ohne Gefahr, als es Ehrenmännern geziemt. Allein das ist eben die große Frage, wer der ehrliche Mann sey, und was das sagen wolle, ehrlich handeln. Der oberste Pontifex Quintus Scävola behauptete immer, daß bey allen gütlichen Vergleichen, welchen die Worte getreulich und ohne Gefahr zur Regel dienten, die Entscheidung äußerst schwierig wäre. Diese Formel, sagte er, fände überall ihre Anwendung; bey Vormundschaften, Verkommnissen, bey anvertrautem Gute, bey Geschäftsaufträgen, beym Kaufen, Verkaufen, Miethen, Vermiethen und andern Verhältnissen des gesellschaftlichen Lebens. In allen diesen Fällen könne nur ein Richter von großen Einsichten bestimmen, was jede Partey der andern zu leisten schuldig wäre, um so mehr, weil meistens gegenseitige Klagen und Ansprüche Statt fänden. — Fern sey also von uns alle Arglist, fern jede Schlauheit, welche das Ansehen von Klugheit haben will, von welcher sie doch unendlich verschieden ist. Denn Klugheit zeigt sich in der Wahl zwischen Gutem und Bösem; Schlauheit wählt immer das Böse, wenn anders das, was moralisch schlecht ist, bös genannt zu werden verdient. Nicht nur beym Verkaufe liegender Gründe und Gebäude verbiethet das bürgerliche Recht, welches auf die Grundsätze der Natur und Vernunft gebaut ist, jede Art von arglistiger Täuschung, es gestattet sie eben so wenig beym Verkaufe der Sclaven. Denn nach dem Edicte der Aedilen muß jeder Verkäufer, dem es nicht

unbekannt seyn kann, ob sein Sclave ungesund, ob er zum Entlaufen oder zur Dieberey geneigt sey, für alle diese Puncte Gewähr leisten. Bey Sclaven, welche durch Erbschaft an uns gekommen sind, findet eine billige Ausnahme Statt. — Da nun die Natur die Quelle alles Rechtes ist, so folgt daraus offenbar, daß die Natur keinem Menschen erlaube, in der Unwissenheit eines andern seinen Vortheil zu suchen. Kein verderblicheres Uebel läßt sich für die menschliche Gesellschaft gedenken, als diese boshafte Täuschung, welche sich hinter der Maske der Klugheit verbirgt. Daher die unzähligen Fälle, in welchen man die Moralität mit dem Nutzen im Widerspruche zu erblicken wähnt. Und wie selten findet sich der Mann, welcher, wenn er auf Straflosigkeit und Verborgenheit sicher rechnen zu können glaubt, sich des Unrechtes enthalten wird!

18. Laßt uns die Probe mit einigen besondern Fällen machen, in welchen der große Haufe vielleicht kein Unrecht ahndet. Ich rede weder von Meuchelmördern, noch von Giftmischern, noch von Testament-Verfälschern, noch von Dieben, noch von ungetreuen Verwaltern gemeiner Cassen. — Menschen von solchem Schlage können nicht durch Vernunftgründe, sondern einzig durch Kerker und Bande im Zaum gehalten werden. Laßt uns sehen, was zuweilen sich Menschen erlauben, welche in dem Credit moralisch guter Männer stehen. Gewisse Leute brachten aus Griechenland ein Vermächtniß nach Rom, welches sie dem Lucius Minucius Basilus, einem reichen Manne,

unterschoben hatten. Um dasselbe desto leichter durchzusetzen, hatten sie zwey der mächtigsten Männer der damahligen Zeit, den Marcus Crassus und Quintus Hortensius, als Miterben eingeschrieben. Diese vermutheten zwar, daß das Vermächtniß unterschoben seyn dürfte; allein da sie bey dieser Sache sich selbst nichts vorzuwerfen hatten, so glaubten sie, den kleinen Vortheil, den sie von einem fremden Bubenstücke ziehen konnten, nicht von der Hand weisen zu müssen. Und waren sie nun damit hinlänglich entschuldiget? In meinen Augen wenigstens nicht; wiewohl ich den einen bey seinen Lebzeiten liebte, und den andern nach seinem Tode nicht hasse. Allein da Basilus seiner Schwester Sohn, den Satrius, eben den Satrius, welcher den Picenern und Sabinern, durch eine das Andenken jener Zeiten schändende Gewaltthätigkeit, als Schutzherr aufgedrungen ward — da, sage ich, Basilus den Marcus Satrius zum Erben seines Nahmens bestimmt hatte, mit welchem Schein des Rechtes konnten wohl jene Gewalthaber Roms Ansprüche auf das Vermögen machen, und dem Satrius nichts als den bloßen Nahmen des Testators überlassen? Denn wenn es wahr ist, was ich im ersten Buche behauptet habe, daß jeder, der einem Unrecht, wofern er es kann, nicht steuert und es verhindert, sich selbst einer Ungerechtigkeit schuldig macht, was wird man erst von demjenigen urtheilen müssen, der, statt dem Unrecht zu steuern, es noch unterstützt? — Selbst von echten Vermächtnissen kann ich die Rechtmäßigkeit nicht anerkennen, wenn sie durch schlaue Einschmeichelung

und heuchlerische Dienstgefälligkeit, von welcher das Herz nichts weiß, erschlichen worden. — In dergleichen Fällen nun pflegt man so oft etwas anderes für nützlich, und etwas anderes für moralisch gut zu halten. Ein grober Irrthum! Denn Nutzen und Moralität gehen immer in einer und eben derselben Richtung. Wer davon nicht überzeugt ist, der ist jedes Betruges, jeder Schandthat fähig. Denn wer so denkt: Wenn ich so handle, so handle ich zwar tugendhaft, aber das Gegentheil ist nützlich; der wagt es, in seinem Irrwahne Dinge zu trennen, welche die Natur innig mit einander verknüpft hat, und damit ist auf ein Mahl allen Betrügereyen, Ungerechtigkeiten und Verbrechen die Thür geöffnet.

19. Gesetzt also, der rechtschaffene Mann brauchte weiter nichts, als ein Schnippchen zu schlagen, um seinen Nahmen in irgend ein Vermächtniß hinein zu zaubern — er würde es nicht thun, wenn er auch gleich versichert wäre, daß kein Mensch jemahls die mindeste Vermuthung davon haben würde. Freylich, wenn Marcus Crassus durch ein Schnippchen so viel hätte bewirken können — o glaube mirs, er würde nicht nur dieses gethan, er würde so gar auf offenem Markte getanzt haben. Allein der gerechte Mann, derjenige, welchen allein ich für einen rechtschaffenen Mann anerkenne, wird nie einem andern etwas entziehen, um es an sich zu bringen. Wen diese Aeußerung befremdet, der gestehe es immerhin, daß er nicht wisse, was das sagen wolle, ein rechtschaffener Mann seyn. Indessen wird jeder, der die Mühe nehmen will, den dun-

keln Begriff, den er mit diesen Worten verbindet, zu entwickeln, sich bald überzeugen, daß nur der ein rechtschaffener Mann sey, der jedem nützet, dem er nützen kann, und keinem schadet, als wer ihn durch Beleidigung zur Selbstwehr auffordert. Und wie nun? Derjenige sollte niemanden schaden, der die rechtmäßigen Erben aus dem Vermächtnisse, so zu sagen, hinaus zauberte, um an ihre Stelle zu treten? — So ist es denn, wird vielleicht jemand einwenden, nicht erlaubt, das zu thun, was uns nützlich und vortheilhaft ist? Freylich wohl: nur daß man es nie vergesse, daß keine ungerechte Handlung uns weder Nutzen noch Vortheil bringen könne. Wer davon nicht überzeugt ist, der kann unmöglich ein rechtschaffener Mann seyn. — Der Consular Fimbria, so hörte ich als Knabe meinen Vater erzählen, sollte einst in einer Rechtssache des Marcus Lutatius Pinthia, eines sehr angesehenen Römischen Ritters, sprechen. Lutatius hatte die bestimmte Summe mit der Bedingung hinterlegt, darein verfallen zu seyn, wenn der Richter ihn nicht für einen rechtschaffenen Mann erklären würde. Fimbria weigerte sich durchaus, hierüber zu sprechen. Er fand es gleich bedenklich, entweder durch seinen Ausspruch einen Mann von dem besten Rufe um seinen guten Nahmen zu bringen, oder irgend einen Menschen für einen rechtschaffenen Mann zu erklären, da die Beobachtung so unzählig vieler Pflichten, so viele moralische Vorzüge voraus gesetzt werden, um diese Benennung zu verdienen. Dieser rechtschaffene Mann, welchen nicht Socrates allein, sondern

auch Fimbria sich so dachte, wird unmöglich etwas für nützlich halten können, das nicht moralisch gut ist. Und ein solcher Mann wird sich nicht nur keine Handlung, sondern auch nicht einmahl einen Wunsch erlauben, den er nicht jedermann sagen dürfte. Schändlich genug, daß es Philosophen gibt, welche daran zweifeln, da hingegen der schlichte Bauer nicht daran zweifelt! Denn von unsern Bauern schreibt sich jene alte und allbekannte sprichwörtliche Redensart her, da sie nähmlich von einem Manne von erprobter Treu und Redlichkeit sagen: Mit diesem lasse sichs im Finstern gerade oder ungerade spielen. Was anders wollen sie damit sagen, als daß keine unmoralische Handlung nützlich sey, wenn wir auch gleich einen scheinbaren Vortheil erhielten, ohne daß man uns eines Unrechtes überweisen könnte? Nach diesem Sprichworte ist, wie du wohl siehst, weder jener oben erwähnte Gyges, noch auch derjenige zu entschuldigen, welcher, nach meiner oben gemachten Voraussetzung, sich weiter nichts als ein Schnippchen zu schlagen erlaubte, um jede ihm beliebige Erbschaft aufzufischen. Denn so wenig als eine moralisch schlechte Handlung dadurch, daß sie verheimlichet wird, moralisch gut werden kann, eben so wenig kann das, was moralisch schlecht ist, jemahls nützlich werden; die innere Beschaffenheit und Natur der Sache gestattet es durchaus nicht.

20. Allein — so, dünkt mich, höre ich jemand sagen — je größer der gehoffte Vortheil, desto mächtiger wird denn doch die Versuchung seyn, eine unrechtmäßige Handlung zu begehen.

Man denke den Fall des Cajus Marius. Schon in das siebente Jahr, seit dem er die Prätur verwaltet hatte, ward seiner keine Rechnung getragen. Er war von der Hoffnung auf das Consulat weit entfernt, und niemand dachte daran, daß er es wagen würde, sich darum zu bewerben. Als er nun einst von Quintus Metellus, bey dessen Heere er als Unterbefehlshaber diente, nach Rom gesandt ward, so trug er kein Bedenken, seinen Oberfeldherrn, der als Mensch und als Bürger gleich groß war, bey dem Römischen Volke einer absichtlichen Verlängerung des Krieges zu beschuldigen, und machte sich anheischig, wofern man ihn zum Consulat erhöbe, den Jugurtha in kurzem lebendig oder todt in die Hände seiner Mitbürger zu liefern. In der That ward er nun Consul, allein nicht ohne Verletzung der Pflichten der Treue und der Gerechtigkeit, indem er einen rechtschaffenen Mann, der einer der achtungswerthesten Bürger war, unter dessen Commando er stand, und mit dessen Vergünstigung er nach Rom gekommen war, durch falsche Anschuldigungen in Miß-Credit brachte. — Eben so wenig hat einst mein Anverwandter Marius Gratidianus als ein rechtschaffener Mann gehandelt. Der innere Werth des Geldes war damahls, als er Prätor war, so unsicher, daß bald niemand mehr wußte, was er hatte. Nun traten die Volks-Tribunen mit dem Collegium der Prätoren zusammen, um gemeinschaftlich den Werth der Münzen zu bestimmen. Gemeinschaftlich verfaßten sie ein Edict, mit Androhung gerichtlicher Klage und Strafe gegen den Ueber-

treter. Hierauf ward die Abrede getroffen, daß sie des folgenden Nachmittags alle zugleich das Edict von der Rednerbühne bekannt machen wollten. Man ging aus einander; aber Marius begab sich unmittelbar von dem Versammlungsorte nach der Rednerbühne, um das gemeinschaftlich abgefaßte Edict allein zu verkünden. Die Folgen davon waren, wie man leicht glauben wird, außerordentliche Ehrenbezeugungen. Bald sah man in allen Straßen Bildsäulen der Götter stehen, Weihrauch wallende Wachslichter brennen. — Dergleichen Fälle sind es, an welchen man etwa irre werden kann, wenn die Folgen einer pflichtwidrigen Handlung unbeträchtlich, hingegen der daher zu erwartende Vortheil ungemein groß scheint. So urtheilte Marius. Seine Collegen sammt den Tribunen um die Gunst des Volkes zu prellen, das hatte in seinen Augen wenig auf sich; hingegen hielt er es für einen großen Gewinn, dadurch zum Consulat zu gelangen, welches er damahls im Auge hatte. Allein für alle Fälle gibt es nur Eine Regel, mit welcher ich dich, mein Sohn, recht vertraut wünsche, nähmlich diese: Entweder darf das, was wir für nützlich halten, nicht unrecht seyn; oder wenn es unrecht ist, so darf man es nicht für nützlich halten. Und wie nun? Verdient dieser Marius, oder jener erstere den Nahmen eines rechtschaffenen Mannes? Entwickele nur einmahl diesen Begriff, und untersuche die Vorstellung, die du dir von einem rechtschaffenen Manne machest. Läßt es sich von diesem gedenken, daß er aus Eigennutz andere verleumde,

vervortheile, betriege? O gewißlich nicht. Oder ist irgend etwas in der Welt von so großem Werthe, irgend ein Vortheil so wünschenswerth, daß du den Ruhm, ein rechtschaffener Mann zu heißen, dafür aufopfern möchtest? Was gibt uns denn dieser so geheißene Vortheil, wodurch wir uns für den Verlust eines guten Nahmens, und der Redlichkeit und Gerechtigkeit hinlänglich entschädiget fänden? Ob der Mensch sich in ein Thier verwandle, oder ob er mit der menschlichen Gestalt die moralische Gefühllosigkeit eines Thieres verbinde, das kommt im Grunde auf Eines hinaus.

21. Wer so seinen ehrgeizigen Absichten Recht und Pflicht aufopfern kann, der wird auch im Stande seyn, das zu thun, was ein gewisser Mann (Pompejus) that, welcher sich einen Schwiegervater (den Julius Cäsar) wählte, durch dessen unternehmende Kühnheit er empor zu steigen hoffte. Er fand es zuträglich, seine Macht so sehr als möglich zu vergrößern, und den Haß dafür einem andern aufzuladen; allein wie ungerecht gegen sein Vaterland, wie entehrend, und wie sehr zu seinem eigenen Nachtheil er daran handle, davon begriff er nichts. Er, der Schwiegervater selbst, führte immer jene bekannten Verse aus den Phönizierinnen des Euripides im Munde, welche ich übersetzen will, so gut ichs im Stande bin. Wenn mir der Ausdruck mißlingt, so wird man wenigstens den Gedanken verstehen.

Willst du das Recht verletzen — nun wohlan
So sey es da, wo's einen Zepter gilt;
In allem andern übe Pflicht und Recht.

Verwünscht sey Eteocles, oder vielmehr Euripides, der jenen die schändlichste aller Handlungen unter die Ausnahmen setzen läßt. — Und ist es denn wohl nöthig, sich nach Beyspielen von geringerem Belange umzusehen, dergleichen erschlichene Erbschaften, Prellereyen und Ränke im Handel und bey Verkäufen sind? Seht doch einen Mann, welcher es sich in den Kopf setzte, König des Römischen Volkes und Beherrscher aller Nationen zu seyn, und der es auch ausführte! Behaupten, daß ein solcher Wunsch sich mit der Moralität vertrage, das kann nur ein Unsinniger. Denn um dieses zu behaupten, muß er die gewaltthätige Zerstörung der Gesetze und der Freyheit gut heißen, muß er diese Handlung, welche unsern ganzen Abscheu verdient, für eine rühmliche That erklären. Wollte aber jemand zwar gestehen, daß es ungerecht sey, über einen Staat, der frey war und die gerechtesten Ansprüche auf Freyheit hatte, sich zum Herrscher aufzuwerfen, daß aber gleichwohl der, welcher es dahin bringen kann, dabey gewinne, so finde ich kaum die Worte, um meine Mißbilligung oder vielmehr meinen Abscheu vor einem solchen Irrwahn auszudrücken. Denn wie, um aller Götter willen, sollte es möglich seyn, daß jemand bey dem schändlichsten und entsetzlichsten Hochverrath an dem Vaterlande gewinnen könnte, gesetzt auch immer, daß der, welcher ihn begeht, von seinen unterdrückten Mitbürgern Vater genannt würde! — Es bleibt also wahr: Das moralisch Gute ist der Prüfstein des Nützlichen, und beyde sind nur nach den Worten, nicht aber nach den Begriffen verschie-

den. Freylich ist Herrschen, nach dem Urtheile des großen Haufens, das größte Glück, zu welchem ein Sterblicher gelangen kann; aber wenn ich von der Sache nach ihrer innern Beschaffenheit urtheile, so finde ich, daß es kein größeres Unglück gebe, für denjenigen nähmlich, welcher durch unrechtmäßige Mittel dazu gelangt ist. Oder kann ich wohl Angst, Bekümmerniß, tägliche und stündliche Furcht und ein Leben voll Nachstellungen ein Glück nennen?

Der Neider und der Feinde viele hat
Der Thron, der Freunde wenig,

sagt Attius. Und von welchem Throne spricht er? Von demjenigen, welcher von Tantalus und Pelops auf die rechtmäßigste Weise fortgeerbt hatte. Wie viel mehr Feinde mußte denn nicht jener König haben, welcher mit der Armee des Römischen Volkes eben dieses Volk unterdrückte, und einen nicht nur freyen, sondern über andere Völker herrschenden Staat unter das Joch der Sclaverey zwang! Und dieser Mann, welch ein beflecktes, tief verwundetes Gewissen muß er nicht gehabt haben! Kann für einen solchen Menschen das Leben wohl ein Genuß seyn, da der, welcher es ihm raubt, auf allgemeinen Dank und Ehre sicher rechnen kann? — Wenn nun aber der Besitz einer Sache, welche allem Ansehen nach das höchste Glück ist, in wie fern er durch eine moralisch schändliche und verwerfliche Handlung erworben ward, kein Gut ist, so wird wohl niemand zweifeln, daß überhaupt nichts nützlich seyn könne, was nicht moralisch gut ist.

22. So dachten und urtheilten schon unsere Vorfahren bey mehrern Gelegenheiten; so urtheilte der Consul Fabricius und der Römische Senat in dem Kriege mit dem Könige Pyrrhus. Das Römische Volk ward von dem letztern ohne Veranlassung bekriegt, und sah sich mit einem unternehmenden und mächtigen Könige in einen Kampf verwickelt, der nichts Geringeres als seine Unabhängigkeit betraf. Nun kam ein Ueberläufer von Pyrrhus in das Lager des Fabricius, und machte sich anheischig, gegen eine angemessene Belohnung, so unbemerkt, wie er gekommen war, in das feindliche Lager zurück zu kehren, und den Pyrrhus zu vergiften. Fabricius ließ den Verräther dem Pyrrhus ausliefern, und der Senat bezeigte ihm hierüber seinen Beyfall. Sehen wir hierbey einzig auf das, was nach dem Anschein und nach der Meinung des großen Haufens nützlich war, so würde ein einziger Ueberläufer diesen gefährlichen Krieg geendiget, und den Staat von einem furchtbaren Gegner befreyt haben. Aber eine schändliche und niederträchtige Handlung war es, einen Feind, mit welchem man sich um die Ehre schlug, nicht durch Tapferkeit, sondern durch Verrätherey zu besiegen. Und welches war denn wohl das Zuträglichere, so wohl für Fabricius, welcher in Rom das war, was ehemahls Aristides zu Athen, als für den Senat, welcher Nutzen und Ehre nie von einander getrennt hat — welches war das Zuträglichere für sie, mit Waffen oder mit Gift den Feind zu bekämpfen? Ist es Glanz und Ehre, um derentwillen wir nach Herrschaft

streben, so darf sie durch keine schändlichen Mittel erworben seyn, sonst fällt die Ehre weg; geht aber unsere Absicht unmittelbar auf Macht und Einfluß, so können uns diese wenig nützen, wenn sie durch Aufopferung unsers öffentlichen Credits erkauft sind. Diesem Grundsatze zu Folge war auch jener Rath des Lucius Philippus nichts weniger als nützlich, da er nähmlich vorschlug, daß gewisse Städte dem Tribute, wovon sie Lucius Sulla, mit Genehmigung des Senates, gegen Erlegung einer bestimmten Summe Geldes frey gesprochen hatte, aufs neue unterworfen seyn sollten, ohne daß ihnen die ausgelegte Summe wieder erstattet würde. Der Senat nahm seinen Vorschlag an. Welch eine Schande für den Römischen Staat! Seeräuber bleiben ihrem Worte treuer, als dieser Senat. Allein, so höre ich sagen, dieß war eine Vermehrung der Staatseinkünfte; folglich war es auch nützlich. Und wird man sich denn nimmer schämen, etwas für nützlich zu erklären, das nicht moralisch gut ist? Kann denn wohl irgend einem Staate Haß und Miß-Credit nützlich seyn, da öffentliches Zutrauen und das Wohlwollen der Verbündeten, die Grundstützen jeder Regierung sind? In dieser Rücksicht hatte ich auch mit meinem Cato manchen Streit. Er nahm sich des Aerarium und der öffentlichen Einkünfte mit eigensinniger Härte an, wollte den Pächtern nie, den Bundsgenossen selten eine Erleichterung gewähren; und doch sollten wir die letztern großmüthig, die erstern so behandeln, wie der Privatmann seinen Pachter behandelt, und zwar um so

viel mehr, je wichtiger die Harmonie der Stände für den Staat selbst ist. Eben so wenig kann ich jene Aeußerung des Curio gut heißen, welcher die Forderung der Transpadaner als billig anerkannte, aber immer hinzu setzte: Gleichwohl soll das Interesse des Staates den Ausschlag geben! Hätte er immer lieber gesagt, sie sey nicht billig, weil sie dem Interesse des Staates nachtheilig sey, statt etwas für nützlich zu erklären, wovon er die Unbilligkeit selbst anerkennen mußte.

23. Hecaton wirft in seinem sechsten Buche von den Pflichten eine Menge solcher Probleme auf, wie die folgenden sind: zum Beyspiel, ob ein rechtschaffener Mann bey einer großen Hungersnoth seinem Gesinde den Unterhalt entziehen könne? Er sucht die Gründe für und wider auf; am Ende scheint er geneigter, bey Bestimmung der Pflicht für den Nutzen, als für die Menschenliebe, zu entscheiden. Er fragt ferner: wenn bey einem Sturme das Schiff erleichtert werden müsse, ob man eher einen schlechten Sclaven als ein kostbares Pferd über Bord werfen dürfe? Das eine werden uns ökonomische Betrachtungen, das andere die Gefühle der Menschlichkeit rathen. — Wenn ein Schiff scheitert, und ein Mensch von geringem moralischen Werthe bemächtiget sich einer Planke, wird ein Weiser sie ihm entreißen? Nach Hecaton wird er es nicht thun; denn es wäre Eingriff in fremdes Eigenthum. — Allein der Besitzer des Schiffes, darf nicht dieser auf sein Eigenthum greifen? So wenig, als er jemand von der Schiffgesellschaft ins Meer werfen darf,

unter dem Vorwande, daß das Schiff sein Eigenthum sey. Denn so lange man nicht den Ort erreicht hat, für welchen das Schiff gemiethet ward, gehört es nicht dem Besitzer, sondern der Gesellschaft zu. — Allein wir setzen nur Eine Planke, zwey Schiffbrüchige, und beyde Weise, — soll sie einer dem andern zu entreißen suchen, oder der eine an den andern abtreten? Unstreitig dieß letztere; und zwar soll sie an denjenigen abgetreten werden, dessen Leben um seiner eigenen Verhältnisse, oder um des Staateswillen, den größten Werth hat. — Allein gesetzt, es fände sich in dieser Rücksicht kein Unterschied? Alsdann soll sie demjenigen, welchem sie, so zu sagen, der Zufall in die Hände spielt, freywillig überlassen werden, gleich als wenn die Sache durch das Loos entschieden wäre. — Wir setzen ferner den Fall, daß jemand einen Tempel berauben, oder sich unter der Erde zur Schatzkammer durchgraben wollte; soll der Sohn dieses dem Magistrat anzeigen? Dieß wäre unnatürlich gehandelt. Im Gegentheil soll er sich des Vaters annehmen, wenn er beschuldiget wird. Allein gehen nicht die Pflichten gegen das Vaterland allen übrigen vor? O ja! Aber es ist des Vaterlandes eigener Vortheil, Bürger zu haben, denen ihre kindliche Pflicht heilig ist. — Allein wie? wenn der Vater das Vaterland verrathen, oder sich zum Tyrannen aufwerfen will, darf der Sohn dazu schweigen? O nein. Er soll den Vater bey allem, was heilig ist, beschwören, es nicht zu thun. Und wenn dieß nichts hilft, so wird er sich Vorwürfe ja Drohungen erlauben. Zuletzt wird er

selbst den Vater aufopfern, um das Vaterland von dem Untergange zu retten. — Auch folgende Fragen wirft Hecaton auf. Wenn ein weiser und tugendhafter Mann durch ein Versehen falsche Münzen statt guter eingenommen hat, und er wird es nachher gewahr, wird er damit eine Schuld bezahlen? Diogenes meint ja, Antipater nein; und ich halte des letztern Meinung für die bessere. Jemand verkauft Wein, von dem er weiß, daß er sich nicht hält: muß er dieß anzeigen? Diogenes hält es eben nicht für nothwendig; Antipater glaubt, ein rechtschaffener Mann werde es thun. Diese und dergleichen Fragen sind, so zu sagen, die streitigen Rechtsfälle der Stoiker. Ist man beym Verkaufe eines Sclaven verpflichtet seine Fehler anzuzeigen? Es ist nicht von den Fehlern die Rede, deren Verschweigung nach dem bürgerlichen Rechte den Kauf rückgängig macht; sondern zum Beyspiel, ob einer ein Lügner, ein Spieler, ein Vielfraß oder ein Säufer sey. Der eine hält es für Pflicht, dieses anzuzeigen, der andere nicht. — Wenn jemand Messing zu verkaufen glaubt, und es ist Gold; muß man, um ein ehrlicher Mann zu seyn, dieses anzeigen, oder darf man für einen Denar kaufen, was tausende werth ist? Du siehst nun wohl, wie ich über dergleichen Fälle denke, und worin die beyden genannten Weltweisen von einander abweichen.

24. Haben Verträge und Zusagen, in wie fern sie (nach dem Ausdrucke der Prätoren) weder durch Gewalt erzwungen, noch durch List erschlichen sind, eine unbeschränkte Verbindlichkeit? Es hat jemand ein Mittel gegen die

Wassersucht unter der Bedingung erhalten, dasselbe künftig nie wieder zu gebrauchen. Die Cur schlägt an; aber nach Verlauf einiger Jahre bekommt er einen Rückfall, und derjenige, mit welchem er den Vertrag geschlossen hat, will ihm den wiederhohlten Gebrauch des Mittels nicht erlauben; was soll er thun? Es war eine Unmenschlichkeit dieß zu verweigern; und da dem andern kein Nachtheil daher zuwächst, so darf der Kranke für sein Leben und seine Gesundheit sorgen. — Laßt uns den Fall setzen, ein Weiser sey von jemanden zum Erben von hundert Millionen Sesterzien unter der Bedingung eingesetzt worden, daß er, bevor er die Erbschaft antrete, bey hellem Tage auf offenem Markte tanze. Wir nehmen an, er sey die Bedingung eingegangen, weil er ohne sie die Erbschaft nicht erhalten konnte: soll er sie erfüllen oder nicht? Man möchte wünschen, er hätte es nicht zugesagt; dieß wäre allerdings eines Mannes von Charakter würdiger gewesen. Allein da es einmahl geschehen ist, und er es höchst unanständig finden muß, auf dem Markte zu tanzen, so darf er weniger Bedenken tragen, sein Versprechen abzuläugnen, wofern er der Erbschaft entsagen will: ich nehme den Fall aus, daß er dem Staate mit diesem Gelde in einer bedrängten Lage dienen könnte; alsdann wird er auch ohne Uebelstand tanzen können, um sein Vaterland zu retten.

25. Auch diejenigen Versprechungen haben keine Verbindlichkeit, deren Erfüllung denen schädlich seyn würde, welchen man sie gethan hat. Hier ein Beyspiel aus der Mythologie.

Sol hatte seinem Sohne Phaeton
Erfüllung jeder Bitte zugesagt.
Da wünscht' er auf des Vaters Wagen sich
Empor zu heben, und ihm ward's gewährt.
Doch kaum bestieg er ihn, so stürzt' ihn Zeus
Mit seinem Bliß herab.

Wie viel besser wäre es für ihn gewesen, der Vater hätte seine Zusage nicht gehalten! Eben so die Erfüllung des Versprechens, welches Neptun dem Theseus gethan hatte. Neptun hatte ihm drey Wünsche zugestanden. Nun wünschte er unter anderm den Tod seines Sohnes Hyppolitus, auf welchen er den Verdacht eines unerlaubten Umganges mit seiner Stiefmutter geworfen hatte. Die Gewährung dieses Wunsches stürzte ihn in die tiefste Betrübniß. Und was widerfuhr dem Agamemnon, da er der Diana gelobt hatte, das Schönste zu opfern, was in demselben Jahre in seinem ganzen Reiche geboren würde? Er opferte ihr die Iphigenia; denn ein schöneres Wesen ward in demselben Jahre nicht geboren. Eher hätte er sein Gelübde brechen, als eine solche Unthat begehen sollen. Es sind also Fälle möglich, in welchen man ein Versprechen nicht halten, etwas Anvertrautes nicht zurück geben soll. Gesetzt, es hätte euch jemand bey gesundem Verstande seinen Degen in Verwahrung gegeben, und forderte ihn verrückt wieder ab, so würdet ihr fehlen, wenn ihr ihn auslieferte, und eure Pflicht thun, wenn ihr ihn verweigertet. Und gesetzt, es würde jemand, welcher Geld bey euch nieder gelegt hätte, das Vaterland bekriegen; würdet ihr es ihm ausliefern? Ich dächte wohl nicht. Es wäre ein Verbrechen gegen den

Staat, welcher uns theurer seyn soll, als alles andere. Und so wird manche Handlung, welche an sich betrachtet pflichtmäßig ist, durch die Umstände ihre Natur verändern. Es hört auf pflichtmäßig zu seyn, ein Versprechen zu halten, einen Vertrag zu erfüllen, anvertrautes Gut zurück zu geben, so bald daher nicht Nutzen sondern Schaden erwächst.

Das Gesagte mag, wie ich denke, hinreichend seyn, um das scheinbar Nützliche, welches eine unechte Klugheit auf Kosten der Gerechtigkeit zu erlangen hofft, in ein hinlängliches Licht zu setzen.

Ich habe im ersten Buche vier Quellen angegeben, aus welchen die Moralität fließt. Auf diese muß ich Rücksicht nehmen, indem ich zeige, wie wenig das, was nützlich scheint und es nicht ist, sich mit der Tugend vertrage. Von der Klugheit, von welcher die Arglist sich den Schein gibt, und von der Gerechtigkeit, welche allein immer das Nützliche begleitet, habe ich bereits geredet. Noch bleiben zwey Quellen übrig, deren die eine in Seelengröße und Erhabenheit des Geistes, die andere in der Mäßigung und Selbstbeherrschung besteht, welche unsere Handlungen und Reden beschränkt und ordnet.

26. Von Ulysses erzählen die tragischen Dichter — denn bey Homer, dessen Zeugniß hierüber vom größten Gewichte ist, findet sich davon keine Spur — die tragischen Dichter, sage ich, beschuldigen den Ulysses, daß er sich wahnsinnig gestellt habe, um den Zug nach Troja nicht mitmachen zu müssen. Dieß macht ihm in der That wenig Ehre. Aber — möchte man vielleicht sagen — es war denn doch ein Glück

für ihn, auf Ithaca zu herrschen, und ruhig im Schooße der Eltern, der Gattinn und des Sohnes leben zu können. Oder ist wohl der größte Ruhm, der durch tägliche Mühseligkeiten und Gefahren erkauft ward, mit einer solchen Ruhe zu vergleichen? — Eine schändliche und verächtliche Ruhe nenne ich das; und da sie sich mit der Pflicht nicht vertrug, so kann ich auch unmöglich ein Glück darin finden. Was hätte Ulysses nicht hören müssen, wenn er in jener Verstellung beharrt wäre, da Ajax ihm, ungeachtet so mancher glänzenden That, die er in diesem Kriege verrichtet hatte, dennoch solche Vorwürfe macht?

Den Eid, zu dem er uns, ihr wißt es alle,
Zuerst verband, hat er allein gebrochen.
Er spielte den Verrückten, weigerte
Sich standhaft mitzuziehn; und hätte nicht
Des klugen Palamedes scharfer Geist
Die frevelhafte Tücke bald enthüllt,
So würd' er jetzt und immer treulos sich
Dem heil'gen Bund entziehn.

Wahrhaftig ihm war es zuträglicher, nicht nur mit den Feinden, sondern, was in der That sein Schicksal war, mit den Wogen zu kämpfen, als das zum Kriege gegen die Ausländer vereinigte Griechenland im Stiche zu lassen. Allein laßt uns statt mythologischer Geschichten und auswärtiger Beyspiele Thatsachen aus unserer eigenen Geschichte anführen. Marcus Attilius Regulus ward in seinem zweyten Consulate von dem Lacedämonier Xantippus, welcher als Unterbefehlshaber unter Hamilcar, Hannibals Vater, diente, in Africa durch einen Hinterhalt gefangen

genommen, und bald darauf nach Rom an den Senat abgesandt, mit der eidlichen Verpflichtung, sich wieder in Karthago zu stellen, wofern er die Loslassung einiger vornehmen Karthaginenser nicht auswirken könnte. Er kam nach Rom, und da both sich ihm sogleich ein scheinbarer Vortheil an, den er aber, wie der Ausgang zeigt, für ein Scheingut erklärte. Und welcher war es? Dieser: in seinem Vaterlande zu bleiben, in seiner Heimath mit Gattinn und Kindern zu leben, den erlittenen Schlag als ein ganz gewöhnliches Ereigniß des Kriegsglückes anzusehen, und der Früchte seiner consularischen Würde ferner zu genießen. Wer wird es läugnen, daß dieß ein Vortheil gewesen wäre? — Wer es läugne? Die Seelengröße und die Tapferkeit läugnen es.

27. Verlangen wir eine wichtigere Autorität als diese? Sie, diese Tugenden, kennen keine Furcht, setzen sich über alle menschlichen Zufälle weg, und achten nichts für unerträglich, was einem Menschen widerfahren kann. Und was that nun Regulus? Er trat in den Senat, entledigte sich seines Auftrages, und weigerte sich seine Stimme zu geben; denn, sagte er, so lange ihn der dem Feinde geleistete Eid verpflichte, so lange sey er nicht Senator. Ja er ging so weit (o des Thoren! — wird mancher sagen — der seinen eigenen Vortheil mit Gewalt von sich stieß!) er erklärte so gar die Auswechselung der Gefangenen für nachtheilig; denn, sagte er, jene seyen junge Männer und gute Officier, er ein abgelebter Greis. Sein Rath ward angenommen; man löste die Gefangenen nicht aus, und

er kehrte nach Karthago zurück. Weder die Anhänglichkeit an sein Vaterland noch an die Seinigen konnte ihn zurück halten. Er wußte es sehr wohl, daß er zu einem grausamen Feind zurück kehre, wo die ausgesuchtesten Martern auf ihn warteten; allein er hielt es für Pflicht, seinem Eide getreu zu bleiben. Ungeachtet man ihn durch erzwungenes Wachen zu Tode quälte, so war sein Loos dennoch erträglicher, als wenn er, ein Greis, und mit der consularischen Würde bekleidet, als Kriegsgefangener und als eidbrüchiger Mann in Rom geblieben wäre. — Aber ein Thor war er denn doch, daß er nicht nur der Meinung war, daß man die Gefangenen nicht auslösen sollte, sondern auch diese Meinung durchzusetzen suchte. — Und wie? Ein Thor, wenn diese Meinung dem Staate zuträglich war? Kann irgend einem Bürger etwas nützlich seyn, das dem Staate schädlich ist?

28. Das Nützliche von dem moralisch Guten trennen, heißt die Grundgesetze der Natur zerstören. Denn jeder Mensch fühlt einen natürlichen Hang und Trieb nach dem, was er für nützlich hält, und dieser Trieb ist unwiderstehlich. Oder wer wird wohl das Nützliche meiden, und nicht im Gegentheil mit allem Eifer darnach streben? Nun aber findet sich das Nützliche nirgends, als bey dem, was lobenswürdig, edel und moralisch gut ist; und deßwegen stehen diese Dinge oben an. Das Nützliche ist ein Ausdruck, den man aus Noth erfunden hat, und welcher das Edle, das in jenen Begriffen liegt, nicht erschöpft. — Und was liegt denn, wird vielleicht jemand sagen, in einem

Eidschwur so Wichtiges? Fürchten wir etwa den Zorn des Jupiters? Kommen doch alle Philosophen darin überein, so wohl diejenigen, welche behaupten, daß die Gottheit weder sich selbst etwas zu thun mache noch auch in die Angelegenheiten anderer Wesen sich mische, als diejenigen, nach deren Meinung sie immer thätig und wirksam ist, daß sie weder zürnen noch schaden könne. Und gesetzt auch — hätte wohl der erzürnte Jupiter dem Regulus mehr schaden können, als er sich selbst schadete? Religiöse Betrachtungen sind es also nicht, welche einen so auffallenden Vortheil in einem Lichte zeigen, das ihn verwerflich macht. — Aber moralische? Allein fürs erste heißt es mit Recht: Von mehrern Uebeln wähle man das kleinste. Und war denn die Immoralität, welche Regulus im entgegengesetzten Falle beging, ein so großes Uebel als jene Martern? Was wir ferner bey Attius lesen:

Du brichst dein Wort? — Mein Wort?
Treulosen gab ich's nie, noch werd' ich's geben,

das ist sehr bündig gesprochen, wenn gleich ein ruchloser König es sagt. Die Gegner unsers Systems setzen noch hinzu: gerade so wie wir behaupten, daß manches nützlich scheine, ohne es zu seyn, so scheine auch, nach ihrer Behauptung, manches moralisch gut, ohne es zu seyn. So zum Exempel scheine es wohl eine moralisch gute Handlung, wenn jemand, um seinen Eidschwur nicht zu brechen, dahin zurück kehre, wo er unausbleiblichen Martern entgegen sehe; allein in unserm Falle sey sie es darum nicht, weil ein vom Feinde mit Gewalt abgenöthigtes Versprechen

keine Verbindlichkeit haben könne. Endlich fügen sie noch hinzu: wenn etwas in hohem Grade nützlich sey, so werde es gerade dadurch moralisch gut, wenn es dasselbe auch gleich an sich nicht war. Dieß sind die Einwendungen, welche man dem Betragen des Regulus gewöhnlich entgegen setzt. Laß uns sie der Ordnung nach prüfen.

29. Er hatte, sagen sie, weder den Zorn noch die Rache Jupiters zu fürchten; denn die Gottheit kann weder zürnen noch schaden! Eine Vorstellung, die nicht bloß gegen Regulus, sondern gegen den Eid überhaupt beweisen würde. Allein bey dem letztern hat man nicht so wohl darauf zu sehen, ob dabey etwas zu fürchten, als welche Verpflichtung er uns auflege. Nun ist der Eid eine religiöse Betheurung; und jede feyerliche Zusage, wobey man gewisser Maßen die Gottheit zum Zeugen anruft, ist verbindend. Denn hier kommt nicht der Zorn der Gottheit, welcher sich nicht gedenken läßt, sondern das Recht und die Natur der Zusage in Betrachtung. Wie schön sagt in dieser Rücksicht Ennius!

O milde Treu, beschwingte! und du Schwur
Des großen Zeus!

Wer also gegen den Eid sündiget, der sündiget gegen die Treue, deren Bildsäule unsere Vorfahren, wie Cato sagt, (mit Absicht) ihren Platz im Capitolium neben der Bildsäule des großen und guten Jupiter bestimmt haben. — Allein, sagen sie ferner, selbst der erzürnte Jupiter hätte dem Regulus nicht mehr schaden können, als er sich selbst

schadete. In der That, wenn es kein anderes Uebel gäbe, als physisch schmerzhafte Empfindungen! Nun aber gibt es Weltweise von vorzüglich großem Ansehen, welche behaupten, daß der Schmerz nicht nur nicht das größte Uebel, sondern daß er kein Uebel sey; und ich bitte sehr in Regulus einen gewiß nicht gemeinen, sondern vielleicht den wichtigsten Gewährmann für diese Behauptung ja nicht zu verachten. Oder könnten wir wohl eine wichtigere Gewährschaft verlangen, als die eines der ersten Männer in Rom, welcher aus Achtung für seine Pflicht der größten Marter sich freywillig unterzog? — Was nun das betrifft, daß sie sagen, man müsse unter mehrern Uebeln das kleinste wählen, das heißt, wie sie es verstehen, lieber lasterhaft als zu seinem Nachtheile handeln; so frage ich, ob es ein größeres Uebel gebe, als das Laster? Wenn Häßlichkeit schon in einem ungestalten Körper Mißfallen erregt, um wie viel mehr muß es die moralische Häßlichkeit einer mißgestalteten Seele thun! Dieß ist so auffallend, daß unter den Weltweisen diejenigen, welche am nachdrücklichsten von der Sache sprechen, gerade zu behaupten, daß das Laster das einzige Uebel sey. Andere hingegen gehen zwar nicht so weit; aber dennoch stehen sie nicht an, es für das größte aller Uebel zu erklären. — Was nun ferner jenen Vers des Attius betrifft,

Ich gab mein Wort
Treulosen nie, noch werd' ich's jemahls geben,

so ist das ganz recht bey einem Dichter, welcher den Atreus aufführt und ihn charaktermäßig muß sprechen lassen. Al-

lein wenn sie mit dieser Anführung wirklich so viel sagen wollen, daß eine Zusage, die man einem treulosen Menschen gethan hat, keine Verbindlichkeit habe, so fürchte ich sehr, sie möchten dem Meineid dadurch eine Hinterthür öffnen. Es gibt auch ein Recht unter Krieg führenden, und auch gegen Feinde ist eine eidliche Zusage bindend. Jeden Eid, den man in der Ueberzeugung, daß er rechtmäßig sey, geschworen hat, ist man verbunden zu halten. Ohne diese Ueberzeugung findet kein Meineid Statt, wenn gleich der Eid nicht erfüllt wird. Gesetzt man würde, zum Beyspiel, Seeräubern das für die Loslassung versprochene Lösegeld nicht bezahlen, so würde das kein Betrug zu nennen seyn, wenn man es auch gleich eidlich versprochen hätte. Denn ein Seeräuber ist kein Feind der gewöhnlichen Art; er ist ein Feind des gesammten Menschengeschlechtes; und mit einem solchen Menschen verbindet uns weder Zusage noch Eid. Denn nicht, schwören und es nicht halten, sondern das nicht halten, was man, nach dem Ausdrucke der bey uns gewöhnlichen Eidesformel, von Herzensgrunde beschworen hat, das nenne ich meineidig seyn. In diesem Sinne sagt irgendwo Euripides ganz recht:

Die Zunge schwur;
Mein Herz weiß von dem Eide nichts.

Nun durfte Regulus durchaus nicht die nach dem Kriegsrecht mit dem Feinde eingegangenen und abgeschlossenen Verträge durch Meineid brechen. Denn er hatte es mit einem Feinde zu thun, welcher einen ordentlichen Krieg führte, und ein solcher Feind konnte das ganze Fetial-

Recht nebst vielen andern Rechten gegen uns geltend machen. Wenn dieß nicht wäre, würde wohl der Senat mehrere angesehene Feldherren dem Feinde gebunden überliefert haben?

30. Dieß geschah zum Beyspiel mit den Consuln Titus Veturius und Spurius Postumius. Beyde wurden den Samniten ausgeliefert, weil sie mit diesen nach der unglücklichen Schlacht bey Kaudium, wo unsere Legionen unter dem Joche durchgeführt wurden, ohne Genehmigung des Senates und des Volkes einen Frieden geschlossen hatten. Zum Beweise, daß man diesen Frieden durchaus verschmähe, wurden auch die Volks-Tribunen Tiberius Numicius und Quintus Mälius, welche dazu gerathen hatten, ausgeliefert. Und, was noch mehr ist, Postumius selbst, einer der Auszuliefernden, war es, welcher auf die Auslieferung antrug und sie betrieb. Ein gleiches that lange nachher Cajus Mancinus, welcher ohne Vollmacht einen Frieden mit den Numantinern abgeschlossen hatte. Er selbst unterstützte den Vorschlag zu seiner Auslieferung, welchen Lucius Furius und Sextus Atilius mit Genehmigung des Senates vorgelegt hatten. Der Vorschlag ward angenommen, und Mancinus ausgeliefert. Wie viel schöner war dieß, als was Quintus Pompejus that, der in einem ähnlichen Falle durch sein Bitten es erhielt, daß der Vorschlag zur Auslieferung verworfen ward! Bey dem letztern siegte die Vorstellung eines scheinbaren Vortheiles über Pflicht und Ehre, bey den erstern diese über jene. — Allein, sagt man, ein mit Gewalt abgenöthigtes Verspre-

chen hätte man nicht als gültig ansehen sollen. — Als wenn es auch möglich wäre, einem wahrhaft tapfern Mann etwas durch Gewalt abzunöthigen! — Was brauchte er aber nach Rom und in den Senat zu gehen, wenn er doch einmahl die Auswechselung der Gefangenen mißrathen mußte? — Gerade das Schönste an seinem ganzen Betragen ist es, was ihr tadelt. Er handelte hierin nicht nach eigener Willkühr, übernahm die Sache des Staates, und überließ dem Senate die Entscheidung. Wäre er diesem nicht mit seinem Rathe vorgegangen, wahrlich so hätte man den Puniern die Gefangenen zurück gegeben, und Regulus wäre ganz ruhig und ungekränkt in Rom geblieben. Allein weil er dieses für das Vaterland nicht vortheilhaft fand, so hielt er es für seine Pflicht, so zu denken, wie er dachte, und zu dulden, was er duldete. — Endlich sagen sie, was im hohen Grade nützlich sey, das werde eben dadurch moralisch gut. — Es werde? — Es sey, so sollten sie sagen. Denn nichts ist nützlich, als was moralisch gut ist, und nichts darum moralisch gut, weil es nützlich ist; sondern was nützlich ist, ist es deßwegen, weil es moralisch gut ist. — Kurz, unter so vielen bewundernswürdigen Beyspielen von Seelengröße wird man nicht leicht ein schöneres und glänzenderes aufweisen können, als die Geschichte des Regulus.

31. Gleichwohl ist es eigentlich nur ein einziger Umstand in der ganzen Geschichte des Regulus, welcher unsere Bewunderung verdient; nähmlich dieser, daß er die Auslösung der Gefangenen widerrieth. Denn daß er nach Karthago

zurück kehrte, dieß kann nur uns bewundernswürdig scheinen; ihm war es nach dem Geiste der damahligen Zeit unmöglich, anders zu handeln. Was also hierin lobenswürdiges liegt, das kommt nicht auf Rechnung des Menschen, sondern der Zeit. Denn nach der Denkensart unserer Vorfahren war keine Zusage bindender als diejenige, wozu man sich durch einen Eid verpflichtet. Beweise davon findet man in den Gesetzen der zwölf Tafeln, in den so geheißenen legibus sacratis, oder in den mit dem Tode des Uebertreters sanctionirten Gesetzen, in den Bündnissen, durch welche die auch dem Feinde gethane Zusage bestätiget wird, und endlich in den Ahndungen und Bestrafungen der Censoren, welche über kein Vergehen geflissener als über die Verletzung des Eides wachten. — Man erwäge auch folgendes Beyspiel: Lucius Manlius, der Sohn des Aulus, ward nach niedergelegter Dictatur von dem Volks-Tribun Marcus Pomponius zur Rechenschaft gefordert, weil er sich selbst die Dictatur um wenige Tage verlängert hatte. Zugleich ward es ihm zum Verbrechen gemacht, daß er seinen Sohn Titus, welcher nachher den Zunahmen Torquatus erhielt, aus der menschlichen Gesellschaft entfernt, und gleichsam auf das Land verwiesen hätte. Kaum erfuhr es der junge Manlius, daß man seinen Vater in unangenehme Händel verwickelt habe, als er eilends nach Rom kam, und sich mit Anbruch des Tages bey Pomponius melden ließ. Dieser glaubte, daß der Jüngling mit Klagen über den Vater, mit dem er sich abgeworfen habe, einkommen werde, kleidete sich an, und

ließ ihn ganz allein zu sich ins Zimmer kommen. Gleich beym Eintritt zog jener den Degen, und schwor, den Volks-Tribun auf der Stelle nieder zu machen, wofern er ihm nicht eidlich verhieße, von der Klage gegen seinen Vater abzustehen. Vom Schrecken überwältiget, leistete Pomponius den Eid. Er trug die Sache dem Volk vor, unterrichtete es von den Gründen, die es ihm unmöglich machten, den Prozeß länger zu betreiben, und stand von der Klage gegen den Manlius ab. Ein so großes Gewicht legte man damahls auf einen Eidschwur. Dieser Titus Manlius war eben derjenige, welcher beym Fluß Anio einen Gallier, der ihn heraus gefordert hatte, im Zweykampf erlegte, und von der Halskette, die er ihm abnahm, den Zunahmen Torquatus erhielt: eben derselbe, welcher in seinem dritten Consulate die Lateiner bey Veseris überwand, und in die Flucht schlug. In der That ein großer Mann, der sich eben so sehr durch ungewöhnliche Nachgiebigkeit gegen den Vater, als durch unerbittliche Strenge gegen den Sohn auszeichnete!

32. Allein so wie Regulus alles Lob dafür verdienet, daß er seinem Eidschwur getreu blieb, so tadelnswürdig sind hingegen jene zehen Römer, welche Hannibal nach der Schlacht bey Cannä an den Senat absandte, nachdem er sie in eidliche Verpflichtung genommen hatte, in das von den Puniern eroberte Lager zurück zu kehren, wofern sie die Auslösung der Gefangenen nicht zu Stande bringen könnten. Ich meine diejenigen aus ihnen, welche nicht zurück kehrten; denn die Nachrichten treffen in diesem Puncte

nicht zusammen. Nach dem Berichte des Polybius, eines der bewährtesten Geschichtschreiber, kehrten von den zehen Abgesandten, welche alle aus den angesehensten Familien waren, neun, nachdem ihr Antrag von dem Senate verworfen worden war, zurück; und ein einziger, welcher gleich nach seinem Austritt aus dem Lager, unter dem Vorwande etwas vergessen zu haben, dahin umgekehrt war, blieb in Rom zurück. Er deutete jene Rückkehr ins Lager so, daß er dadurch seines Eides entlediget wäre. Ganz irrig! Denn ein betrügerischer Kniff hebt den Meineid nicht auf, er macht ihn im Gegentheil noch schwärzer. Dieß war also nichts als eine dumm ausgesonnene List, die sich hinter der Maske der Klugheit zu verstecken suchte. Daher beschloß auch der Senat, daß dieser arglistige Betrüger dem Hannibal gebunden ausgeliefert werden sollte. — Allein besonders merkwürdig ist folgender Zug. Acht tausend Mann, welche weder im Treffen noch auf schändlicher Flucht gefangen wurden, sondern von den Consuln Paullus und Varro im Lager zurück gelassen worden, fielen dem Hannibal in die Hände. Diese konnten vermittelst einer unbeträchtlichen Summe Geldes los gekauft werden; allein der Senat beschloß, daß es nicht geschehen sollte, damit unsere Krieger wüßten, daß sie keine andere Wahl hätten, als entweder zu siegen oder zu sterben. Der oben genannte Geschichtschreiber berichtet, diese Nachricht habe den Hannibal erschüttert, da er sah, daß der Senat und das Volk der Römer in einer so bedrängten Lage so viel Erhabenheit des Geistes bewiesen. Dieses Beyspiel mag zeigen,

wie wenig ein scheinbarer Nutzen die Vergleichung mit dem wirklich Schönen und Guten aushält. — Nach dem Acilius, welcher diese Geschichte in Griechischer Sprache geschrieben hat, kehrten mehrere von jenen zehn Römern ins Lager zurück, sich so ihres Eides zu entledigen, und alle mußten dafür von den Censoren die kränkendsten Beschimpfungen erdulden. Doch ich breche hier ab. Denn es ist nun, sollte ich denken, einleuchtend, daß, wer furchtsam, niedrig, kleinmüthig und zaghaft handelt — und das hätte Regulus gethan, wenn er in Rücksicht der Gefangenen sein eigenes Interesse und nicht den Nutzen des Staates berathen hätte, oder in Rom zurück geblieben wäre — es ist einleuchtend, sage ich, daß, wer so handelt, nie zu seinem wahren Vortheil handeln kann, weil er schändlich, niederträchtig und moralisch schlecht handelt.

33. Noch bleibt mir die vierte Quelle des moralisch Guten übrig, welche Wohlstand, Mäßigung, Sittsamkeit, Enthaltsamkeit und Selbstbeherrschung in sich begreift. Und kann wohl irgend etwas nützlich seyn, welches dem Chore so edler Tugenden entgegen steht? Gleichwohl haben die Cyrenaischen Weltweisen, deren Stifter Aristippus ist, und die Anhänger des Anniceris das sinnliche Vergnügen für das einzige Gut, und die Tugend nur darum für wünschenswerth erklärt, weil sie jenes bewirke. Zwar ist diese Schule nun ganz vergessen; aber ihr System hat an Epicur einen Erben und Vertheidiger gefunden, welcher nicht geringes Aufsehen macht. Mit diesen Leuten müssen wir, um mich so auszudrücken, aufs Blut kämpfen, wenn

es uns ein Ernst ist, die Sache der Moralität zu behaupten. Denn wenn, wie Metrodorus behauptet, nicht nur das, was wir insgemein Nutzen heißen, sondern die Glückseligkeit des Lebens überhaupt auf einem gesunden und wohl organisirten Körper, und auf der gegründeten Hoffnung seiner Dauerhaftigkeit beruhet, so wird wahrlich dieses Gut, welches nach dem Urtheile jener Weltweisen das größte ist, mit Pflicht und Moralität sehr oft ins Gedränge kommen. Oder wie fände fürs erste bey diesem System die Klugheit ihre Stelle? Soll sie überall auf angenehme Empfindungen lauern? Die Tugend eine Dienerinn der Wollust — welche erniedrigende Sclaverey! Und wie soll die Klugheit hierbey ihre Thätigkeit äußern? Etwa so, daß sie unter den sinnlichen Vergnügen mit Einsicht wähle? Diese Beschäftigung sey auch die angenehmste von der Welt, so ist es die schändlichste, die sich nur gedenken läßt. — Wie kann ferner bey einem System, welches den Schmerz für das größte Uebel erklärt, die Tapferkeit Statt finden, sie, welche in Verachtung schmerzhafter und unangenehmer Empfindungen besteht? Mag man doch in den Schriften Epicurs hin und wieder so ziemlich mannhafte Aeußerungen über den Schmerz finden, wie man sie wirklich findet; ich frage nicht, was er sage, sondern was ein Mann, welcher kein Gut, als das sinnliche Vergnügen, kein Uebel kennt, als den Schmerz, um consequent zu seyn, sagen müsse. So sagt er zum Beyspiel an verschiedenen Orten wohl manches über die Enthaltsamkeit und Selbstbeherrschung, das sich sehr gut hören läßt; aber am Ende kann

er sich denn doch nicht aus der Sache heraus finden. Denn wie kann wohl der die Selbstbeherrschung empfehlen, welcher das höchste Gut in dem sinnlichen Vergnügen setzt, da diese Tugend eine Feindinn der Lüste ist, welche nach dem sinnlichen Vergnügen jagen? Gleichwohl sophistisiren diese Weltweisen über diese drey Tugenden nicht ganz unfein. Sie sprechen von der Klugheit, als von der Kunst, angenehme Empfindungen herbey zu schaffen, und schmerzhafte zu entfernen. Auch in Ansehung der Tapferkeit wissen sie sich so ziemlich aus der Sache zu ziehen: sie lehre uns, heißt es, den Tod verachten, und die Schmerzen ertragen. Was endlich die Selbstbeherrschung betrifft, so helfen sie sich auch da noch, so gut sie können, aber freylich ein wenig gezwungen, durch. Sie sagen, der höchste Grad des sinnlichen Vergnügens bestehe in der gänzlichen Vermeidung sinnlicher Unlust. Aber um die Gerechtigkeit steht es mißlich, oder vielmehr, sie ist ganz verloren, so wie alle die Tugenden, deren Wirksamkeit sich in den mancherley Beziehungen des gesellschaftlichen Lebens äußert. Denn es findet weder Güte, noch Freygebigkeit, noch ein menschenfreundliches Betragen, und eben so wenig Freundschaft Statt, so bald wir bey diesen Tugenden etwas, das außer ihnen liegt, so bald wir dabey sinnliches Vergnügen oder Nutzen bezwecken. Um mich kurz zu fassen: so wie ich gezeigt habe, daß das, was sich mit der Moralität nicht verträgt, unmöglich nützlich seyn könne, eben so gewiß ist es, daß das sinnliche Vergnügen (als höchstes Principium unsers Handelns) mit der Moralität sich durch-

aus nicht vertragen könne. Um so viel weniger kann ich die Bemühungen eines Callipho und Dinomachus gut heißen, welche den Streit dadurch beyzulegen glaubten, daß sie sinnliche Lust und Moralität, wie Mensch und Thier, zusammen kuppelten — eine Vereinigung, wogegen sich die letztere mit aller Macht sträubt. Das höchste Gut muß über dieß nothwendig etwas Einfaches seyn; es kann nicht aus ungleichartigen Dingen bestehen, welche vermischt, und so zu sagen in einander verflochten werden. Doch davon spreche ich an einem andern Orte ausführlicher, wie es die Wichtigkeit der Materie verdient. Ich kehre zu meinem Gegenstand zurück. Wie man bey jeder Collision eines scheinbaren Nutzens mit Pflicht und Moralit sich zu verhalten habe, das habe ich in dem Vorhergehenden in ein hinlängliches Licht gesetzt. Will man nun auch das sinnliche Vergnügen für eine Art des scheinbaren Nutzens halten, so bleibt es dennoch wahr, daß sie sich mit der Moralität nicht vereinigen läßt. Wenn wir übrigens auch dem sinnlichen Vergnügen einen Werth zugestehen wollen, so mag es derjenige seyn, welchen die Würze für die Speise hat; ein wahrer Nutzen ist es niemahls.

Und nun empfange, lieber Marcus, von deinem Vater ein in meinen Augen nicht unbeträchtliches Geschenk. Zwar wird der Werth desselben von dem Gebrauche abhangen, welchen du davon machen wirst. Immer wirst du diesen drey Büchern unter den Schriften des Cratippus, als Fremdlingen, einen Platz gönnen. Wäre ich

selbst nach Athen gekommen, (und dieß würde geschehen seyn, wenn mich nicht das Vaterland mit lauter Stimme von der bereits beschlossenen Reise abgerufen hätte) so würdest du auch einmahl meinen Unterricht vernehmen. Da er dir nun aber in diesen Büchern ertheilt wird, so wirst du diesen so viel Zeit schenken, als du erübrigen kannst; und Zeit wirst du immer finden, wenn es dir an Lust nicht fehlt. Wenn ich sehe, daß du an dieser Gattung wissenschaftlicher Bemühungen Geschmack findest, so werde ich, wie ich hoffe, nächstens dich mündlich und bis dahin schriftlich unterhalten. Und nun lebe wohl, mein lieber Cicero! und sey von meiner zärtlichen Liebe überzeugt. Sie wird sich noch vermehren, wenn du an Werken dieser Art Geschmack findest.

Philologisch critische

Anmerkungen.

§. 7. Und hier muß ich — — zum Voraus bestimmen, was ich unter Pflichten verstehe. Es ist offenbar, daß Cicero hier eine allgemeine Erklärung der Pflicht erwarten läßt, ungeachtet weder hier noch im Verfolge eine solche gegeben wird. Dieß mußte ganz natürlich auf zwey Vermuthungen leiten: entweder daß durch die Nachlässigkeit der Copisten eine Lücke im Text entstanden sey; oder daß Cicero, nachdem er für gut befunden, die Abtheilung der Abhandlung selbst und der verschiedenen Arten von Pflichten voran gehen zu lassen, am Ende sich seines Versprechens nicht mehr erinnert habe. Ich trage um so viel weniger Bedenken, der zweyten Meinung beyzutreten, weil die häufigen Spuren der Eilfertigkeit, womit Cicero seine philosophischen Schriften verfertiget hat, ein solches Versehen nur allzu wahrscheinlich machen. Die Gründe, welche man anführt, um den Mangel einer eigentlichen Definition zu rechtfertigen, halten die Prüfung nicht aus. Ich begreife nicht, was Manutius und Michael Heusinger damit wollen, daß sie behaupten, da es verschiedene Arten von Pflichten gebe, so finde keine allgemeine Erklärung Statt: als wenn nicht zuletzt alle Species sich unter einem Genus vereinigen müßten. Friedrich Heusinger glaubt, daß die Partition selbst die Stelle der Definition vertreten könne. Nun

gibt es freylich eine Definitio partitionis oder divisionis, wie Cicero selbst Topic. 5. lehrt. Aber um Definition zu seyn, muß auch diese die notas generis mit den notis formarum verbinden. Um bey dem Beyspiele zu bleiben, welches man in der angeführten Stelle findet, wenn gesagt wird: Abalienatio est ejus rei, quae mancipii est, aut traditio alteri nexu, aut in jure cessio inter eos, inter quos ea jure civili fieri possunt, so liegt die allgemeine Definition in den Worten, *traditio ejus rei, quae mancipii est, inter eos, inter quos ea jure civili fieri possunt.* Allein wenn es hieße: Abalienatio duplex est; alia nexu fit, alia in jure cessione, so würde dieß nicht länger eine Definition, sondern bloße Abtheilung seyn. Die Anwendung auf unsere Stelle macht sich von selbst. — Daß Cicero wirklich die Absicht gehabt habe, eine eigentliche Erklärung der Pflicht voran zu stellen, das kann um so viel weniger bezweifelt werden, da er an so manchem Orte dieses, gerade so wie hier, für ein unumgängliches Erforderniß jeder gründlichen Untersuchung erklärt, ohne ein einziges Mahl die Definition selbst schuldig zu bleiben. Man vergleiche de orat. I, 48. de finib. II, 1. Orat. 33. [Ueber Vergeßlichkeiten des Cicero siehe zu de fato p. 2. B.]

S. 11. Hieraus ergibt es sich, daß auch Wahrheit, Einfalt und Lauterkeit in dem Charakter, der Natur des Menschen vorzüglich angemessen sey. — Herr Garve äußert über den Sinn dieser Stelle und ihre logische Verbindung mit dem, was

vorher geht, vielfältige Zweifel. „Der Schluß, den Cicero „macht, (dieß sind seine Worte) weil jeder Mensch „Wißbegierde hat, die ihn zur Untersuchung „der Wahrheit antreibt: so ist das Wahre, „Aufrichtige, Einfache (verum, simplex, since-„rumque) mit seiner Natur näher verwandt: — „was soll dieser Schluß eigentlich sagen? Soll unter „simplex, sincerum nicht mehr verstanden werden, als „die Reinigkeit, Lauterkeit der Begriffe; in so fern sie „nicht mit fremden und also unrichtigen vermischt sind: „so enthält die Schlußfolge nichts Neues; so ist sie im „Grunde mit dem Vordersatze, — der Mensch sucht „Wahrheit und Wissenschaft, einerley. Soll „simplex, sincerum etwas bedeuten, das sich auf den „Willen, die Neigungen, die Handlungen im gesellschaft„lichen Verkehr bezieht; redet die Schlußfolge von der „moralischen Aufrichtigkeit und Einfalt: so sagt sie zu „viel, und kann aus den Vordersätzen nur durch die Aehn„lichkeit der Nahmen hergeleitet werden.„ Die Untersuchung, wie es gekommen seyn möge, daß Cicero Begriffe, welche so weit von einander abgehen, verwechselt habe, leitet Herrn Garve auf Bemerkungen, welche zwar ungemein lehrreich, aber hier wenigstens überflüssig sind. Daß jene Worte in demjenigen Sinne genommen werden müssen, in welchem Herr Garve sie nimmt, davon enthält eine Parallel-Stelle *de finib.* II, 14. einen entscheidenden Beweis. Quoniam, heißt es, eadem natura cupiditatem ingenuit homini veri inveniendi, quod facillime appa-

ret, quum vacui curis, etiam quid in coelo fiat, scire avemus; his initiis inducti omnia vera diligimus, id est fidelia, simplicia, constantia; tum vana, falsa, fallentia odimus, ut fraudem, perjurium, malitiam, injuriam. Allein wie kann nun Cicero daraus, daß dem Menschen der Trieb die Wahrheit zu erforschen eingepflanzt sey, die Folge ziehen, daß er auch moralische Wahrheit, das ist, Wahrhaftigkeit, Aufrichtigkeit und Einfalt im Reden und Handeln liebe? „Die nach Wahrheit suchenden Leute, „so sagt Herr Garve, sind gemeiniglich auch wahr re„dende Leute in ihrem Umgange: das heißt, sie werden „nicht leicht, aus Leichtsinn, aus bloßer Eitelkeit, selbst „nicht aus Scherz, Lügen sagen. Aber wie dann, wenn „eine Leidenschaft sie beherrscht, welche ihrem natürlichen „Hange Gewalt anthut? Hier sehe ich eine Kluft, wel„che die Aufrichtigkeit von der Wahrheitsliebe trennt, „und die ich nicht auszufüllen weiß.„ Der Knote, welchen Herr Garve hier finden will, liegt nicht in Cicero; er ist von ihm selbst geschürzt. Cicero sagt nicht, daß dem Menschen von Natur ein Trieb eingepflanzt sey, die Wahrheit zu reden, und sich selbst in seinem ganzen Thun offen und ohne Schminke zu zeigen; er sagt nur, daß Wahrheit, Einfalt und Lauterkeit seiner Natur vorzüglich angemessen sey, oder, wie er sich de finibus bestimmter erklärt, daß wir diese moralischen Eigenschaften, versteht sich an andern so wohl, als an uns selbst, ehren und schätzen, und die entgegen stehenden Fehler hassenswerth finden.

Diese Bemerkung ist, wie ich denke, richtig, und ihre Allgemeinheit leidet dadurch, daß es Menschen gibt, welche in ihrem Betragen diese natürliche Empfindung zu verläugnen scheinen, keine Einschränkung. Denn es ist etwas anderes, die Vernunftmäßigkeit und Gültigkeit einer moralischen Vorschrift anerkennen, und etwas anderes, sie in seinem Thun und Lassen befolgen. In so weit, dünkt mich, ist der Sinn dieser Stelle gerechtfertigt. Noch fragt es sich, ob dieser Gedanke aus dem, was vorher geht, richtig gefolgert werde? Die Verbindung scheint mir sehr natürlich und ungezwungen zu seyn. Wenn der Mensch an Erkenntniß und Wahrheit überhaupt Vergnügen findet; wenn Irrthum und Täuschung ihm zuwider sind, so wird dieß nicht bloß von andern Gegenständen der Erkenntniß, sondern auch, und zwar in vorzüglichem Grade, von der Erkenntniß des menschlichen Herzens gelten. Vorsetzliche Täuschung, Trug und Verstellung müssen ihm also auch nothwendig Mißvergnügen verursachen, indem sie ihm den Weg zu richtiger Einsicht und Beurtheilung des Charakters oder der gegenwärtigen Gemüthslage anderer Menschen verschließen.

S. 12. Oder in der Regelmäßigkeit und Beschränkung aller unserer Handlungen und Reden, wodurch die Tugend der Mäßigung und der Selbstbeherrschung sich äußert. — Die Urschrift sagt: in omnium quae fiunt, quaeque dicuntur, ordine et modo, in quo inest modestia et temperantia. Dieß hat Herr Garve so übersetzt: „Durch Ordnung,

„Ziel und Maß in allem, was wir sagen und thun, wozu „die Mäßigung der Begierden und die Beherrschung der „Leidenschaften nothwendig ist.„ Dagegen erinnerte ich in der Bibliothek der neuesten Litteratur, daß modestia und temperantia das Definitum, die Worte omnium, quae fiunt cet. die Definition wären; und daß folglich in quo inest nichts anders bedeuten könnte, als in quo posita est. Herr Garve hat seine Uebersetzung zu vertheidigen gesucht. „Alle die Wörter, sagt er, durch „welche ich ordo und modus im Deutschen ausdrücken „konnte, zeigen den actum, und die Wörter modestia „und temperantia zeigen den habitum an. Jenes ist die „Sache, welche geschehen soll; dieses ist die Tugend, „welche als Ursache solche Wirkungen hervor bringt. Nun „frage ich: kann man nach dem Genius unserer Sprache „sagen, daß die Fertigkeit bestehe in der Handlung, „wozu sie den Grund enthält; — daß die modestia ent„halten sey in dem ordo rerum, in der Ordnung, welche „durch die modestia vorgeschrieben wird?„ Herr Garve nimmt hier und in einigen andern Stellen seine Zuflucht zu dialektischen Subtilitäten; und ich gehe ungern daran, ihn in solchen Fällen zu widerlegen; denn es hält schwer, Subtilitäten zu widerlegen, ohne selbst spitzfündig zu werden, oder etwas Schiefes zu sagen. Zudem werden sprachkundige Leser die Widerlegung, wenn sie möglich ist, aus der Vergleichung beyder Uebersetzungen mit dem Grundtext von selbst heraus finden. Gleichwohl will ich den Versuch wagen. — Kann man, fragt Herr Garve,

nach dem Genius unserer Sprache sagen, daß die Fertigkeit bestehe in der Handlung, wozu sie den Grund enthält? — Warum, nach dem Genius unserer Sprache? Herr Garve vermengt hier das, was grammatisch ist, mit dem Logischen. Wenn ich nach dem Genius unserer Sprache nicht so reden kann, so ist der Grund grammatisch, und wenn ich es deßwegen nicht kann, weil die Fertigkeit nicht in der Handlung besteht, so ist der Grund logisch, und im letztern Falle kann ich weder in unserer noch in irgend einer andern Sprache so reden. Ferner, wenn Herr Garve annimmt, daß zu Folge meiner Erklärung die Fertigkeit in der Handlung bestehen würde, wozu sie den Grund enthält, so verwechselt er das Objective mit dem Subjectiven. Die modestia und temperantia ist nicht als Eigenschaft irgend eines moralischen Wesens, sondern als allgemeiner Begriff in dem Begriffe des ordinis und modi enthalten; und ordo und modus werden hier nicht in ihrer gewöhnlichen Bedeutung, wie Herr Garve zu glauben scheint, sondern als *ordinatio* und *moderatio* genommen. Beyde Worte kommen auch in diesem Buche in der thätigen Bedeutung vor: z. E. c. 27. In qua (parte honestatis) verecundia, temperantia et modestia, omnisque sedatio perturbationum animi, et rerum *modus* cernitur, welches Heusinger ganz richtig durch *moderatio* erklärt. So auch c. 40. Ita videtur eadem vis *ordinis* et *collocationis* fore. Nam et *ordinem* sic definiunt, *compositionem* rerum aptis et accommodatis locis.

S. 26. Auch dieß scheint mir bemerkenswerth, daß unsere Vorfahren, um einen Feind zu bezeichnen, statt des eigentlichen Ausdruckes perduellis, sich des Wortes hostis bedient haben ꝛc. — Entweder irre ich sehr, oder Cicero hat sich durch ein allzu günstiges Vorurtheil für seine Vorfahren auf Kosten seines Scharfsinnes verblenden lassen. Zwar macht Varro über dieses Wort eben dieselbe Bemerkung. Dessen ungeachtet scheint es natürlicher, und dem gewöhnlichen Gange des menschlichen Geistes angemessener, zu glauben, daß die ältesten Römer, als ein rohes und mit allen sie umgebenden Staaten in steter Fehde liegendes Volk, die Begriffe eines Fremden und eines Feindes in einem und eben demselben Worte vereiniget, und erst nachher bey zunehmendeer Cultur sie getrennt haben. Bey den ältern Griechen verhielt es sich eben so. In Homer bedeutet ἀλλότριος φὼς einen Feind. Siehe Iliad. V, 214. Od. XVI, 102. Hätte hostis nach seiner ersten und einzigen Bedeutung einen Fremden bezeichnet, so ließe sich's schwerlich erklären, wie man darauf gefallen wäre, diese Benennung auf einen Begriff über zu tragen, der mit jener ersten Bedeutung so wenig gemein hat. Denn die Erklärung, welche uns Cicero gibt, enthält eine raffinirte Sentimentalität, welche zu keinen Zeiten in dem Charakter des Römischen Volkes lag, und auf welche gefallen zu seyn, dem edeln Herzen des guten Tullius mehr Ehre bringt, als seinem Scharfsinn. — Allein wofür der Ausdruck perduellis, wenn die Idee,

die er bezeichnen sollte, bereits in dem Worte hostis lag? Die Antwort ist leicht. Diese Wörter sind nicht Synonymen in strengem Verstande. Hostis bezeichnet einen Feind im Allgemeinen. Perduellis kommt von duellum, d. i. bellum, und wird von dem gesagt, der gegen uns im Felde liegt.

S. 42. Und nicht besser erging es demjenigen, welcher durch einen betrügerischen Kniff rc. — Daß die Lateinischen Worte, qui juris jurandi fraude culpam invenerat, verdorben seyn, daran zweifelt niemand, ungeachtet es nicht schwer ist, den Sinn zu errathen. Allein schwer ist es, die ursprüngliche Lesart mit einiger Wahrscheinlichkeit zu bestimmen. Ich glaube nicht, daß Heusinger, welcher juris jurandi fraudiculam zu lesen vorschlägt, es getroffen habe. Ohne Zweifel liegt die Verfälschung in dem Worte culpam; welches aus der Abkürzung von calumniam entstanden seyn möchte. Diese Veränderung gibt einen guten und der Sache selbst vollkommen angemessenen Sinn. Calumnia ist nach der Erklärung, welche Cicero selbst c. 10. gegeben hat, callida et malitiosa juris interpretatio. Und der Schlaukopf, von welchem hier die Rede ist, wie suchte er sich zu helfen? Ich will es mit Cicero's eigenen Worten sagen, III, 32. Reditu in castra liberatum se esse jure jurando interpretabatur — stulta calliditate, perverse imitata prudentiam: also gerade das, was ich zu lesen vorschlage; juris jurandi calumniam invenerat. Noch habe ich von einem Worte Rechenschaft zu geben. Frau-

dem möchte wohl als Glossem zu calumniam auf dem Rand gestanden, und von einem Copisten mit Veränderung des Casus in den Text gebracht worden seyn.

S. 29. Allein die abscheulichste aller Ungerechtigkeiten begehen diejenigen ꝛc. — Im Lateinischen Texte steht: Totius autem injustitiae nulla capitalior est. Ich habe mich an dieser Stelle immer gestoßen. Denn ich finde nichts, wovon der Genitivus injustitiae abhinge. Heusinger sagt von nulla. Allein was nulla? Ohne Zweifel, injustitia. Vollständig müßte es demnach so heißen: Totius injustitiae nulla injustitia capitalior est. Und Cicero sollte so geschrieben haben? Ich kann es nicht glauben. Vermuthlich ist ein Wort aus dem Texte hinaus gefallen, welches vielleicht so zu ergänzen seyn möchte: Totius autem injustitiae nulla capitalior est pestis. [Die Wendung scheint nicht scharf zu nehmen. Der Gedanke wird folgender seyn. „ Unter allen Arten (totius) von Ungerechtigkeit ist keine abscheulicher.„ V.]

S. 36. Auf jene allgemeine und weiteste Beziehung ꝛc. — Der Lateinische Ausdruck infinita societas ist völlig gleich bedeutend mit dem, was in dem vorhergehenden Capitel gesagt ist: latissime patens hominibus inter ipsos, omnibus inter omnes; also die allgemeine Beziehung, worin wir als Menschen mit unsers gleichen stehen, ohne Rücksicht auf eine nähere Bestimmung der Landsmannschaft, der Verwandtschaft u. s. w. Am gewöhnlichsten kommt infinitus in dieser

Bedeutung in der Rhetorik vor. Duo sunt, sagt Cicero Partit. or. 18., quaestionum genera: quorum alterum finitum temporibus et personis caussam appello; alterum infinitum, nullis neque personis neque temporibus notatum. Ich erinnere dieses deßwegen, weil Herr Garve so übersetzt hat: „Nach jener ersten unendlich „weiten Verbindung.„

S. 47. Natürlicher Weise — haben (Staatsmänner) mehr Schwierigkeiten zu besiegen rc. — In der Urschrift steht: Quocirca non sine caussa majores motus animorum concitantur, majoraque efficienda rempublicam gerentibus, quam quietis. Die Worte majoraque efficienda hangen von jenen ab, quo circa non sine caussa. Allein was soll das heißen, non sine caussa majora efficienda sunt rempublicam gerentibus? Ich begreife nicht, wie Cicero so verbinden konnte, und vermuthe daher, daß vielleicht so gelesen werden müsse; *quo* majora efficienda, gerade so wie er vorher sagt: Quae faciliora sunt philosophis, quo minus multa patent in eorum vita, quae fortuna feriat, et quo minus multis rebus egent.

S. 66. Der andere, welcher Ungezogenheiten in schlüpfrigen Ausdrücken vorbringt, ist selbst eines Mannes von freyerer Denkungsart unwürdig. — Die meisten Handschriften lesen so: Alter est, si tempore fit ac remisso animo, homine dignus, alter ne libero quidem. Es mußte bald auffallen, daß dieser Stufengang, welcher von homo zu liber

abwärts führt, ganz verkehrt sey. Denn wie kann das einem frey gebornen Manne geziemen, was überhaupt keinem Menschen geziemt? Cicero selbst beobachtet gegen den Antonius Philipp. III, 5. eine ganz umgekehrte Progression. Hunc ego consulem, hunc civem Romanum, hunc liberum, hunc denique hominem putem? Aldus Manutius, Lambin, und andere halfen sich kurz und gut so, daß sie jene Worte in ein umgekehrtes Verhältniß setzten: sie lesen; alter est, si tempore fit ac remisso animo, libero dignus, alter ne homine quidem. Dieß wäre nun ganz recht, bis auf den einzigen Punct, daß nicht nur die übereinstimmende Lesart aller Handschriften, sondern auch die Autorität des Nonius sich dagegen sträubt. Ich sagte aller Handschriften; eine einzige aus der Gothaischen Bibliothek muß ich gleichwohl ausnehmen, nach welcher Heusinger den Text so berichtiget hat: Alter est, si tempore fit, remisso homine dignus; alter ne libero quidem. Diese Lesart ist unstreitig die wahre; nur begreife ich nicht, wie Heusinger sie für die wahre halten konnte. Nach seiner Erklärung sagt Cicero Folgendes: ingenuum jocum remisso et gravioribus curis vacuo homine dignum esse — alterum ne libero quidem sive ingenuo, quamvis in rebus seriis non versante. Welch ein seltsamer Gegensatz, einen Zustand mit einem Charakter in Contrast zu stellen! Und welch ein Contrast! Ist denn dem frey gebornen und wohl erzogenen Manne etwa mehr erlaubt, als dem, der es nicht ist; so daß man sagen könnte, der ungezogene und schlüpf-

rige Scherz kleide auch nicht einmahl jenen gut? Herrn Garve's Uebersetzung, welcher die Gothaische Lesart zum Grunde liegt, hat diese Unschicklichkeit zwar verschleyert, aber nicht gehoben. Sie läßt den Cicero sagen: „Jener ist, wenn er zu gehöriger Zeit gesagt wird, des „weisesten Mannes in den Stunden seiner Erhohlung „nicht unwürdig: dieser ist selbst einem freyen und wohl „erzogenen nicht anständig.„ Herr Garve fühlte das Mangelhafte der Heusingerischen Erklärung, und suchte ihm dadurch abzuhelfen, daß er ein wesentliches Einschiebsel wagte. Cicero sagt von dem weisesten nichts. Allein auch damit ist nur halb geholfen. Wenn er so fortfährt: „dieser ist selbst einem freyen und wohl erzoge„nen nicht anständig,„ so ist dieses selbst ungemein schielend. Es kann nicht nur heißen: Jedem auch nur freyen und wohl erzogenen Manne, wenn er gleich nicht ein Weiser ist, sondern eben so wohl: Auch nicht einmahl einem freyen und wohl erzogenen, geschweige denn einem, der es nicht ist; und wer nicht immer gewöhnt ist beym Lesen auch scharf zu denken, der wird es sicher so nehmen. Beyde, Er und Heusinger, haben weder remisso noch libero richtig verstanden. Remissus bedeutet nicht nur den, welcher sich im Zustande der Erhohlung befindet, sondern auch einen Mann von frohmüthigem, aufgewecktem Charakter. [Gernhard: von frohem Gemüth und aufgewecktem Geist.] So sagt Cicero pro Coelio c. 8. Cum tristibus severe, cum re-

missis jucunde vivere. So sagt Seneca Ep. XI. Elige Catonem: si hic tibi videtur nimis rigidus, elige remissioris animi virum, Laelium. — Liber bedeutet nicht nur einen frey Gebornen, sondern auch einen Menschen, der seiner Zunge freyen Lauf läßt, und es mit der Regel des Wohlstandes oder der Sittlichkeit nicht immer allzu genau nimmt, ohne deßwegen in die Classe unmoralischer und schlecht denkender Leute zu gehören. So sagt Cicero de orat. II, 62. Obscoenitas non solum non foro digna, sed vix convivio liberorum. So sagt Quinctilian Inst. V, 13, 26. Pro sordido parcum, pro maledico liberum dicere licebit. So sagt endlich Martial I. Ep. 68.

Liber homo es nimium, mihi dicis, Choerile, semper.
In te qui dicit, Choerile, liber homo est.

Man nehme in unserer Stelle beyde Worte in dieser Bedeutung, so wird man einen passenden Gegensatz haben, der einen durchaus befriedigenden Sinn gibt.

Eben das. Und z. B. weder unser Vermögen an Schauspieler und Tänzerinnen verschwenden. — Die Lesart der Handschriften ist diese: ut ne nimis omnia profundamus. Es ist, wie ich denke, klar, daß die Latinität der Formel, nimis omnia profundere, schwerlich anders, als durch eine gezwungene Erklärung zu retten sey, wie diejenige ist, welche Ernesti gibt, der unter omnia, risum, clamorem, motum corporis cet. versteht. Dieß haben die Critiker gefühlt, und entweder durch Conjecturen oder durch Ver-

setzungen zu helfen versucht. Lambin beruft sich auf einen Codex, in welchem statt nimis, mimis stehen soll; und dieß hat Heusinger in den Text aufgenommen. Herr Garve gibt sich Mühe, diese Lesart zu bestreiten. Seine Gründe sind folgende. „Erstlich ist hier gar nicht „von der Verschwendung, zu welcher die Liebe zum Ver„gnügen verleiten kann, sondern von den verschiedenen „Arten des Vergnügens selbst, dem anständigen und un„anständigen, die Rede.„ Ich antworte: Freylich ist hier nicht von der Verschwendung an sich, sondern von den verschiedenen Arten des Vergnügens, dem anständigen und unanständigen, die Rede. Aber gerade diejenigen Arten des Vergnügens erklärt Cicero für unanständig, welche eine übermäßige Verschwendung nach sich ziehen, oder er tadelt wenigstens den übermäßigen Genuß, welcher ohne eine solche Verschwendung nicht Statt findet. Dieses Uebermaß ist es, was gegen das decorum verstößt, wovon die moderatio und temperantia wesentliche Theile ausmachen. Siehe c. 27. am Ende. Daß aber das Vergnügen, welches die Römer an den pantomimischen Tänzen fanden, sehr häufig im Uebermaße sey genossen worden, das bedarf keines Erweises. — „Zweytens; da alles andere ganz allgemeine „Regeln und Bemerkungen sind, die sich auf Scherz und „Lust überhaupt beziehen, so sticht eine Vorschrift, die „von einer ganz einzelnen Art der Vergnügungen, und „einer vielleicht nur wenigen Menschen eigenen Leiden„schaft für dieselbe redet, zu sehr dagegen ab.„ Es

ist eine Kleinigkeit, worin sich Herr Garve verstoßen hat, und eine Kleinigkeit, die auch dem scharfsinnigsten Manne, wenn er nicht ein eigentlicher Philolog und mit den Eigenheiten des Ciceronianischen Ausdruckes sehr wohl bekannt war, leicht entgehen konnte. Er hat das Wörtlein ut für die Conjunction genommen; allein es ist die Vergleichungs-Partikel. Heusinger hat dieß dadurch angezeigt, daß er ein Komma darauf folgen läßt. Nach diesem Gesichtspuncte wird das, was Herr Garve nach dem seinigen für eine allzu specielle Vorschrift halten mußte, ein wohl gewähltes Beyspiel, wodurch die allgemeine Vorschrift an Lebhaftigkeit sehr gewinnt. — Ob die Leidenschaft für diese Art von Vergnügungen nur wenigen Menschen eigen war, darauf kommt es nicht an. Denn diese wenigen — es waren, denke ich, nicht viel weniger als alle, welche das Vermögen dazu hatten — diese wenigen waren es eigentlich, für welche Cicero sein Buch schrieb. — „Drittens redet Ci„cero nicht so wohl von dem Schädlichen, als von dem „Schändlichen und Unanständigen bey dem Genuß des „Vergnügens, und es ist also dem Zusammenhange nicht „gemäß, des daran verschwendeten Geldes zu gedenken.„ Dieser Einwurf ist durch das, was ich oben sagte, bereits beantwortet; ich füge noch dieses hinzu. Cicero kann der Verschwendung, in welche diese Leidenschaft viele stürzte, sehr wohl gedenken, ohne diese Verschwendung als den Hauptbegriff voran stellen zu wollen. Noch mehr; es ist zweckmäßig, und dem Zusammenhange voll-

kommen angemessen, derselben in so fern zu gedenken, als erst durch diese Erwähnung das Schändliche und Unanständige eines übermäßigen Genusses von diesem Vergnügen in ein helles Licht gestellt wird. Kann sich der Mangel an Mäßigung und Selbstbeherrschung, können die appetitus, qui longius evagantes et tamquam exsultantes cupiendo, non satis a ratione retinentur, sed finem et modum transeunt, können sie sich von einer häßlichern und einem vernünftigen Menschen unanständigern Seite zeigen, als wenn man aus unbändiger Leidenschaft für den Genuß eines flüchtigen Vergnügens sich nicht enthalten kann, sich in Armuth zu stürzen? — Herr Garve führt überdieß noch einen äußern Grund an, um die lectio vulgata zu empfehlen. „Jene erste Lesart, „sagt er, hat auch das für sich, was so oft die Critiker „bewegt, einer Lesart den Vorzug zu geben. — Dieß, „daß sie schwerer ist, daß die Wörter in einer ausge„suchtern und seltnern Bedeutung genommen sind. Und „es ist gewiß, daß unwissende Abschreiber eher den ge„läufigen, ihnen verständlichern Ausdruck an die Stelle des „fremdern setzen, als umgekehrt. Profundere aber in „dem Sinne, daß es heißt, Sachen ohne Bedacht „und Wahl, in einer Ergießung der Leiden„schaft, bis zum Uebermaße treiben, ist lange „nicht so alltäglich, als in dem Sinne, verschwenden.„ Ich finde die Anwendung, welche Herr Garve von jenem bekannten Canon criticus macht, nicht sehr glücklich. Wenn es wahr ist, daß der unwissende Abschreiber eher den

geläufigern, ihm verständlichern Ausdruck an die Stelle des fremdern setzt, als umgekehrt; was mußte er denn in unserer Stelle thun? Ohne Zweifel mußte er den ihm in dieser Verbindung unverständlichen Ausdruck profundere, mit einem andern, ihm verständlichen, vertauschen. Und was that, nach Herrn Garve, der unwissende Abschreiber, welcher unsere Stelle verfälschte? Er veränderte nicht profundere, welches er nicht verstand, sondern nimis, welches er sehr wohl verstand. — Allein was nöthiget uns auch, zu glauben, daß sich der Abschreiber an dem Worte profundere gestoßen habe? Konnte er es denn nicht in dem gewöhnlichen Sinne nehmen, und gleichwohl nimis stehen lassen, wie er es fand? Freylich konnte er das, und zwar, je unwissender er war, desto leichter. Herr Garve läßt es ja selbst stehen, und noch mehrere Gelehrte mit ihm. Der einzige Unterschied ist dieser, daß sie profundere in metaphorischem Sinne nehmen. Wenn ich nun nimis omnia profundere im eigentlichen Sinne nicht sagen kann, so kann ich es sicher auch nicht in jenem. Hat aber der Abschreiber, so wie Herr Garve, nicht bloß über ein einzelnes Wort, sondern über den Sinn und die Ideen-Verbindung philosophirt, so war er wahrhaftig kein so gar unwissender Mensch; und die Anwendung jenes critischen Kanons ist alsdann am unrechten Orte angebracht. Es kommt in diesem Falle alles darauf an, wer richtiger philosophirt habe; und so könnte der Urheber der Lesart nimis ein Critiker, und zwar ein einsichtsvoller Critiker gewesen seyn.

Wenn es ein unwissender Abschreiber war, welcher die Stelle veränderte, so war es der, welcher mimis in nimis umschuf. Ich kann vor allem aus jenen oft erwähnten critischen Kanon gegen Herrn Garve selbst geltend machen. Denn mimis ist doch wohl die schwerere Lesart. Doch dieß ist Nebensache. Ich behaupte, daß wenn wir auch nimis lesen wollten, wir dennoch profundere von der eigentlichen Verschwendung, welche kostbare Spiele nach sich ziehen, verstehen müßten. Herr Garve und diejenigen, welche mit ihm glauben, daß hier immer noch von ausschweifendem Scherze die Rede sey, haben den Zusammenhang nicht scharf genug ins Auge gefaßt. Sie haben nicht bemerkt, daß Cicero in diesem Capitel Scherz und Spiele unterscheidet, daß der Uebergang von jenem auf diese in den Worten ludendi etiam est quidam modus retinendus sehr merklich ausgedrückt ist; daß endlich — und dieß ist entscheidend — dem, was Cicero hier tadelnswürdig findet, die Uebungen auf dem Marsfeld, und die Jagd, als Beyspiele erlaubter und anständiger Ergetzlichkeiten entgegen gesetzt werden.

S. 68. Scipio gab sich um eben diese Munterkeit Mühe, wiewohl er von Natur mehr zum Ernste geneigt war. — Im Lateinischen heißt es: in Scipione ambitio major, vita tristior. Grävius und Ernesti verstehen unter ambitio das, was die Griechen σεμνότης nennen, gravitas quaedam ac velut majestas, aber ohne diese Bedeutung durch Beyspiele zu erweisen, welches wohl kaum zu leisten war. Die Er=

klärung, welche in Herrn Garve's Uebersetzung liegt, ist ihm, so viel ich weiß, eigen. Sie lautet so: „Sein „Freund Scipio war mehr mit den Entwürfen seines „Ehrgeizes beschäftiget, und weniger theilnehmend an den „Vergnügungen der Gesellschaft.„ Ich kann diesen Sinn deßwegen nicht billigen, weil in dieser ganzen Stelle nur von Charakterzügen, und nicht von Leidenschaften die Rede ist. Wie kommt denn Cicero auf Ein Mahl dazu, unter Muntern, Belebten, Ernsthaften, Offenen, Verschlagenen u. s. f. auch eines Ehrgeizigen zu erwähnen? Wollte er etwa sagen: Scipio hätte nach seiner Anlage ein eben so belebter und angenehmer Gesellschafter werden können, als Lälius, wofern nicht die Entwickelung derselben durch seine ehrgeizigen Entwürfe gehindert worden wäre, so hätte er dieß allerdings ein wenig deutlicher sagen sollen. Ueber dieß würde auch eine solche Erwähnung unzweckmäßig seyn, indem hier lauter bestimmte und entwickelte Charakter aufgeführt werden. Heusinger hat ambitio ganz richtig durch studium placendi erklärt. Es bedeutet ein Bestreben der Natur nachzuhelfen, oder das, was dieser abgeht, durch Kunst zu ersetzen. In diesem Sinne sagt Horaz in dem Brief an die Pisonen: *ambitiosa* recidet ornamenta. Cicero wollte offenbar das sagen, was er wenige Zeilen vorher sagte, magis de industria; und um nicht die gleichen Worte wiederhohlen zu müssen, sagte er es so. — Herr Garve scheint sich auch an tristis gestoßen zu haben. Tristitia bedeutet oft den gesetzten

Ernst eines weisen Mannes, welcher mit gefälligen Sitten und einem angenehmen Betragen im Umgange sich sehr wohl vereinigen läßt. Wenn Cicero nach Herrn Garve hier den Scipio als weniger theilnehmend an den Vergnügungen der Gesellschaft darstellt, so verträgt sich dieses nicht so ganz mit den moribus facillimis, die er eben demselben anderswo beylegt, und eben so wenig die Entwürfe des Ehrgeizes mit dem, qui consulatum petivit numquam, factus est consul bis. Vid. *Lael.* III.

S. 72. So müssen wir alle unsere Sorgfalt, Anstrengung und Geflissenheit aufbiethen. — Cicero sagt: omnis adhibenda erit cura, meditatio, diligentia. Vermuthlich fand Herr Garve die Synonymen hier ohne Noth gehäuft, und glaubte daher, ein Wort ohne Abbruch des Sinnes eingehen lassen zu können. Er übersetzt: „So müssen wir alles unser Nachdenken und „unsere Sorgfalt aufbiethen.„ Wenn das Wort, welches er mit Absicht überging, meditatio ist, so fiel damit eine wesentliche Bestimmung weg; wenn er es durch Nachdenken übersetzte, so ist der Sinn nicht getroffen. Da wo wir eine Rolle zu spielen haben, zumahl eine Rolle, welche sich mit unserm Charakter und unsern Anlagen nicht verträgt, da kommt das wenigste auf Nachdenken, und das meiste auf Vorbereitung und Uebung an. Meditatio und meditari wird, so wie das Griechische μελετᾷν, von welchem jenes her kommt, sehr oft von einer solchen Uebung gebraucht.

Meditatio und exercitatio kommen als Synonymen vor. Zum B. *de divin.* II, 46. Multi naturae vitium *meditatione* atque *exercitatione* sustulerunt, ut Demosthenem scribit Phalereus, quum RHO dicere nequiret, exercitatione fecisse, ut planissime diceret. *De orat.* I, 61. Quum ita balbus esset (Demosthenes), ut ejus ipsius artis, cui studeret, primam litteram non posset dicere, perfecit *meditando*, ut nemo planius eo locutus putaretur. Conf. *de off.* II, 13. in fine.

S. 80. **Mit dieser so vorsichtigen Einrichtung der Natur stimmt auch das sittliche Gefühl der Menschen zusammen.** — Hanc naturae tam diligentem fabricam imitata est hominum verecundia. Herr Garve übersetzt: „Diese Regeln, welche die Natur „in dem Baue des menschlichen Körpers beobachtet, hat „der eingeführte Wohlstand nachgeahmt.„ Und in der Anmerkung sagt er: „Man tadelt mich, daß ich verecun„dia den unter den Menschen eingeführten „Wohlstand gegeben hatte. Nichts weniger, sagt mein „Recensent, es heißt die natürliche Schamhaftig„keit.„ Ich gestehe es, daß ich ein wenig erschrak, als ich diese Anmerkung zum ersten Mahle las; weil ich in dem, was ich gesagt haben soll, denjenigen Ton gänzlich vermißte, in welchem, nach meinem Gefühle, ein gesitteter Recensent mit einem Manne von Herrn Garve's Verdiensten sprechen mußte. Allein es ist auch mein Ton nie gewesen. Hier sind meine Worte: „Wir begreifen „nicht, wie Herr Garve das Wort verecundia so hat

„übersetzen können. Denn es ist wohl keinem Zweifel „unterworfen, daß Cicero von dem natürlichen Gefühle „dessen redet, was an sich, und ohne Hinsicht auf Con„vention oder eingeführte Sitte, unanständig und anstößig „ist.„ Ich will es nicht verhehlen, daß ich glaube, Herr Garve hätte dieses Mahl in der Anführung meiner Worte ein wenig vorsichtiger seyn sollen. Auch in der Anführung der getadelten Stelle liegt ein kleiner, nicht ganz unbedeutender Unterschied. Die Lesart der ersten Ausgabe, auf welche mein erster Tadel ging, war diese „der willkührlich eingeführte Wohlstand." Noch begreife ich es nicht, wie Herr Garve verecundia in dieser Verbindung so übersetzen konnte. Ich weiß nicht, was willkührlich eingeführter Wohlstand heißen soll, wenn es nicht die Regel gewisser an sich völlig gleichgültiger Handlungen ist, welche die freye Uebereinkunft der Menschen, oft aus einer bloßen Grille, für anständig oder unanständig erklärt hat. Es ist willkührlich eingeführter Wohlstand, welcher jedem wohl erzogenen Menschen verbiethet, auf offener Straße, wenn ihn gleich hungert, zu essen, oder in Pantoffeln in Gesellschaft aufzutreten. Konnte Herr Garve wohl diese Art des Wohlstandes mit dem, was Cicero hier verecundia heißt, auf Eine Linie stellen wollen? Allein laßt uns sehen, mit welchen Gründen er seine Uebersetzung vertheidiget. „Erstens, sagt er, verecundia kann hier nicht einen „bloßen Instinct bedeuten. Ein Instinct ahmt nichts „nach; dieß ist die Sache der Vernunft und des Vorsatzes.

„Von der verecundia aber sagt Cicero, daß sie die Natur „nachgeahmt habe.„ Es ist eine etwas mißliche Sache, über Worte, ohne Rücksicht auf den Sprachgebrauch, philosophiren zu wollen. Herrn Garve's Bemerkung mag an sich noch so richtig seyn, was kann sie beweisen, wenn das Deutsche Wort nachahmen, für welches sie zugeschnitten ist, das Lateinische imitari nicht erschöpft? Ich könnte eine Menge von Stellen anführen, worin dieß letztere eine Uebereinstimmung oder Aehnlichkeit bedeutet, die nichts weniger als eine Wirkung der Vernunft oder des Vorsatzes ist. Aus vielen nur wenige. Cicero selbst sagt *de divin.* II, 27. Decoloratio quaedam ex aliqua contagione terrena maxime potest sanguini similis esse, et humor allapsus extrinsecus, ut in tectoriis videmus austro, sudorem *imitari.* — Quinctil. *Inst.* I, 3, 5. *Imitatae* spicas herbulae inanibus aristis ante messem flavescunt. — Plinius *hist. nat.* XXX, 20. Haematites invenitur in metallis; ustus minii colorem *imitatur.* — „Zweytens, so fährt Herr Garve fort, verecundia kommt „von vereri, und drückt diejenige Zurückhaltung aus, die „in der Achtung gegen anderer Urtheile ihren Ursprung „hat. Diese Achtung gegen andere ist ein Werk der Re„flexion.„ Herr Garve geht hier auf einen Pfad, auf welchem man eben so leicht ausgleitet, als auf jenem ersten. Auf welche Spitzfündigkeiten und eben so grundlose, als fein ausgesponnene Subtilitäten hat nicht ein unzeitiges Etymologisiren die Ausleger oft verleitet! Wenn auch verecundia nach seiner Derivation die Achtung vor

dem Urtheile anderer ausdrückt, folgt denn daraus nothwendig, daß in jedem Falle darauf Rücksicht genommen werde? Doch es sey; so ist selbst diese Achtung gegen andere nicht immer ein Werk der Reflexion, wenn nähmlich Herr Garve darunter entwickelte und deutlich erkannte Vorstellungen versteht. Das, was die Lateiner verecundia nannten, findet sich gerade am meisten bey Kindern und denjenigen aus der ältern Classe, welche am wenigsten im Stande sind, von ihren Gefühlen sich deutliche Rechenschaft zu geben. In wie fern es sich also auf verworrene Vorstellungen gründet, ist es allerdings ein Gefühl, und in wie fern es aus einem dunkeln Urtheile über die innere Beschaffenheit der Handlungen entspringt, ist es ein natürliches Gefühl. — „Aber, so sagt Herr Garve drittens, Cicero rechnet wenige Perioden weiter hin unter die verecundia, was augenscheinlich Verabredung, willkührlicher Wohlstand, durch die Gewohnheit eingeführte Regeln sind: z. B. daß gewisse Ausdrücke für obscön gehalten werden, indeß andere, die gerade dasselbe sagen, anständig sind.„ Und welches sind diese Ausdrücke, welche für obscön gehalten wurden, ungeachtet sie gerade dasselbe sagten, was andere, die man für anständig hielt? Ich vermuthe, dieß dürfte so ziemlich auf ein Mißverständniß hinaus laufen. Cicero führt folgende Worte an: Latrocinari, fraudare, adulterare. Dieß sind alles Ausdrücke, welche schändliche Handlungen bezeichnen, ohne für obscön gehalten zu werden. Konnte Herr Garve dieß für augenscheinliche Verabre-

dung und willkührliche Regel des Wohlstandes halten? Ich wüßte im Gegentheil nicht, wie etwas, das man mit Recht Obscönität nennt, an diesen Ausdrücken sollte haften können. Ich nehme selbst adulterare nicht aus, und werde mich darüber nachher erklären. Gewiß waren die Cyniker, und die Cynischen Stoiker, von welchen Cicero spricht, keine scharfsinnigen Köpfe, und der Sprachgebrauch weist hier ein wenig tiefer hin, als sie zu sehen im Stande waren. Es hat freylich beym ersten Anblick einen Anschein von Inconsequenz und eigensinniger Willkühr, wenn es heißt: gewisse Handlungen sind schändlich, und die offene, unverblümte Erwähnung ist es nicht; hingegen sind gewisse andere Handlungen nicht schändlich, und dennoch hält man es für schändlich, sie ohne Umschweife zu erwähnen. Nun ist freylich die Sache sehr bald damit abgethan, daß man diese Erscheinung für eine grundlose Caprice derjenigen erklärt, welche die Wörter gestempelt haben. Allein dieß heiße ich den Knoten nicht auflösen, sondern zerschneiden. Ungeachtet ich den Eigensinn des Sprachgebrauches so ziemlich zu kennen glaube, so wage ich dennoch die Behauptung, daß ein Sprach-Phänomen, wie dieses, woran die Cyniker ihren Witz schärften, wenn es nähmlich das war, wofür sie es hielten, das einzige in seiner Art seyn würde. Ich wünschte, daß es Herrn Garve gefallen hätte, darüber ein wenig schärfer nachzudenken, und uns in seinen philosophischen Anmerkungen und Abhandlungen das Gedachte mitzutheilen. Da dieß nun aber

nicht geschehen ist, so wird man mich um so viel eher entschuldigen, wenn ich, der ich sonst keine Concurrenz mit ihm beabsichtige, einen Versuch wage, diese nicht ganz unbeträchtliche Lücke seines Werkes, so gut ich es im Stande seyn werde, auszufüllen.

Gerade das, was die Cyniker verleitete, gewisse Regeln des Wohlanständigen für ungegründet und willkührlich zu erklären, daß nähmlich der Wohlstand gewisse nicht nur erlaubte, sondern nothwendige Handlungen öffentlich zu thun verbiethet, daß er gewisse schändliche und unmoralische Handlungen mit ihren eigentlichen Nahmen zu benennen erlaubt, und hinwieder andere an sich schuldlose Handlungen zu nennen nicht erlaubt — gerade dieses hätte sie darauf leiten sollen, den Grund dieser Regeln nicht in der Moralität jener Handlungen an sich zu suchen. Es war ein äußerst seichter und betrüglicher Grundsatz, welchen sie aufstellten: Was nicht schändlich ist, das darf ich vor jedermann thun; und was nicht schändlich ist, das darf ich vor jedermann sagen.

Der Wohl- oder Uebelstand einer Handlung hängt nicht immer von ihrer moralischen Beschaffenheit, sondern oft auch von den Umständen ab, unter welchen sie geschieht. Nichts ist an sich so unschuldig als schlafen. Aber wer bey Tische oder in Gesellschaft freywillig einschläft, der macht sich einer beleidigenden Vernachlässigung derer schuldig, welche auf wechselseitige Achtung billige Ansprüche haben, und verstößt dadurch auf eine auffallende Weise ge-

gen den Wohlstand. Eine solche ἀκαιρία, oder wie Cicero sie nennt, inscitia temporum, muß nothwendig das Gefühl jedes wohl gesitteten Menschen verletzen.

Eben so wenig bindet sich die Regel des Wohlanständigen an die unmittelbaren Folgen einer Handlung. Sie mag an sich nicht nur unschädlich, sondern nützlich seyn; wenn ich dadurch ohne Noth und von freyen Stücken den ästhetischen Sinn anderer verletze, so wird sie durch ihren Uebelstand verwerflich. Warum sucht jeder wohl gezogene Mensch gewisse Bedürfnisse der Natur so heimlich als möglich zu befriedigen? Nicht weil er die Handlung an sich für schändlich hält, sondern weil er sich scheuet, durch das Ekelhafte, welches damit verbunden ist, *widrige Gefühle* und *Empfindungen* zu erregen.

Darin also liegt die Täuschung. Um die angeführten Handlungen zu rechtfertigen, sollte der Cyniker nicht sagen: *ich darf sie thun; denn sie sind nicht moralisch schändlich*; sondern eines von beyden: entweder, *ich darf sie thun; denn sie sind weder beleidigend, noch ekelhaft*; oder, *ich darf sie thun, wenn sie gleich beleidigend und ekelhaft sind*. In dem einen Falle fehlt es ihm an dem ästhetischen, in dem andern an dem fein moralischen Sinne; und in beyden kann seine Stimme nicht entscheiden.

Noch mehr. Eine an sich gar nicht schändliche Handlung kann durch die Lage, worin sie gethan wird, nicht nur unanständig, sondern schändlich werden. Ein Ehegatte, der den Geschlechtstrieb in Gegenwart anderer Personen

befriedigte, würde zugleich unanständig und schändlich handeln: unanständig, in wie fern er das sittliche Gefühl anderer Menschen nicht schonte; schändlich, in wie fern er, so viel an ihm steht, ihre Sinnlichkeit zu Ausbrüchen einer lasterhaften Neigung reizte. Diesem zu Folge läßt sich jener Cynische Satz so umkehren: Was an sich nicht schändlich ist, das kann dadurch schändlich werden, daß es vor andern gethan wird.

Schändlichkeit und Unanständigkeit sind also wesentlich verschieden. Schändlichkeit besteht in der Verletzung der ersten Grundgesetze der Moralität; Unanständigkeit in der Verletzung des feinern ästhetischen oder moralischen Sinnes.

Laßt uns nun weiter gehen. Warum verbiethet der Wohlstand, gewisse gar nicht schändliche Dinge und Handlungen anders als durch Umschreibungen, oder verblümte Ausdrücke zu erwähnen? Und warum erlaubt er, gewisse offenbare Schändlichkeiten mit ihren eigenthümlichen Nahmen zu benennen? Nicht aus eigensinniger Willkühr und Verabredung, sondern deßwegen, weil etwas unanständig seyn, das heißt, den ästhetischen und moralischen Sinn verletzen kann, ohne schändlich zu seyn; und umgekehrt, weil etwas schändlich seyn kann, ohne jenen Sinn zu verletzen.

Um gerade bey den Beyspielen zu bleiben, welche Cicero vorgelegt hat: der Straßenraub ist unstreitig eine sehr schändliche Handlung. Aber handelt darum der Künstler, welcher eine solche Vorstellung zum Gegenstand seiner

Kunst wählt, schändlich oder unanständig? Weder das eine, noch das andere. Er handelt nicht schändlich; denn er begeht den Straßenraub nicht, noch macht er ihn wirklich. Er führt die bloße Vorstellung davon vor die Augen. In der Vorstellung selbst liegt nichts, das zum Laster reizen könnte. Das Vergnügen, welches sie gewähren kann, fällt ganz auf Rechnung der Kunst. Den moralischen Inhalt wird jeder Rechtschaffene mit Abscheu, und selbst derjenige nicht ohne Mißbilligung betrachten, der nicht durchaus rein moralischen Sinnes und Herzens ist. Folglich hat die Vorstellung an sich schon eine moralische Tendenz, welche die Kunst noch ungemein befördern kann.

Eben so wenig handelt er unanständig. Die Vorstellung eines Straßenraubes enthält nichts, wodurch das ästhetische oder moralische Schönheitsgefühl verletzt würde. Sie erregt einen rein moralischen Abscheu, aber nicht Ekel.

Was nun der Künstler, ohne gegen den Wohlstand zu verstoßen, zeigen darf, das darf auch jedermann ohne Bedenken mit seinem eigentlichen Nahmen erwähnen. Denn Kunst und Sprache sind hier nicht in der Wirkung, sondern nur in den Mitteln verschieden: beyde sind Mittheilung von Gedanken und Vorstellungen; jene durch natürliche, diese durch willkührliche Zeichen.

Alles hingegen, was nicht nur moralische Mißbilligung, sondern ästhetische oder moralische Unlust und Mißbehagen erregt, es heiße Unfläterey oder Obscönität, das alles, es mag zugleich schändlich seyn oder nicht, verbannet eine gesunde Critik aus den Werken der Kunst, der Wohlstand

aus der Sprache des guten Umganges, und eine gesunde Moral aus beyden.

So weit alles gut, für diejenigen nähmlich, welche über die Gränzen des Wohlanständigen mit uns einverstanden sind. Aber von dem wahren Cyniker erwarte ich noch einige Instanzen. „Ich lasse es gelten, so möchte er sa„gen, daß der echte Wohlstand uns jede, auch an sich „schuldlose, Handlung, in Gegenwart anderer zu thun „verbiethet, wenn ihnen daraus Unlust erwachsen kann; „aber wie kann er mir verbiethen, vor andern das Wort „zu nennen, welches sie bezeichnet? Bleibt es nicht in„consequent, daß ich das moralisch Schändliche, zwar nicht „thun, aber doch nennen, das physisch Ekelhafte hingegen „unter gewissen Umständen thun, aber niemahls nennen „darf? Wenn der nichts Schändliches thut, welcher eine „schändliche Handlung mit ihrem eigentlichen Nahmen „nennt, wie geht es denn zu, daß der etwas Unanständi„ges thut, welcher eine unanständige Handlung mit ihrem „eigentlichen Nahmen nennt? Oder worauf ist wohl ein „solcher Unterschied des Schändlichen und des Unanständi„gen gegründet? Der Wohlstand, sagt man, verbiethet „es, und das Gefühl rechtfertiget dieses Verboth. Ich „trage alle Achtung für den wahren Wohlstand; allein „wer bürgt mir dafür, daß dieser so geheißene Wohlstand „nicht eine Grille derer sey, welche die Wörter gestem„pelt haben, und daß dieses so geheißene Gefühl uns nicht „von der Natur eingepflanzt, sondern durch Mittheilung „in uns hinein gelegt, und durch conventionelle Sitte auf-

„gezogen ward? Wenn es ein wirkliches Gefühl ist, so „muß es sich analysiren lassen; und wenn es wahrer Wohlstand ist, so muß ihn nicht bloß ein Gefühl, sondern der „Verstand rechtfertigen.“

Ich denke, hierauf läßt sich befriedigend antworten. Allerdings ist dieser Unterschied des Unanständigen, und des Schändlichen in der Natur gegründet. Die Vorstellung einer bloß schändlichen, aber weder obscönen, noch physisch ekelhaften Handlung wirkt weder Unlust, noch moralisches Verderbniß. Wer einen Straßenraub zeichnet oder nennt, der macht ihn, wie ich schon sagte, dadurch nicht wirklich. Er raubt nicht und tödtet nicht, und reizt auch andere nicht zu diesen Verbrechen. Wer hingegen eine obscöne Handlung nennt, der reizt die Sinnlichkeit eben so gewiß, wenn auch nicht in gleichem Grade, als wenn er die Handlung selbst vor andern beginge. Und wer eine ekelhafte Handlung nennt, der erregt dadurch eben so sicher Ekel, als durch die Handlung selbst. Denn die bloße Vorstellung des Ekelhaften ist Reproduction der Sensation selbst. Ich habe Personen gesehen, welche bey Erwähnung einer ekelhaften Handlung ohnmächtig wurden; aber keine, bey welchen die Erwähnung einer noch so schändlichen Handlung eben diese Wirkung hervor brachte. Ich kann also wohl eine bloß lasterhafte Handlung nennen, ohne mich des Lasters, aber weder eine Unfläterey, noch eine Obscönität, ohne mich wirklich der einen, oder der andern schuldig zu machen.

Der Einwurf, welchen man machen könnte, eine solche Reizbarkeit, die durch das Wort beynahe wie durch die

Handlung selbst afficirt wird, dürfte wohl nicht in der Natur, sondern in der übermäßigen Verfeinerung, oder, mit andern Worten, in dem physischen und moralischen Verderbniß der Menschen ihren Grund haben, ist noch leichter zu beantworten. In der Natur gegründet, bleibt dieses Gefühl des Wohlanständigen immer; wenn auch nicht in der Natur des rohen oder, wenn man lieber will, unverdorbenen, doch in der Natur des durch Cultur verfeinerten, oder verdorbenen Menschen. Nach diesem Gefühl also muß sich der Moralist, welcher für dergleichen Menschen schreibt, in seinen Vorschriften, so wie der vernünftige Mensch in seinen Handlungen richten.

„Allein wie ging es zu, daß dieses verfeinerte Gefühl „gewisse Ausdrücke für obscön, und andere, die gerade „dasselbe sagen, für anständig erklären konnte?" Meine Leser werden sich erinnern, daß es Herr Garve ist, welcher diese Instanz macht, und ich verwundere mich ein wenig, daß Er es seyn konnte. Das Auffallende einer solchen Erscheinung, wie diejenige ist, welche Herr Garve hier in Cicero entdeckt zu haben glaubte, hätte einen Philosophen von seinem Scharfsinn in hohem Grade aufmerksam machen sollen, um der Sache ein wenig auf die Spur zu gehen; vielleicht würde er am Ende etwas ganz anderes gefunden haben, als was er im Anfang zu sehen glaubte.

Es sey mir erlaubt, zu richtiger Einsicht und vollständiger Beurtheilung der Sache, die Stelle in Cicero, auf welche Herr Garve hier zielet, in extenso vorzulegen. Nec vero, heißt es, audiendi sunt Cynici, aut si qui

fuerunt Stoici paene Cynici, qui reprehendunt et irridént, quod ea, quae turpia re non sint, nominibus ac verbis flagitiosa ducamus; illa autem, quae turpia sint, nominibus appellemus suis. Latrocinari, fraudare, adulterare, re turpe est, sed dicitur non obscoene: liberis dare operam, re honestum est, nomine obscoenum; pluraque in eam sententiam ab eisdem contra verecundiam disputantur.

Welches sind nun die obscönen, und welches die anständig seyn sollenden Wörter oder Ausdrücke, welche beyde gerade dasselbe sagen? Ich suche sie, und suche sie abermahl, und kann sie nicht finden. Am Ende muß denn doch Herr Garve etwas gemeint haben; und etwas anderes kann er kaum gemeint haben, als die beyden Dinge, welche Cicero einzig einander entgegen zu stellen scheint — adulterare und liberis operam dare. Allein wie konnte er in diesem Falle behaupten, daß beyde Ausdrücke gerade dasselbe sagen? Ich suche bey mir selbst die Antwort auf diese Frage vergebens.

Darüber muß ich mich verwundern, daß Herr Garve, da er einmahl im Zuge war, den Cicero zu mißdeuten, einen Umstand unbemerkt gelassen hat, welcher, bey seiner Ansicht der Dinge, sich trefflich benutzen ließ, um den Beweis, daß wir unter dem, was Cicero verecundia nennt, in der That willkührlich eingeführten Wohlstand verstehen müssen, zum höchsten Grade der Evidenz zu erheben. Denn daß der Sprachgebrauch von zwey Ausdrücken, welche beyde gerade dasselbe sagen, den ei-

nen als anständig, den andern als unanständig gestempelt hat, das ist freylich etwas, und zwar etwas Nahmhaftes, aber noch nicht alles. Das aber nenne ich einen entscheidenden Beweis einer ganz willkührlichen Bestimmung dessen, was in den Worten als wohlanständig gelten soll, wenn von zwey Worten, welche eine und eben dieselbe materielle Handlung bezeichnen, dasjenige, welches diese Handlung, in wie fern sie auf eine unmoralische und unerlaubte Weise gethan wird, bezeichnet, für anständig, und dasjenige, welches dieselbe Handlung, in wie fern sie auf eine rechtmäßige und erlaubte Weise gethan wird, bezeichnet, für obscön erklärt wird. Und dieß ists, was nach Herrn Garve Cicero sagen muß. Adulterare, Ehebruch, ist kein obscöner Ausdruck, und liberis dare operam, Kinder (in rechtmäßiger Ehe) zeugen, ist ein obscöner Ausdruck.

Diese Bemerkung wäre allerdings auffallend, wenn sie gegründet wäre. Aber noch auffallender ist dieses: Wenn liberis dare operam ein obscöner Ausdruck ist, so hat Cicero, welcher diesen Ausdruck anführt, auf eine ziemlich plumpe Weise, gegen seine eigene Vorschrift in eben dem Momente, da er sie ertheilte, verstoßen.

Allein weder dieses noch jenes. Liberis dare operam ist nicht der Ausdruck, welchen Cicero dem Worte adulterare, als obscön, gegenüber stellt. Es ist der Euphemismus, statt des eigentlichen obscönen Ausdruckes, welchen hinzu zu denken er dem Leser überläßt. Ich denke, die Sache ist zu einleuchtend, als daß sie eines Beweises bedürfte.

Wer indessen noch den Beweis verlangt, dem kann ich ihn auf eine Weise geben, welche nichts zu wünschen übrig läßt. Cicero selbst sagt *Epp. ad divv.* IX, 22. *Liberis dare operam*, quam *honeste* dicitur! Etiam patres rogant filios: ejus *operae nomen* non audent dicere.

Es würde so ziemlich einer Consequenzenmacherey gleich sehen, wenn ich Herrn Garve alle die gerügten Ungereimtheiten aufbürden wollte, ungeachtet sie mir wirklich aus seiner Bemerkung zu fließen scheinen. Ich bin es überzeugt, daß er die Stelle, von welcher hier die Rede ist, nicht würde mißverstanden haben, so bald er sie im Zusammenhange und mit Aufmerksamkeit betrachtet hätte. Der sicherste Beweis hiervon liegt in seiner Uebersetzung, welche so lautet: „Kinder zeugen in einer gesetzmäßigen Ehe, „ist ehrbar und tugendhaft; und davon mit den eigen„thümlichen Worten zu reden, ist unanständig." Ganz richtig: mit dem eigenthümlichen Ausdrucke; und dieser eigenthümliche Ausdruck ist ein anderer, als liberis dare operam. Es ist ein Ausdruck, dessen Obscönität in allen Sprachen so allgemein anerkannt ist, daß selbst Voltäre ein von dem Lateinischen abstammendes Französisches Wort in einem ziemlich obscönen Gedichte (Pucelle Ch. XI.) nicht anders als durch Umschreibung anzudeuten wagte. Ich meine folgende Verse:

L'infame roule à terre,
Jurant ce mot des Français révéré,
Mot énergique, au plaisir consacré,

Mot que souvent le profane vulgaire
Indignement prononce en sa colère.

War es etwa dieser eigenthümliche Ausdruck, welchen Herr Garve, im Gegensatz mit liberis dare operam, im Sinne hatte, da er sich, als auf einen Beweis augenscheinlicher Verabredung und willkührlichen Wohlstandes, darauf berief, daß gewisse Ausdrücke für obscön gehalten werden, ob sie gleich gerade dasselbe sagen, was andere, welche man für anständig hält? Ungeachtet ich bereits meine Leser schon so lange mit der Erörterung eines einzigen, freylich nicht ganz unwichtigen, Punctes aufgehalten habe, so muß ich gleichwohl sie bitten, mir noch auf einen Augenblick ihre Geduld nicht zu entziehen. Wenn ein denkender Kopf etwas sagt, das oberflächlich gedacht scheint, so ist man es ihm und sich selbst schuldig, seine Worte unter alle mögliche Gesichtspuncte zu bringen, bevor man ein entscheidendes Urtheil wagt.

Ich könnte sagen, daß der Ausdruck liberis operam dare deßwegen anständig sey, weil darin ein Euphemismus liege; aber für den, welcher keinen andern Wohlstand der Worte, als einen willkührlichen, anerkennt, ist damit so viel als nichts gesagt. Wer keinen auf ein natürliches Gefühl sich gründenden Wohlstand der Worte kennt, der kennt auch keinen Euphemismus.

Lieber also läugne ich ohne Umstände, daß der Ausdruck liberis operam dare gerade dasselbe sage, was der eigenthümliche Ausdruck sagt. Er weist wohl darauf

hin, aber er sagt es nicht. Beyde Ausdrücke bezeichnen im Allgemeinen eine und eben dieselbe Handlung, aber jeder von einer besondern Seite. Der Ausdruck liberis operam dare zeigt sie bloß von der moralischen Seite, und darin liegt das Anständige; der eigenthümliche bloß von der physischen Seite, und darin liegt das Obscöne.

Und darin liegt auch der Grund, warum, wie ich oben bemerkte, der Sprachgebrauch mit Recht das Wort adulterare von Obscönität frey spricht. Was es auch immer mit der Etymologie des Festus, nach welcher es ad alteram ire sagen soll, für eine Bewandtniß habe — genug es zeigt, gerade so wie das Deutsche Wort Ehebruch, eine physische, und zugleich moralisch sträfliche Handlung an; aber es zeichnet sie einzig von der letztern Seite. In so fern enthält es auch nichts, woran selbst das feinste Gefühl den mindesten Anstoß nehmen könnte.

Es bleibt also ausgemacht, daß verecundia nicht den eingeführten Wohlstand, sondern das natürliche Gefühl dessen, was anständig, und was es nicht ist, bedeute. Schwerlich hätte ein Mann, wie Herr Garve, wenn er die Sache mit unbefangenem Geiste betrachtet hätte, sie anders finden können. Allein das Interesse, welches er daran fand, seine Uebersetzung, wo möglich, zu retten, hat seinen Scharfsinn, dieß Mahl nicht zu Gunsten der Wahrheit, bestochen.

S. 86. Zuweilen werden auch Bestrafungen nöthig, — wobey wir uns das Ansehen geben müssen, als ob wir zürnten. — Alle Handschrif-

ten, eine einzige aus der Wolfenbüttelschen Bibliothek ausgenommen, schieben die Verneinungs-Partikel ein, und diese Lesart hat Herr Garve vorgezogen. Er übersetzt: „Doch muß es immer sichtbar seyn, daß wir nicht deß„wegen Vorwürfe machen, weil wir aufgebracht sind." Friedrich Heusinger hat die affirmative Lesart, welche schon Lange und Fabricius vorgeschlagen hatten, mit guten Gründen vertheidiget, und sie ist unstreitig die wahre. Es gibt schon ein ungünstiges Vorurtheil gegen die verneinende Lesart, daß die Negation in den Handschriften, in welchen sie vorkommt, immer die Stelle wechselt. Bald heißt es ut *ne* ea facere, bald ut ea facere *non* videamur, bald ut ea facere *ne* videamur, und bald ut ea facere videamur *non* irati. Dieß führt auf die wahrscheinliche Vermuthung, daß mehrere Copisten oder Correctoren die Verneinungs-Partikel zur Berichtigung des Sinnes für nothwendig hielten, und daß jeder sie dahin setzte, wo er es am besten fand. Diese Correctoren, und die Ausleger und Critiker, welche ihnen gefolgt sind, haben den Sinn dieser Worte nach einem allzu eingeengten Gesichtskreise, und nicht nach dem deutlichen Zusammenhange der ganzen Stelle, beurtheilt. Es schien ihnen eine auffallende Inconsequenz zu seyn, daß Cicero, welcher sich so entscheidend gegen den Zorn erklärt, denselben bey irgend einer Handlung nicht nur gestatte, sondern ausdrücklich empfehle: Id agendum etiam, ut ea facere videamur irati. Allein offenbar will Cicero nicht, daß man wirklich zürne, sondern nur, daß man sich das Ansehen gebe, als ob man zürne; und dadurch

widerspricht er sich selbst so wenig als Seneca, welcher de ira II, 14. nach einer langen und eifrigen Declamation gegen den Zorn so fortfährt: Numquam itaque iracundia admittenda est; aliquando simulanda, si segnes audientium animi concitandi sunt: sicut tarde consurgentes ad cursum equos stimulis calcibusque subditis excitamus. Aliquando incutiendus est his metus, apud quos ratio non proficit. Die Gedanken folgen in unserer Stelle ganz natürlich so auf einander: „Wir müssen uns, sagt Cicero, „wie überhaupt, also auch, wenn wir mit andern sprechen, „vor stürmischen Gemüthsbewegungen, zumahl vor dem „Zorne, hüthen. Indessen kann der Fall eintreten, da „wir genöthiget sind, jemanden Verweise zu geben. Wenn „diese nicht unwirksam seyn sollen, so können sie, zuweilen „len wenigstens, nicht in dem sanftesten Tone gegeben „werden. Wir müssen die Stimme mehr als gewöhnlich „erheben, und Nachdruck und Gewicht in unsere Worte „legen. Es kann so gar nichts schaden, wenn der andere „glaubt, daß wir wirklich zürnen." Alsdann folgen zwey Vorsichtsregeln: Die erste, daß man zu diesem Mittel selten, und nie, als im Falle der Noth, schreite; die zweyte, daß man sich nicht wirklich vom Zorn übernehmen lasse. Die Worte id agendum etiam ut stehen offenbar in dem angezeigten Verhältnisse. Hätte Cicero das sagen wollen, was ihn Herr Garve sagen läßt, so hätte er nicht etiam, sondern die Einschränkungs-Partikel tamen setzen müssen. Gruter wollte dieß wirklich; und in der That ist der Sinn der Stelle nur so zu retten, wenn die Negation

beybehalten werden soll. Aber alsdann ist das, was ein wenig nachher folgt: sed tamen ira procul absit cet., nichts als müßige Wiederhohlung des schon Gesagten.

S. 89. **Die weiseste Einschränkung ist diese, daß wir gerade so viel, und nicht mehr thun, als unser Rang erheischt.** — Cicero sagt: Modus autem est optimus, decus ipsum tenere, de quo ante diximus. Dieß hat Herr Garve so übersetzt: „Dieses „Maß beobachten wir alsdann, wenn wir in solchen Sa„chen so viel thun, als zum Anstande nach den bishe„rigen Erklärungen nothwendig ist.“ **Welches sind die bisherigen Erklärungen von Anstand?** Ich finde nur eine, welche zu Ende des 27. Cap. gegeben wird, nähmlich diese: decorum id esse, quod ita naturae consentaneum sit, ut in eo *moderatio* et temperantia adpareat cum specie quadam liberali. Wenn demnach Cicero will, ut ea, quae pertinent ad liberalem speciem et dignitatem, *moderata* sint, und hierauf den modus durch das *decorum*, das decorum endlich durch *moderatio* erklärt, so führt er uns, wie Friedrich Heusinger ganz richtig bemerkt, in einem Zirkel herum. Allein decus ist hier nicht das decorum, sondern, wie ebenfalls Heusinger es erklärt: ornatus amplitudini ac dignitati cujusque rei vel hominis conveniens, oder vielleicht besser, die amplitudo und dignitas selbst. Die Worte de quo ante diximus beziehen sich auf die in eben diesem Capitel ertheilten Vorschriften, daß nähmlich ein Mann von Rang und Ansehen bey der Auswahl einer Wohnung allererstens zwar

auf sein eigenes Bedürfniß, daneben aber auch auf den zum Empfange derer, welche den Zutritt zu ihm verlangen können, nöthigen Raum, deßgleichen auf Bequemlichkeit und Schönheit zu sehen habe, ohne jedoch durch Pracht und Aufwand das Maß zu überschreiten, welches die Mittelstraße bestimmt.

S. 90. Diese Erklärung scheint auch auf die Klugheit zu passen, von welcher ich oben geredet habe. — Herr Garve glaubt hier eine Schwierigkeit entdeckt zu haben, deren Auflösung ihm nicht wenig Mühe macht. „Die Wahl der schicklichen Zeiten, sagt „er, die Ergreifung der sich anbiethenden Gelegenheiten „scheint ganz die Sache des Verstandes und der Beurtheilungskraft, nicht der Mäßigung zu seyn; und doch ist „die Mäßigung die Tugend, von welcher wir hier reden. „Cicero thut zur Beantwortung dieses Einwurfes nicht „viel mehr, als daß er ihn zugibt. Er gibt so gar mehr „zu, als mit der Natur der Sache und der Wahrheit bestehen kann. Er behauptet, daß die Fertigkeit, jedes „Ding zu seiner Zeit zu thun, nicht nur zur Klugheit gehöre, sondern diese Tugend selbst ausmache; nicht bloß „eine Folge derselben, sondern ihr Wesen sey, wonach sie „definirt werden könne. — Dessen ungeachtet, und ob „er sich gleich noch ausdrücklich erinnert, daß hier von „den Pflichten der Mäßigung und der Selbstbeherrschung „gehandelt werde, bleibt er dabey, daß auch von der „Ordnung in den Handlungen geredet werden müsse; ohne „zu zeigen, warum sie hierher gehöre, und warum sie un-

„ter dem Artikel der Klugheit übergangen worden sey.“ Hierauf bemüht sich Herr Garve das zu entwickeln, was Cicero deutlich gedacht, aber nicht ausführlich gesagt haben soll. — Die Schwierigkeit kann nicht auf diesem Wege gehoben werden. Denn sie ist nicht das, wofür sie Herr Garve hält. Sie beruhet lediglich auf der Zweydeutigkeit des Wortes prudentia, wodurch Cicero selbst, und durch ihn Herr Garve, sich hat irre führen lassen. Etwas anderes ist die prudentia, auf welche, nach Cicero's Bemerkung, die Erklärung passen soll, die er von der modestia gibt, und etwas anderes jene prudentia, von welcher oben geredet ward. Jene erstere ist das, was im eigentlichen Verstande Klugheit heißt — die Fertigkeit zu einem bestimmten Zwecke die besten Mittel und die gelegenste Zeit zu wählen; die letztere ist Einsicht und Wissenschaft im weitläufigsten Sinne. Cicero selbst nennt sie bald sapientia, bald perspicientia veri, und bald cognitio. Siehe Cap. 5. und 43. Auf diese kann die hier gegebene Erklärung durchaus nicht passen; und wie es zuging, daß Cicero beyde mit einander verwechseln konnte, das ist mir so unbegreiflich, als es gewiß ist, daß er sie verwechselt habe. Allein wenn dem so ist, so kommt es nun auch nicht länger in die Frage, warum Cicero hier, und nicht vielmehr da, wo von jener prudentia die Rede war, von der Mäßigung gehandelt habe. — Allein wie kommt es, daß eine und eben dieselbe Definition so wohl auf die Klugheit im eigentlichen Sinne, als auf die Mäßigung paßt? Sind denn beyde

nur dem Nahmen nach, und nicht in der That verschieden? Ich verwundere mich, wie dieser Punct Herrn Garve's Aufmerksamkeit entgehen konnte. Auch dieses Mißverständniß beruhet abermahl auf einer Zweydeutigkeit, oder vielmehr auf der Unbestimmtheit der gegebenen Erklärung. Sie paßt eigentlich nur auf das, was Cicero modestia nennt; allein den Begriff der Klugheit erschöpft sie nicht ganz. Beyde kommen darin überein, daß sie Zeit und Umstände wohl in Acht nehmen; allein sie sind verschieden in Rücksicht des Zweckes und ihrer Wirksamkeit. Jene, die modestia, bezweckt einzig den Wohlstand. Sie ist negativ, und besteht in der Vermeidung dessen, was zu Zeit und Umständen nicht paßt, und durch eine auffallende Disharmonie ein feines Gefühl verletzt. Aufmerksamkeit auf uns selbst, und auf die Lage, in welcher wir uns befinden, eine richtige Beurtheilung der Verhältnisse und Feinheit der Beobachtung setzen uns völlig in den Stand, die Pflichten dieser Tugend zu erfüllen. Die Klugheit hat immer einen positiven Zweck. Ihre Kraft äußert sich vorzüglich da, wo sie sich bloß leidend zu verhalten scheint. Sie nimmt Rücksicht auf Zeit und Umstände, und wählt nach diesen die Mittel, um einen Plan anzulegen und auszuführen, oder einen angelegten zu zerstören. Ihre Operationen, so einfach sie manchmahl in der Ausführung scheinen, gründen sich auf die feinsten Combinationen und die sorgfältigsten Berechnungen, welche einen seltenen Scharfblick in den versteckten Zusammenhang der Dinge, ein so schnelles als richti-

ges Ahndungsgefühl, und eine außerordentliche Gewandtheit des Geistes erfordern. Folglich besteht sie, wie ich oben sagte, in der Fertigkeit zu einem bestimmten Zwecke die besten Mittel, mit Hinsicht auf Zeit und Umstände, zu wählen.

S. 96. Selbst jene Weisheit, welche vor allen andern Kenntnissen [Vorzügen B.] den Rang behauptet. — Das Original sagt: Princepsque omnium virtutum illa sapientia; die erste aller Tugenden ist diejenige Weisheit, nach Herrn Garve's Uebersetzung. — Herr Garve macht hierüber folgende Bemerkung. „Dieser Beweisgrund ist subtil, meta„physisch, und also wenigstens nicht einleuchtend. Beym „ersten Anblicke scheint er so gar auf das Gegentheil von „dem zu führen, was er beweisen soll. Weil eine gewisse „Art von Weisheit die erste aller Tugenden ist: „eben deßwegen soll die Bewerbung um Weisheit über„haupt, das heißt um richtige Kenntnisse, nicht die erste „aller Pflichten seyn? Das scheint ungereimt. Gerade „der umgekehrte Schluß biethet sich am natürlichsten dar." Diese Bemerkung kommt mir so gegründet vor, als ich die Erklärung, wodurch Herr Garve im Verfolge den Sinn dieser Stelle dennoch zu retten sucht, wenig befriedigend finde. Wenn jene Weisheit die erste aller Tugenden ist, so ist ohne allen Zweifel auch das Streben nach dieser Weisheit die erste aller Pflichten; und alles, was dagegen eingewendet wird, kann nichts anders als Sophisterey seyn. Allein wie konnte Cicero so offenbar

widersprechend und ungereimt folgern? Und noch eine andere Frage: Wie konnte er Weisheit, das ist Wissenschaft und Erkenntniß, überhaupt eine Tugend nennen? Um die Wahrheit zu gestehen, ich glaube, daß er weder das eine, noch das andere gethan habe. Viel eher glaube ich, daß das Wort virtutum das Einschiebsel eines Correctors sey, welcher das in omnium versteckte Hauptwort ergänzen wollte. Man streiche es aus, und lese, principsque omnium illa sapientia, so wird auch jene Schwierigkeit einer ungereimten Folgerung verschwinden. Alsdann argumentirt Cicero folgender Maßen: „Diejenige Wissenschaft, welche wir Weisheit oder Philosophie nennen, behauptet unstreitig vor allen übrigen Arten der Erkenntniß den Rang. Diese Wissenschaft ist es, welche uns unter andern von den natürlichen und gesellschaftlichen Verhältnissen der Menschen unterrichtet. Wenn nun diese Kenntnisse den Rang vor andern haben; so müssen ihn auch die daher abgeleiteten Pflichten vor den übrigen Pflichten behaupten." Hierauf begegnet er einem Einwurfe, der gegen die Bündigkeit dieses Beweises gemacht werden könnte. Wenn jene Kenntnisse, so könnte man sagen, von so großer Wichtigkeit sind, so muß auch die Pflicht, sich dieselben zu erwerben, die wichtigste seyn. Diesen Einwurf beantwortet er so: „Freylich sind diese Kenntnisse von ungemeiner Wichtigkeit; aber sie sind es um des Einflusses willen, den sie auf das Wohl der menschlichen Gesellschaft haben. Diesen Einfluß aber können sie nur in so fern

„haben, als sie in Handlung übergehen. Ohne dieses „bleibt die Erkenntniß mangelhaft und unfruchtbar. Folg„lich haben auch hier die Pflichten, welche aus der ge„sellschaftlichen Verbindung entspringen, vor den Pflich„ten der Erkenntniß den Vorzug.„ Man sieht bald, daß hier abermahl das als erwiesen voraus gesetzt wird, was erst noch erwiesen werden sollte, nähmlich: Daß alles, was auf das Wohl der menschlichen Gesellschaft Einfluß hat, von der ersten Wichtigkeit sey. Folglich macht sich Cicero einer petitio principii schuldig. Allein dieses Versehen wird dadurch nicht gehoben, wenn man virtutum stehen läßt; hingegen wird das ungleich größere Versehen einer höchst ungereimten Folgerung gehoben, wenn man jenes Wort durchstreicht. Zur Bestätigung meiner Vermuthung kann ich noch dieses anführen, daß Cicero da, wo er nach dem Schluß der Parenthese den Faden wieder aufnimmt, und gerade den gleichen Gedanken wiederhohlen will, so fortfährt: illa autem sapientia, quam principem dixi, nicht principem *omnium virtutum*. [Ich habe *virtutum* durch Vorzüge übersetzt, und glaube so den erregten Schwierigkeiten begegnet zu seyn. B.]

S. 103. Vorher aber muß ich ein paar Worte von meinem Vorhaben überhaupt, und von der Auswahl meiner Beschäftigung und meinem Systeme voran gehen lassen. Im Lateinischen Texte heißt es: si pauca prius de instituto ac de *judicio* meo dixero. Ich habe mich immer an dem

Worte judicio, und, wie ich glaube, nicht ohne Grund gestoßen. Denn was soll es in dieser Verbindung heißen? Heusinger erklärt es so: cur haec philosophiae studia mihi recolenda judicaverim. Wenn Cicero dieß sagen wollte, und judicio schrieb, so hat er sich nicht wie ein guter Schriftsteller, sondern wie ein Neuling in der Kunst zu schreiben, ausgedrückt, welcher das, was er sagen will, nicht zu sagen weiß, und es so ungefähr zu merken gibt. Ich vermuthe daher, daß die wahre Lesart diese seyn möchte: de instituto atque *studio* meo. Beyde Wörter verbindet Cicero auch oben I, 32., wo es heißt: Hoc Herculi, Jovis satu edito, potuit fortasse contingere: nobis non item, qui imitamur, quos cuique visum est, atque ad eorum *studia institutaque* inpellimur. [Gernhard scheint *judicium* richtig zu erklären durch sententia et ratio, quam Cicero in philosophia sequitur. Ich habe es daher durch System übersetzt. Cicero rechtfertiget sich von der Mitte des zweyten Capitels gegen den Vorwurf, wie er, als Academiker, über einen philosophischen Gegenstand bestimmte Lehren geben könne. B.]

Eben das. Gewisse gute Männer, denen schon der bloße Nahme der Philosophie zuwider seyn möchte. — Herr Garve übersetzt, „mancher würdige Mann.„ Ich habe gegen die philosophische Toleranz, welche in dem Beyworte liegt, an sich nichts einzuwenden; aber davon bin ich überzeugt, daß sie nicht aus Cicero's Ton und Geiste genommen ist (ich könnte hinzu setzen, auch nicht aus der strengen Wahrheit,

welche jedes Ding mit seinem Nahmen nennt); wohl aber aus der accommodanten Höflichkeit unsers verfeinerten Zeitalters, welche es mit Nahmen bisweilen nicht allzu genau nimmt, um einen unangenehmen Conflict über Sachen zu vermeiden. Allein scharf genommen, möchte dieses Prädicat einem Manne, welchem schon der bloße Nahme der Philosophie verhaßt war, allenfalls zur Zeit des ältern Cato, aber schwerlich mehr zu der Zeit, da Cicero sein Buch von den Pflichten schrieb, zu vindiciren seyn. Ich setze nähmlich voraus, was ich nach dem Sprachgebrauche derer, welche richtig sprechen und schreiben, voraus setzen zu können glaube, daß Würde nicht bloß moralische Güte, sondern auch ein gewisses Maß von Kenntnissen und Einsichten erfordere, wodurch die Moralität gehoben und veredelt wird. Daß Cicero wenigstens hier keinen Nachdruck von Achtung auf die bonos viros gelegt habe, davon bin ich, wie gesagt, völlig überzeugt; und andere Stellen, wo er noch deutlicher spricht, bestärken mich in dieser Ueberzeugung. So sagt er *Tusc.* I, 3. Multi jam esse latini libri dicuntur scripti inconsiderate, ab optimis quidem illis viris, sed non satis eruditis. Wie dieß zu verstehen sey, zeigt uns die Parallel-Stelle *de offic.* III, 9., wo es heißt: philosophi quidam *minime mali* illi quidem, sed non satis acuti.

S. 108. Im Gegentheil haben Philosophen von vorzüglichem Ansehen — diese drey Begriffe — nie anders als in der Abstraction ge-

trennt. — Welches sind diese drey Begriffe? Bis dahin hat Cicero nur zwey erwähnt, nähmlich utile und honestum. Ich bin daher geneigt zu glauben, daß man haec *duo genera* lesen müsse. Es ist wahr, im Verfolge kommt noch ein dritter hinzu, nähmlich justum; und dieß mag es wohl seyn, was irgend einen Corrector verleitet hat, duo in *tria* zu verwandeln. Allein bey genauerer Einsicht der Stelle wird man finden, daß dieses justum nicht als ein drittes Stück der Vergleichung, sondern als Mittelbegriff angeführt wird, worin das utile und honestum sich vereinigen, nach der bekannten Regel: duo quum in tertio conveniunt, etiam conveniunt inter se. Dieß ist es offenbar, was Cicero hier beabsichtiget. „Was gerecht ist, sagt er, das ist auch nützlich; und „was moralisch gut ist, das ist gerecht: folglich sind „das moralisch Gute und das Nützliche Eines. [*Haec tria* ist mit Beziehung auf das nächst Folgende gesagt — justum — utile — honestum. B.]

S. 109. Folglich ist es der Mensch, von welchem man glaubt, daß er dem Menschen am meisten schade. — Homines hominibus obesse plurimum arbitrantur. Mehrere Handschriften schieben die Worte *et prodesse* ein, und Herr Garve ist dieser Lesart gefolgt. Er übersetzt: „Der Mensch aber steht unter den schädlichen, wie unter den nützlichen Dingen oben „an.„ In der That lassen sich zur Vertheidigung jener Worte Gründe anführen, welche ein ziemliches Gewicht

zu haben scheinen. Der vornehmste wird aus der Verbindung dieses Satzes mit dem, was darauf folgt, hergenommen. Wenn Cicero dem Menschen eine vorzügliche Kraft seines gleichen zu schaden zuschreibt, und diese Behauptung dadurch belegt, daß er zeigt, die meisten Vortheile, welche man von unbelebten Wesen zu ziehen glaubt, seyn nichts anderes als eine Wirkung menschlicher Kräfte, so stoßen die Ideen, statt sich wechselweise zu unterstützen, einander gerade zu ab. Nichts ist widersinniger als die Caussal-Partikel *enim*, welche den Grund von dem, was vorher ging, ankündigt, und den Grund von dem Gegentheile herbey führt. Man fügt noch zur Bestätigung der oben angezeigten Lesart hinzu: daß die nähmlichen Worte auch im fünften Capitel vorkommen, wo es heißt: Quum igitur hic locus nihil habeat dubitationis, quin homines plurimum hominibus *et prosint*, et obsint cet. — Ich will bey der letztern Bemerkung anfangen, welche ich mehr scheinbar als gründlich finde. Denn daraus, daß Cicero an dem einen Orte dem Menschen die größte Fähigkeit, seines gleichen nicht nur zu schaden, sondern auch zu nützen zuschreibt, folgt nicht nothwendig, daß er es an dem andern auch thun mußte. Er konnte hinlängliche Gründe haben, hier nur von dem einen, und dort von beyden zu sprechen; und diese Gründe finde ich wirklich in dem Zweck und Zusammenhange beyder Stellen. Im fünften Capitel mußte er es deßwegen thun, weil diese Worte nichts anderes als Recapitulation dessen seyn sollten, was er un-

mittelbar vorher im Detail gezeigt hatte. In unserer Stelle durfte er es deßwegen nicht thun, weil seine Absicht einzig dahin ging, die Menschen in der Classe schädlicher Wesen oben an zu setzen, indem die Götter hier keine Stelle finden. „Die Gottheit, will er sagen, „welche das mächtigste aller Wesen ist, kann ihrer Natur nach nicht schaden; folglich ist es der Mensch, welcher am meisten schaden kann.„ Wenn er nun hinzu fügte, „und welcher zugleich am meisten nützen kann,„ so sagte er allerdings etwas, das er hier nicht zu sagen brauchte. Noch mehr: ich behaupte, daß er es hier nicht sagen konnte, ohne dem, was er kurz vorher gesagt hatte, zu widersprechen. Denn er hatte bereits unter den nützlichen Wesen der Gottheit die erste, und dem Menschen die zweyte Stelle angewiesen: Proxime autem et secundum deos homines hominibus maxime utiles esse possunt. Kann er nun hier wieder nehmen, was er dort gegeben, oder geben, was er genommen hat? — Ganz anders verhält es sich mit der Stelle im fünften Capitel. Dort treten die Götter in der Classe nützlicher Wesen schon nicht mehr auf. Was er über sie zu sagen hatte, ist im dritten Capitel mit wenigen Worten gesagt: Deos placatos pietas efficiet et sanctitas. Er spricht nun von Menschen einzig in Vergleichung mit den vernunftlosen und unbelebten Wesen; und in dieser Rücksicht kann er ganz richtig sagen: Hic locus nihil habet dubitationis, quin homines plurimum hominibus et prosint et obsint. — Ein innerer Beweis gegen die Echtheit

jener Worte ergibt sich also aus dem Gesagten. Allein auch an äußern Beweisen fehlt es nicht. Sie finden sich weder bey Servius, welcher diese Stelle Aen. XII, 725. anführt, noch in den meisten Handschriften; und da, wo sie vorkommen, erscheinen sie mit Variationen und Versetzungen, welche ein ziemlich sicheres Merkmahl der Unechtheit sind. — Allein was wird aus dem Zusammenhang der Stelle, und ihrer Verbindung mit dem Folgenden werden, wenn wir diese Worte aus dem Texte verstoßen? — Mag daraus werden, was da will; die gesunde Critik spricht keinem Einschiebsel, das sie als ein solches erkennt, das Wort, um den Zusammenhang zu retten; am allerwenigsten läßt sie den Schriftsteller sich widersprechen, um die Gedanken desto besser grammatisch zu verbinden. Vielleicht gibt es ein anderes Mittel die angezeigte Schwierigkeit zu heben; und ich sehe wirklich, daß man mehr als einen Ausweg versucht hat. Facciolati will die ganze Stelle, von earumque bis arbitrantur, aus dem Texte werfen, und dadurch würde in der That der Zusammenhang so ziemlich hergestellt. Ich würde diese Auskunft annehmen, wenn ich kein leichteres Heilungsmittel zu sehen glaubte, ungeachtet sich noch verschiedenes dagegen einwenden läßt. Denn erstlich kommt in der ganzen Stelle kein Wort vor, welches Cicero nicht für das seinige erkennen dürfte: es wäre denn, daß man den hier etwas eigenen Gebrauch der Formel his exceptis für verdächtig halten wollte, welche man in diesem Falle, wie es Lange gemacht hat, ohne Nachtheil des

Sinnes, durchstreichen kann. Zweytens: Da Cicero in den beyden folgenden Capiteln neben den nützlichen Dingen auch der schädlichen erwähnt, so konnte er die letztern bey der Classification schwerlich übergangen haben; und doch hätte er sie übergangen, wenn diese Stelle unterschoben wäre. Eine andere Auskunft schlägt Michael Heusinger vor, welche sich aber sogleich von selbst widerlegt. Er nimmt alles, was von Deos placatos bis arbitrantur steht, als Parenthese. Dieses voraus gesetzt, würden die Worte ea enim ipsa cet. davon Rechenschaft geben, warum, nebst den Göttern, nur die Menschen und nicht auch die unbelebten Dinge, in die Classe der nützlichen Wesen gesetzt werden, welche mit Vernunft begabt sind. Sie finden, würde es heißen, darum keine Stelle darin, weil der Nutzen, den man von ihnen zieht, größten Theils eine Wirkung menschlicher Kräfte ist. Wie nun, wenn er es nicht wäre? Würden sie darum in jener Classe zu stehen kommen? — Man verstehe mich wohl! Wenn ich die auffallenden Ungereimtheiten, welche mir aus der von Heusinger vorgeschlagenen Verbindung zu folgen scheinen, aufdecke, so will ich sie damit nicht Heusingern selbst aufbürden. Ich bin es überzeugt, daß er eine Ansicht zu haben glaubte, welche einen vernünftigen Zusammenhang darböthe. Allein ich bin es eben so sehr überzeugt, daß diese Verbindung, bey der wahren Ansicht, auf jene Ungereimtheiten führen müsse. — Um nun endlich auch meine Meinung zu sagen, so glaube ich, daß alle ange-

zeigten Schwierigkeiten durch eine kleine Veränderung leicht gehoben werden können: wenn wir nähmlich, mit Ausschluß der Worte et prodesse, statt enim, *autem* lesen. Alsdann beginnt Cicero, nach beendigter Classification der nützlichen und schädlichen Dinge, mit den Worten *Ea autem ipsa* cet. einen neuen Abschnitt, wodurch die Hauptabhandlung selbst angebahnt wird. Da er nähmlich die Absicht hat, in diesem ganzen Buche von den Mitteln zu handeln, wodurch wir die Menschen geneigt machen können, uns zu nützen, so geht er von der Bemerkung aus, daß unter allen nützlichen und schädlichen Wesen nicht nur der Mensch die erste Stelle einnehme, sondern, daß auch der Nutzen und Schaden, dessen wir von andern Wesen gewärtig seyn können, größten Theils eine Wirkung menschlicher Kräfte sey, und daß es folglich von höchster Wichtigkeit für uns seyn müsse, die Herzen der Menschen zu gewinnen. Dieser Abschnitt fängt mit den Worten *Ea autem ipsa* an, und geht ununterbrochen bis ins sechste Capitel fort, wo er mit folgenden Worten endet: Hoc igitur cognito, dicendum est, quonam modo hominum studia ad utilitates nostras allicere atque excitare possimus. Dieß ist, wie ich glaube, klar, und rechtfertigt die von mir vorgeschlagene Veränderung. Wie häufig übrigens enim und autem in den Handschriften verwechselt werden, das weiß jedermann, der nur ein wenig mit den Verirrungen der Copisten bekannt ist. Man sehe meine Anmerkung zu *Cic. de divin.* II, 16. 19. 63.

S. 113. **Vorher aber muß ich eine kurze Bemerkung einschalten:** — „Die kleine Vorrede vom „Glücke, sagt Herr Garve, welche Cicero der Abhand„lung der Hauptmaterie voran schickt, biethet keinen ganz be„stimmten Sinn dar; wenigstens fällt die Absicht davon „nicht sogleich in die Augen. Will er dem Einwurfe „begegnen, daß das Glück zu unserer Wohlfahrt noch „mehr beytrage, als die Gunst der Menschen: wodurch „der Bewegungsgrund geschwächt werden könnte, den das „Verlangen nach dieser Gunst zu einer rechtschaffenen und „gemeinnützigen Aufführung gibt? Dieß ist ohne Zweifel „die vernünftigste Auslegung.„ Ich verwundere mich nicht, daß Herrn Garve die Absicht dieser kleinen Vorrede vom Glücke, wie er sie nennt, ein wenig versteckt schien. Ihm mußte sie es nothwendig scheinen; und so wie die Sachen für einmahl liegen, ist die Auslegung, welche er davon gibt, unstreitig die vernünftigste — aber dennoch nicht die wahre. Bevor ich dieses Paradoxon beleuchte, muß ich eine Bemerkung voran gehen lassen. Wenn Cicero, wie Herr Garve zu glauben scheint, und wie er es nach dem Lateinischen Texte und nach seiner Uebersetzung glauben mußte, wenn Cicero, sage ich, dem, was man Glück oder Zufall nennt, nur den geringsten reinen, und von fremder Einwirkung unabhängigen Einfluß auf menschliches Wohl oder Weh eingestand, so hat er bey der oben gemachten Classification der **nützlichen und schädlichen** Dinge ein Glied der Eintheilung übergangen, und damit gegen eine der bekanntesten Regeln der

Dialektik verstoßen. Daß Herr Garve dieß nicht noch früher wahrgenommen hat, als die von ihm gerügte Schwierigkeit, darüber muß ich mich verwundern. Allein Cicero hat nicht gefehlt, und beyde Schwierigkeiten, die, welche Herr Garve bemerkt hat, und die, welche ich eben angezeigt habe, beruhen lediglich auf einer fehlerhaften Interpunction des Textes. Man streiche das Komma nach habet durch, und setze es nach inanimis, so wird alles in bester Richtigkeit seyn. Um dieß zu zeigen, wird es nicht undienlich seyn, wenn ich die Gedankenfolge etwas vollständiger entwickele. Cicero theilt im Vorhergehenden die nützlichen Dinge in zwey Classen ein. Die eine begreift unbelebte Wesen, dergleichen die Metalle, die Producte der Erde, und andere Dinge von dieser Art sind; die andere belebte Wesen. Die letztern werden wieder in zwey Classen abgetheilt, in vernunftlose und vernünftige. Alsdann folgt noch eine Unterabtheilung der vernünftigen, in Götter und Menschen. Die Abtheilung der schädlichen Dinge ist die gleiche, mit Ausnahme der Götter. Nun fragt es sich, ob diese Abtheilung die Classen erschöpfe. Cicero erinnert sich, daß man dem Glück eine vorzügliche Kraft zu nützen oder zu schaden zuschreibt, und daß ihm folglich der Vorwurf gemacht werden könnte, er habe ein wesentliches Glied der Abtheilung übergangen. Er läugnet die Erscheinung an sich nicht; aber er erklärt sie so, daß es sich von selbst ergibt, daß das, was man Glück nennt, bereits in der gemachten Abtheilung begriffen sey.

Haec ipsa fortuna, sagt er, casus rariores habet primum ab inanimis — deinde a bestiis cet. Das heißt: „Diejenigen Begegnisse, welche man in der gewöhnlichen „Sprache dem Glücke zuschreibt, und welche sich selte„ner ereignen, was sind sie anders, als Wirkungen ent„weder lebloser Dinge, wie z. B. der Elemente, welche „uns durch ihre zerstörende Kraft schaden, oder aber „belebter, zum Exempel verschiedener Thiere, welche „uns auf mannigfaltige Weise verwunden und tödten? „Ferner: Die gewöhnlichern Ereignisse, als verlo„rene oder gewonnene Schlachten, die Gunst oder der „Haß des Volkes, Ehre, Würden u. s. w., wenn sie „gleich unter die zufälligen Dinge gerechnet werden „(quamquam fortuita sunt), weil ihre nähern oder ent„ferntern Ursachen nicht immer aufgedeckt vor uns lie„gen, sind dennoch im Grunde nichts anderes, als Wir„kungen der Menschen, Resultate ihrer Bemühungen, „und der günstigen oder ungünstigen Stimmung, worin „sie gegen uns stehen. Folglich theilen sich alle die Wir„kungen, welche dem Glücke oder dem Zufall zugeschrie„ben werden, unter die Glieder der gemachten Abthei„lung.„ — Ich muß mich übrigens um so viel mehr verwundern, daß die fehlerhafte Interpunction dieser Stelle noch keinem Commentator aufgefallen ist, da doch auch schon die philologische Ansicht der Worte darauf führen konnte. Denn fortuna ceteros casus rariores habet, statt ceteri fortunae casus rariores sunt, ist sicher unlateinisch gesagt. [Die Latinität der Redensart scheint

Gernhard hinlänglich gerechtfertigt zu haben, besonders durch die Stelle aus Cato maj. 19. quin etiam aetas illa multo plures, quam nostra, mortis *casus habet*. B.]

S. 116. Zwar mag der Beherrscher eines unterdrückten Volkes sich oft zur Strenge genöthiget sehen, gleich einem Herrn, der seiner Sclaven sich anders nicht versichern kann. — Sed iis, sagt Cicero, qui vi oppressos imperio coercent, sit sane adhibenda saevitia, ut heris in famulos, si aliter teneri non possunt. Dieß wird von Herrn Garve so übersetzt: „Doch denen, welche über gezwungene Unter„thanen, zum Beyspiele Herren, die über ihre Leibeige„nen herrschen, mag es vielleicht erlaubt seyn, Strenge „und Gewalt zu brauchen, wenn sie den Gehorsam der„selben anders nicht sichern können.„ Ich habe dagegen folgende Erinnerung gemacht. „Cicero redet in diesem „Capitel von Regenten, welche ihre Herrschaft auf „die Furcht der Untergebenen zu gründen suchen. Er „zeigt, wie thöricht eine solche Politik sey; macht aber „dennoch einen Unterschied zwischen denen, welche durch „eigentliche Usurpation und Unterdrückung zur „Herrschaft gelangt sind, und denen, welche in einem „Freystaat regieren. Er gibt es zu, daß den erstern „mehr Strenge — nicht erlaubt, sondern nothwendig „sey. Diejenigen, welche über Sclaven gebiethen, tre„ten hier nicht für sich, und als species generis, son„dern nur in so fern auf, als sie mit Unterdrückern und „Despoten in einem ähnlichen Falle sind, und also auf

„die traurige Nothwendigkeit, worein die letztern sich ge„setzt sehen, einiges Licht werfen können.„ Ich glaubte, daß dieses so ziemlich klar wäre; allein Herr Garve sucht in der neuen Ausgabe seine Uebersetzung zu rechtfertigen, und zwar durch folgende Gründe: „Gehört „der Zusatz, ut heris in famulos, sagt er, zum Subject, „so daß also die heri als ein Beyspiel von solchen Her„ren angeführt werden, deren Oberherrschaft über ihre „Untergebenen auf Gewalt gegründet ist: oder gehört „er zu dem Prädicat, adhibenda sit saevitia, so „daß er die Art der anzuwendenden Härte anzeigen „soll — eine solche nähmlich, wie sie die Herren gegen „ihre Sclaven gebrauchen? — Ich habe das erstere an„genommen — Erstlich, weil es im letztern Falle dem „Genius der Lateinischen Sprache weit gemäßer wäre zu sa„gen saevitia quam heri in famulos adhibent. Fürs andere „scheint mir das Verhältniß zwischen Herren und Leibei„genen schicklicher als ein Beyspiel, um die Gattung „der Herrschaft, von welcher hier die Rede seyn soll, „zu erklären, als wenn es ein Beyspiel zu Bezeichnung „der Verfahrungsart der Despoten gegen ihre Untertha„nen seyn sollte. Denn daß alle Leibeigenschaft ursprüng„lich aus Zwang und Gewalt entstanden ist, ist unstrei„tig. Daß aber alle Herren ihre Knechte grausam be„handeln, oder so zu behandeln gezwungen sind, ist „nicht richtig.„ Herr Garve nimmt zwey Fälle an, deren weder der eine noch der andere zum Zwecke des Cicero und in den Zusammenhang der Stelle paßt. Die

Worte ut heris in famulos gehören weder zum Subject, noch zum Prädicat; sie bilden einen eigenen Satz, welcher, wie oben gesagt ist, die Nothwendigkeit, worin der Despot sich befinden kann, die Unterdrückten durch Strenge im Zaum halten zu müssen, durch das ähnliche Verhältniß der Herren zu den Sclaven ins Licht setzen soll. Und dieses Beyspiel war um so viel schicklicher gewählt, da die Römer es beständig vor Augen hatten. Eines Beyspiels hingegen, um die Gattung der Herrschaft, wovon die Rede ist, zu erklären, bedurfte es nicht. Denn was vi oppressos imperio coercere sey, das ist an sich klar genug; am allerwenigsten durfte es den Römern erklärt werden, welche sich gerade damahls in diesem Zustande befanden. — Wenn ferner Cicero, nach Herrn Garve, eine solche Strenge für erlaubt hält, so frage ich, wer damit gemeint sey? Ob die Gebiether der Sclaven allein, oder auch die Unterdrücker, welche ihre Untergebenen unter dem Joche der Sclaverey halten? Wenn dieses: wie kann Cicero, bey seinem entschiedenen, so oft geäusserten Abscheu gegen jede Art von Unterdrückung, eine Maßregel für erlaubt halten, welche keinen andern Zweck hat, als die von ihm verabscheute Usurpation sicher zu stellen? Wenn jenes: wie reimt es sich mit dem Gegensatze: Qui vero in *libera* civitate ita se instruunt, ut metuantur, his nihil potest esse dementius? — Daß alle Herren ihre Knechte grausam behandeln, oder so zu behandeln gezwungen seyn, das ist ohne Zweifel unrichtig. Allein wer sagt dieß? Die nöthige Einschränkung liegt ja

in den Worten: si aliter teneri non possunt, welche sich offenbar auf famulos beziehen.

S. 121. **Ich werde nun von der Ehre reden.** — Herr Garve übersetzt: „Jetzt will ich vom Ruhme han„deln.„ Und in den Anmerkungen sagt er: „Ich habe „oben mit einem Worte angemerkt, daß zwischen unsern „und Cicero's Begriffen vom Ruhme ein in die Augen „fallender Unterschied sich findet. Nach unsern Begriffen „gehört zum Ruhme nicht Vertrauen, nicht Liebe. Es „ist dazu hinlänglich, wenn man durch vorzügliche Ta„lente, durch Werke, die man hervor gebracht, oder „durch Unternehmungen, die man ausgeführt hat, vielen „bekannt ist, und von vielen hoch geschätzt wird ꝛc.„ Herr Garve hat sich dieß Mahl nicht mit der einem philosophischen Schriftsteller von seinem Werthe zukommenden Bestimmtheit ausgedrückt; und dieser Mangel an Bestimmtheit hat ihn auch zu einem Fehlgriff in der Uebersetzung verleitet. Wenn Cicero Deutsch geschrieben und sich hier des Wortes **Ruhm** bedient hätte, so wäre Herrn Garve's Anmerkung gegründet; und daraus würde folgen, daß Cicero sich unrichtig ausgedrückt habe. So aber hätte Herr Garve eigentlich sagen sollen, daß — nicht zwischen unsern und Cicero's Begriffen vom Ruhme — sondern zwischen dem, was Cicero hier gloria, und dem, was der Deutsche **Ruhm** nennt, ein in die Augen fallender Unterschied sich finde. Und die natürliche Folge hiervon würde diese gewesen seyn, daß der Deutsche Uebersetzer nicht das Wort **Ruhm**, sondern einen Ausdruck

zu wählen habe, welcher dem Begriffe, den Cicero hier offenbar mit dem Worte gloria verbindet, entspreche. Wenn derjenige, den ich gewählt habe, auch nicht der angemessenste seyn sollte, so glaube ich doch, daß er angemessener sey, als der, dessen sich Herr Garve bedient hat. Man kann große moralische Vorzüge haben, und besonders Vertrauen und Liebe besitzen, ohne berühmt, aber nicht ohne geehrt zu seyn.

S. 120. f. Zuerst werde ich von den vorhin erwähnten drey Mitteln reden, wodurch wir uns andere gewogen machen können. — Ac primum de illis tribus, quae ante dixi benivolentiae praecepta, videamus. Ich weiß nicht, ob mein Gefühl mich darin täuscht, daß ich die Verbindung der Worte *benivolentiae praecepta* ein wenig sonderbar finde. Vorschriften lassen sich nur für das geben, was wir zu thun haben, und nicht für das, was andere gegen uns thun, oder was sie für uns empfinden. Also wäre benivolentiae praecepta hier statt *pariundae* benivolentiae praecepta gesagt: eine etwas seltsame Brachylogie, welche ich nicht Lust hatte, ins Deutsche über zu tragen. Allein ich habe, diese Worte betreffend, noch einige erheblichere Zweifel. Welches sind die drey Vorschriften, von welchen Cicero redet? Er kann nichts anders meinen, als was oben gesagt ist: Summa igitur et perfecta gloria constat ex tribus his: si diligit multitudo; si fidem habet; si cum admiratione quadam honore dignos putat. Und dieß kann er Vorschriften nennen? Dinge, die er hier selbst ausdrücklich für Be-

standtheile eines Begriffes erklärt hat? Doch wir wollen über die Form hinweg sehen, und uns seyn lassen, als hätte er gesagt: Wir müssen uns bey der Menge beliebt machen, müssen trachten, uns ihr Vertrauen zu erwerben u. s. w. Nach der äußern Form sind dieß allerdings Vorschriften; aber sind es auch Vorschriften, welche zeigen, was wir thun müssen, um uns des Wohlwollens anderer zu versichern? Was anderes hieße dieß, als mit andern Worten gerade so viel sagen: Um dich des Wohlwollens anderer zu versichern, mußt du trachten, dich des Wohlwollens anderer zu versichern? Wenn Cicero dieß gesagt hätte, so hätte er nicht bloß etwas Triviales, sondern etwas sehr Abgeschmacktes gesagt. Und darin, daß es etwas sehr Abgeschmacktes ist, läge schon, wie ich denke, ein ziemlich statthafter Beweis, daß er es unmöglich gesagt haben könne. Allein auch den historischen Beweis, daß er es nicht gesagt habe, bin ich im Stande zu geben. Jene drey Dinge nähmlich, welche unsere Stelle benivolentiae praecepta nennt, werden in derjenigen Stelle, auf welche diese zurück weist, ausdrücklich als die Bestandtheile der Ehre angegeben. Denn Cicero sagt: Summa igitur et perfecta *gloria* (nicht benivolentia) constat ex tribus his: si diligit multitudo cet. Diese letztern Worte, si diligit multitudo, drücken eben das aus, was Cicero selbst benivolentia heißt, wenn er im eilften Capitel sagt: itaque illa tria, quae proposita sunt ad gloriam, omnia justitia conficit; et *benivo-*

lentiam, quod prodesse vult plurimis cet. Wenn also die Worte, *benivolentiae praecepta* von Cicero selbst herkommen, so hat er nicht nur darin sich selbst widersprochen, daß er eben dieselben drey Dinge in der frühern Stelle partes *gloriae*, und in der spätern *benivolentiae* praecepta nennt, sondern, was noch merkwürdiger ist, eines von diesen praeceptis *benivolentiae* ist die *benivolentia* selbst. Welche ungeheure Absurdität! — Bis dahin hätten wir es, denke ich, so ziemlich im Reinen, jene beyden Worte, als eine offenbare Rand-Glosse, welche auf den Inhalt dessen, was hernach folgt, deuten wollte, aus dem Texte zu werfen. Allein wir sind noch nicht am Ausgange. Bevor ich meine Leser den Tag völlig sehen lasse, muß ich sie wieder ein wenig ins Dunkel hinein führen. Wir müssen nähmlich zuerst sehen, was etwa daraus entstehen könnte, wenn wir jene critische Cur versuchen. Und hier fällt es sogleich auf, daß die zunächst folgenden Worte: quae quidem beneficiis capitur maxime, mit jenen obigen zugleich fallen müssen. Denn *quae* hat nichts, woran es sich halten kann, so bald man benivolentia wegnimmt. Und auch diesen Worten den Ausschluß zu geben, geht deßwegen nicht an, weil abermahl das, was folgt, sich auf jenes bezieht, und kein *secundo* möglich ist, wenn kein *primo* voran gegangen war. Am báldesten wäre freylich der Sache geholfen, wenn man, nebst jenen zwey Worten, zugleich alles, was daran hängt, und also die ganze Stelle, von *quae quidem* bis zu *suppetit*, mit einem einzigen herzhaften Zuge durchstreichen

würde. An Gründen sollte es mir auch nicht fehlen, um einem solchen critischen Wagestück einen ziemlichen Anstrich von Wahrscheinlichkeit zu geben. Fürs erste ist die unnöthige Wiederhohlung des Wortes *benivolentia* ein wenig anstößig, und ich frage jeden Leser von Geschmack, ob nicht besser so gelesen würde: Ac primum de illis tribus, quae ante dixi benivolentiae praecepta, videamus: quae quidem beneficiis capitur maxime; secundo autem loco benefica voluntate movetur, etiam si res forte non suppetit? Zweytens stößt auch die Formel benivolentia beneficiis *capitur*, welche Lambin, ein feiner Kenner der Latinität, und ins besondere der Ciceronianischen Latinität, mit allem Grunde, wie mich dünkt, für unlateinisch erklärt hat. Indeß wäre für beydes noch Rath zu schaffen, wenn man mit Lambin *benivolentia* aus dem Text stieße, und *paritur* statt *capitur* läse. Allein eine andere Schwierigkeit, die ich nicht zu heben weiß, wenn diese Stelle hier stehen bleibt, ergibt sich unmittelbar aus dem Inhalte derselben. Es hat nähmlich den Anschein, als ob Cicero zur Ausführung jener drey schreiten wolle, welche er benivolentiae praecepta nannte. Erstlich, sagt er, benivolentia beneficiis capitur maxime; zweytens, benefica voluntate movetur, etiam si res forte non suppetit. Man erwartet ein drittes praeceptum benivolentiae, welches nicht kommt. Dagegen kommt nun wirklich die Ausführung jener drey Stücke; si *diligit* multitudo; si *fidem* habet; si cum *admiratione* quadam honore dignos putat, nach der Ordnung. Das erste hier; ve-

hementer autem *amor* multitudinis commovetur. Das zweyte in eben diesem Capitel; *fides* autem ut habeatur cet. Das dritte endlich in dem Folgenden; erat ex tribus — hoc tertium, ut cum *admiratione* hominum honore ab iis digni judicaremur. Welche Verwirrung! Und nun das Resultat von diesem allem. Sollen wir über die ganze Stelle den Stab brechen? Ich habe zwey Bedenken, aus welchen ich mich dazu noch nicht berechtigt glaube. Erstlich ist sie in Absicht des Ausdruckes, mit Ausnahme des einzigen Wortes *capitur*, Cicero's vollkommen würdig. Zweytens: um sie mit vollem Rechte aus dem Texte hinaus zu werfen, muß man mit Wahrscheinlichkeit zeigen können, auf welchem Wege sie hinein gekommen sey; und dieß leuchtet aus dem Gesagten noch nicht ein. Bevor ich meine eigentliche Meinung darlege, muß ich meine Leser wieder ein wenig rückwärts führen; und ich bitte sie, über den mannigfaltigen Irrgängen nicht unwillig zu werden. Am Ende wird es sich wohl zeigen, ob irgend einer von allen unnöthig war. Da, wo es nicht um einen Machtspruch, sondern um Ueberzeugung zu thun ist, ist der gerade Weg nicht allemahl auch der beste. Meine letzte Bemerkung betrifft diejenige Stelle, welche sich an die Worte, ac primum de illis tribus cet. von oben her anschließt. Haec autem, sagt Cicero, si est simpliciter breviterque dicendum, quibus rebus pariuntur a singulis, eisdem fere a multitudine. Sed est alius quoque quidam aditus ad multitudinem, ut in universorum animos tamquam influere possimus. Welches sind

die Mittel, wodurch man einzelnen Personen, oder welches die, wodurch man der Menge, oder welches die, wodurch man beyden beykommen kann? Ich will eben nicht behaupten, daß Cicero alle diese Fragen, oder auch nur eine derselben hier durchaus beantworten mußte. Vielleicht beantworten sie sich, einzeln oder insgesammt, durch das, was im Verfolge gesagt wird. Allein so viel kann ich wohl behaupten, daß Cicero, wenn er doch nicht mehr sagen wollte, als hier wirklich gesagt ist, etwas sehr Entbehrliches sagte; und daß es das Ansehen hat, als ob die Worte, est *alius* quoque quidam aditus ad multitudinem auf etwas Positives hinweisen wollten. — Ich habe nun der Prämissen genug, um daraus einen Schluß zu ziehen. Non enim, ut quaereremus, exposuimus, sed ut explicaremus. Aus dem Gesagten ergeben sich, wie ich glaube, mit völliger Evidenz nachfolgende zwey Puncte. Erstlich: daß die Worte *benivolentiae praecepta* offenbar von einer fremden Hand herrühren. Zweytens: daß das Folgende, von *quae quidem* bis *suppetit*, weder mit vollgültigem Rechte aus dem Texte gestoßen, noch an dieser Stelle geduldet werden kann. Entweder ist keine Auskunft, oder nur diese einzige übrig, daß wir eine andere Stelle ausfündig machen, in welche sie in jeder Rücksicht vollkommen hinein passen; und eine solche Stelle glaube ich wirklich entdeckt zu haben. Man lasse dieses alles, mit Ausschluß des einzigen Wortes *benivolentia*, nach *multitudine* folgen, und lese die ganze Stelle in folgender Ordnung: Summa igitur

et perfecta gloria constat ex tribus his; si diligit multitudo, si fidem habet, si cum admiratione quadam honore dignos putat. Haec autem, si est simpliciter breviterque dicendum, quibus rebus pariuntur a singulis, eisdem fere a multitudine. Quae quidem beneficiis capitur maxime: secundo autem loco benefica voluntate movetur, etiam si res forte non suppetit. Sed est alius quoque quidam aditus ad multitudinem, ut in universorum animos tamquam influere possimus. Ac primum de illis tribus, quae ante dixi, videamus. Vehementer autem amor multitudinis commovetur ipsa fama et opinione liberalitatis cet. Und nun sind, wie ich denke, alle Schwierigkeiten mit Einem Mahle gehoben. Mit den Worten *benivolentiae praecepta* verschwinden zugleich alle die Ungereimtheiten und Widersprüche, welche darin liegen. Die Worte *quae quidem — suppetit* zerreißen nicht länger den Faden, wodurch das Vorhergehende mit dem Folgenden so gut zusammen hängt. Sie stehen mit dem Worte multitudine in dem besten, grammatischen so wohl als logischen, Verhältnisse. Sie zeigen das Mittel an, wodurch die Menge so gut, wie einzelne Personen, sich vorzüglich gewinnen läßt, und geben dadurch den Worten, sed est *alius* quoque quidam aditus cet. eine positive Richtung. Endlich braucht der Ausdruck *capitur* nicht verändert zu werden. Er ist hier so gut, angemessen, und Lateinisch, als er es dort nicht war. Ungeachtet ich dadurch alle Bedingnisse vollkommen erfüllt glaube, welche nicht nur den Uebersetzer, sondern den Herausgeber zu

einer solchen Versetzung berechtigen, so habe ich gleichwohl im Deutschen die bisherige Ordnung beybehalten, und die Lücken und Fehler im Zusammenhange der Gedanken so gut, wie möglich, zu verstecken gesucht. Ich werde das Urtheil der Kenner über die vorgeschlagene Veränderung abwarten, und mich freuen, wenn man mir eher den Vorwurf der Schüchternheit, als der Raschheit machen sollte. Uebrigens wird man der nach meinem Vorschlage geänderten Uebersetzung hier wenigstens eine Stelle nicht versagen. „Die vollkommene Ehre im aus„gedehntesten Sinne des Wortes umfaßt folgende drey „Stücke: daß wir vom Volke geliebt werden; daß wir „sein Vertrauen besitzen; daß es unsern Werth zu schä„tzen wisse, und uns der öffentlichen Aemter würdig halte. „Die Mittel, hierzu zu gelangen, sind, um kurz und „natürlich von der Sache zu reden, bey einzelnen Per„sonen und bey der Menge ungefähr eben dieselben. „Wirkliche Wohlthaten sind unstreitig das sicherste Mit„tel sie zu gewinnen. Hiernächst ist es schon die bloße „Neigung zur Wohlthätigkeit, was sie uns gewogen macht, „wenn es uns auch gleich an Vermögen dazu gebricht. „Allein es gibt noch ein gewisses anderes Mittel, sich, „um mich so auszudrücken, in die Herzen der Menge „hinein zu stehlen. Ich werde den Anfang mit jenen „vor erwähnten drey Stücken machen.„]

[Gernhard bemerkt: *benivolentiae praecepta*] Sc. comparandae. Praepositio *de* pro *ex* legitur etiam III, 7. extr. (Siehe meine Anmerkung zu Suetonius Aug. 17.)

Cicero, postquam gloriae partes enumeravit, easdem discernit ratione eorum, apud quos gloria quæritur; tum docet, quibus rationibus tria illa possint comparari. Alle Schwierigkeiten sind indessen durch diese Bemerkung nicht gehoben; besonders auffallend ist, daß das Relativum quae auf das allgemeine benivolentia gerichtet wird, da doch nach dieser Ansicht nur das specielle amor multitudinis (si diligit multitudo) behandelt werden soll. B]

S. 131. In einem Alter, in welchem insgemein die Vorübungen schon zum Ruhme gerechnet werden, zeigte Crassus, so wie vormahls Demosthenes ꝛc. — Im Lateinischen heißt es: Et qua aetate qui exercentur, laude affici solent, ut Demosthenem (al. de Demosthene) accepimus, ea aetate L. Crassus ostendit cet. Das heißt, nach Herrn Garve's Uebersetzung: „In einem Alter, in welchem andere wegen des Fleißes in ihren Vorübungen gelobt werden, „(wie dieß bey Demosthenes selbst der Fall war,) zeigte „Crassus ꝛc." Ich habe mich nicht enthalten können, die glückliche Versetzung, welche Ruhnkenius in seinen Anmerkungen zu Rutilius S. 108. vorschlägt, bey meiner Uebersetzung zum Grunde zu legen. Er liest nähmlich so: Et qua aetate qui exercentur, laude affici solent, ea aetate, ut Demosthenem [nach Heusinger. Ruhnkenius hat noch die ältere Lesart de Demosthene B.] accepimus, L. Crassus ostendit cet. Die gewöhnliche Lesart enthält eine auffallende historische Unrichtigkeit. Crassus klagte den Carbo in seinem neunzehnten oder nach andern im ein-

und zwanzigsten Jahre an. Demosthenes trat in seinem achtzehnten, und also noch etwas früher, mit der Anklage gegen seine Vormünder auf. Wie konnte ihn denn Cicero als Schatten wählen, um den Glanz des Crassus zu heben? Ich weiß es sehr wohl, daß nicht jede Unrichtigkeit, und eine historische so wenig als jede andere, uns an sich berechtigen kann, den Schriftsteller, bey welchem sie vorkommt, nach der Wahrheit zu berichtigen; und ich selbst habe irgendwo (*de divinat.* II, 39.) die Gründe gegen eine solche Critik geltend gemacht. Aber eine Unrichtigkeit, wie die vor uns liegende ist, gehört unter die Ausnahmen. Cicero konnte mit der Geschichte nicht so unbekannt seyn, um diesen Umstand nicht zu wissen, und wenn er ihn auch nicht gewußt hätte, so würde er sich geschämt haben, auf bloßes Gerathewohl hin, und ohne sich nach der Sache näher zu erkundigen, den größten Redner des Alterthums ausdrücklich zu diesem Zwecke anzuführen. Denn so etwas ist nicht etwa bloß ein Fehler des Gedächtnisses, nicht bloß Unwissenheit, auch nicht bloß Nachlässigkeit, sondern wahre Unverschämtheit.

Eben das. **Es sind noch Briefe von drey der klügsten Männer des Alterthums vorhanden** — Exstant epistolae — trium prudentissimorum (sic enim accepimus). Ich habe es nicht von mir erhalten können, die beygefügte Parenthese zu übersetzen. Wer im Stande ist, selbst zu urtheilen, der wird über eine Sache, wozu die Data vor ihm liegen, nie dem Urtheile anderer nachtreten; am allerwenigsten durfte Cicero

in Ansehung der Klugheit eines Philippus, Antipater und Antigonus sich auf das Zeugniß der Ueberlieferung berufen. Ich halte diese Worte für eingeschoben, und auch die beyden vorhergehenden trium prudentissimorum sind mir verdächtig. Wenigstens kann das Hauptwort virorum, welches nur in einer einzigen Handschrift vorkommt, davon nicht wegbleiben.

S. 132. Der Zuhörer glaubt es zu fühlen, daß ein solcher Redner an Verstand und Einsichten allen andern überlegen seyn müsse. — Cicero sagt: Quem qui audiunt, intelligere etiam et sapere plus, quam ceteros, arbitrantur. Dieß wird von Herrn Garve so übersetzt: „Seine Zuhörer dünken selbst, „indem sie ihn hören, sich weiser, und glauben mehr ein„zusehen als andere." In den philosophischen Bemerkungen sucht Herr Garve die Gründe dieser psychologischen Erscheinung anzugeben. Entweder täuscht mich alles, oder der Sinn, welchen er in dieser Stelle zu finden glaubt, ist von ihm selbst hinein getragen. Schon die Bemerkung an sich scheint mir zu subtil, und beynahe möchte ich sagen, zu raffinirt, als daß Cicero sie gemacht haben könnte. Allein, wenn dem auch nicht so wäre, so paßt sie doch nicht zu dem Zweck und Zusammenhang der Stelle. Unstreitig liegt in dem Selbstbetrug, den eine gewisse Art von Beredsamkeit bewirken kann, daß der Zuhörer an sich selbst einen Grad von Einsichten und Beurtheilungskraft wahrzunehmen glaubt, dessen er sich vorher nie bewußt war, das feinste Lob für den Redner selbst. Allein dieses

Lob ist es nicht, welches Cicero hier meint. Er spricht von der **Bewunderung** des **Redners**, und von dem Eindrucke, welchen er zu seinem **eigenen Vortheile** auf die Menge macht, also gerade von dem, was durch jenes täuschende Gefühl mehr verdunkelt als gehoben wird.

S. 147. **Sie bilden sich so gar ein, andern einen Dienst erzeigt zu haben, wenn sie sich von ihnen die größte Wohlthat erweisen lassen. Auch werden sie immer glauben, daß, wer sich ihnen gefällig erzeigt, dafür etwas verlange oder erwarte** — Herr Garve hat diese beyden Bemerkungen über den Undank der Großen und Reichen in ein solches Verhältniß gesetzt, daß in seiner Uebersetzung die zweyte den Grund der erstern enthält. „Diese, heißt es, lassen sich sehr ungern Verbindlichkeiten „auflegen — vielmehr sehen sie es als eine Wohlthat an, „welche sie erweisen, wenn sie von andern auch noch so „große Dienste annehmen. Sie fürchten nähmlich, daß „jeder, der ihnen dient, noch größere Gegendienste von „ihnen verlangen oder erwarten werde." Diese Verbindung der Gedanken ist weder in der Sache selbst, noch in dem grammatischen Verhältnisse der Sätze, und also auch nicht in dem Geist der Stelle gegründet. Der Vornehme und Reiche rechnet dem gemeinen Manne die Dienste, welche er sich von ihm erweisen läßt, nicht deßwegen, weil er ihn im Verdachte des Eigennutzes hat, sondern aus reinem Stolz und Verachtung alles dessen, was an

Rang und Reichthum unter ihm steht, so hoch an. Der Hülfe oder des Beystandes eines Niedrigern zu bedürfen, ist in seinen Augen für ihn selbst eine Erniedrigung, und also ganz natürlich auch eine Erhöhung für den, welchen er des Glückes würdiget, zu seinem Nutzen oder Vergnügen Zeit und Kräfte zu verwenden. Diese Bemerkung ist so unläugbar in der Erfahrung gegründet, als es anderseits gewiß ist, daß der Geringere insgemein diesem Stolze dadurch Nahrung gibt, daß er durch die so geheißene Herablassung des Großen sich geschmeichelt fühlt, und ohne die mindeste Rücksicht auf Wiedervergeltung, durch die bloße Ehre ihm dienen zu können, für seine Dienste sich mehr als hinlänglich belohnt glaubt. — Ganz von diesem Gefühle des Stolzes und der Verachtung verschieden, ist der zum Verdachte eigennütziger Absichten aufgelegte Argwohn. Der Glaube an edelmüthige Aufopferung und absichtlose, reine, menschenfreundliche Verwendung seiner Kräfte findet schon an sich in einer kleinlich eiteln, von dem eingebildeten Werthe des Geldes und äußerer Vorzüge aufgeblasenen Seele nicht Raum. Und da diese Classe von Menschen sich gewöhnlich von einer Menge solcher Leute umlagert sieht, welche in der That von ihrem Reichthum oder Einflusse einigen Vortheil zu ziehen trachten, so muß es ihnen natürlich um so viel schwerer werden, irgend jemand, der sich ihnen von freyen Stücken nähert, von eigennützigen Absichten rein zu glauben. Von dieser Seite muß man diese beyden kurz angedeuteten und nicht ausgeführten Bemerkungen ansehen. Cicero selbst hat sie beyde

durch eben die Partikeln unterschieden, durch welche allem Ansehen nach Herr Garve irre geleitet ward. Er hielt die Worte *atque etiam* für verbindend; und sie sind es nicht. Sie bezeichnen in Cicero häufig den Fortschritt zu einem neuen meistens noch wichtigern Puncte, als der vorhergehende war. So oben Cap. 15. Multi patrimonia effuderunt inconsulte largiendo. — Atque etiam sequuntur largitionem rapinae. Eben so unten Cap. 21. Danda etiam opera est, ne — propter aerarii tenuitatem tributum sit conferendum. — Atque etiam omnes, qui rem publicam gubernabunt, consulere debebunt, ut earum rerum copia sit, quae sunt necessariae. Man sehe auch meine Anmerkung *de divin.* II, 9. Nihil ergo illis profuisset divinare. Atque etiam cet. Um diese Bedeutung in unserer Stelle auffallender zu machen, würde es rathsam seyn, nach *acceperint* ein Punctum zu setzen.

S. 158. **Allein ich vermuthe, der große Mann habe diese beyden Dinge absichtlich übergangen, weil er glaubte, daß es hierüber keiner Vorschriften bedürfte; denn, daß sie in die Rubrik des Nützlichen gehören, das wird wohl niemand läugnen.** — Quas res a summo philosopho praeteritas arbitror, quod essent faciles: *sunt certe utiles.* Heumann und Heusinger hielten die letztern Worte für das Einschiebsel einer fremden Hand; vermuthlich deßwegen, weil sie glaubten, daß dadurch die zunächst vorhergehenden Worte beschränkt werden sollten, und daß man so zu ergänzen habe: „Panätius über-

„ging diese beyden Stücke absichtlich, weil er glaubte, „daß sie leicht wären; und wenn sie nicht leicht „sind, so sind sie wenigstens nützlich." Eine Verbindung, welche in der That kaum abgeschmackter seyn könnte. Allein die Worte sind ohne allen Zweifel echt, und stehen mit den vorhergehenden in dem besten Zusammenhange. Die Stelle muß nähmlich so ergänzt werden. „Panätius „überging diese beyden Stücke vermuthlich deßwegen, weil „er glaubte, daß sie an sich klar genug seyn. Wenig„stens kann er sie nicht deßwegen übergangen „haben, weil er glaubte, daß sie nicht unter „die nützlichen Dinge gehören; denn unstreitig ge„hören sie unter diese." Ob Herr Garve den Sinn so gefaßt habe, das leuchtet mir wenigstens aus seiner Uebersetzung nicht ein. Sie lautet folgender Maßen: „Zwey „Stücke sind von Panätius ausgelassen worden: beyde viel„leicht deßwegen, weil dieser große Philosoph sie für sehr „leicht ansah, ob ich gleich zugebe, daß sie beyde sehr noth„wendig sind."

S. 159. **Und der dritte? Gemeine Viehzucht.** — Quid tertium? Male pascere. Diese Lesart steht in einer einzigen Handschrift. Die übrigen lesen statt *male pascere* — *bene vestire*, und eine derselben *vitire* statt *vestire*. Diese vielleicht verdorbenen Variationen mögen wohl von Copisten oder Correctoren herrühren, welche sich in den Sinn der Lesart male pascere nicht zu finden wußten. Auch Pearce weiß sich darein nicht zu finden, und schlägt daher vor *non* male pascere. Allein ich

denke dieses und satis bene pascere werden so ziemlich Eines und eben dasselbe bedeuten. Wenigstens sind sie nicht verschieden genug, um einen richtig abgemessenen Stufengang zu bezeichnen. Daß es übrigens mit der Lesart male pascere, was auch allenfalls immer dagegen einzuwenden seyn möchte, nicht ganz aus dem Leeren sey, das beweist eine von den Auslegern hier angeführte Stelle des Columella, welcher, zwar nicht ohne großes Befremden, sagt, daß es Schriftsteller gebe, welche dem Cato wirklich eine so ungereimte Antwort in den Mund legen. Ceterum, so sagt er, de tam sapiente viro piget dicere, quod eum quidam auctores memorant, eidem quaerenti, quodnam tertium in agricolatione quaestuosum esset? asseverasse, si quis vel male pasceret: quum praesertim majus dispendium sequatur inertem et inscium pastorem, quam prudentem diligentemque compendium. Wenn der gute Columella hierbey an diese Stelle des Cicero dachte, so hätte er sich über die angebliche Ungereimtheit dieser Antwort allerdings etwas weniger kathegorisch ausdrücken sollen. Denn wenn ein weiser Mann etwas sagt, oder, welches gleich viel ist, wenn ein weiser Mann den andern etwas sagen läßt, das uns ungereimt scheint, so gehen wir allemahl sicherer, wenn wir annehmen, daß wir das Gesagte nicht recht verstehen. Und dieß, denke ich, ist gerade hier der Fall. Columella verstand unter male pascere eine schlechte und nachlässige Behandlung der Herden, und darum mußte er nothwendig die Antwort des Cato ungereimt finden. Cato verstand ohne

Zweifel magere Weiden, auf welchen das Vieh nur dürftige Fütterung findet. Dieß kann immer noch male pascere in Vergleichung mit fruchtbaren Weiden heißen, wenn auch gleich der Ertrag den Aufwand um ein Beträchtliches übersteigt. Denn das Schlechte ist ein relativer Begriff. Es ist schlecht in Vergleichung mit dem Bessern. In Vergleichung mit etwas noch Schlechterm kann es gut seyn. So sagt zum Beyspiel der Kaufmann: Der Handel geht schlecht, wenn auch gleich seine Capitalien ihm sich besser verzinsen als dem Rentier. Denn er ist daran gewöhnt, ungleich höhere Interessen zu ziehen. Um indessen auch bey den Deutschen Lesern ein allfälliges Mißverständniß zu verhüthen, habe ich lieber gemeine Viehzucht, als, wie Herr Garve, schlechte Viehzucht übersetzt.

S. 160. Ich wünschte auch sagen zu können, von dem vernünftigen Gebrauche des Geldes. — Ich habe nach der Handschrift von Lange übersetzt, welche so liest: *vellem* etiam de utenda. Die übrigen Handschriften haben *vellem* nicht; und, was mir unbegreiflich ist, auch die Commentatoren erklären sich insgemein dagegen. Michael Heusinger meint, es wäre etwas ganz Ueberflüssiges gewesen, zu wünschen, daß die Wechsler sich auch auf den Gebrauch des Geldes verstehen möchten. Man müßte, sagt er, diese Leute wenig kennen, wenn man es nicht wüßte, daß sie manchmahl im Umgange über diese Materie recht klugen Rath ertheilen. Zur Bestätigung dessen führt er den Wechsler Lykon an,

welcher bey Plautus hierüber, wie er sagt, folgender Maßen philosophirt: *Qui homo mature quæsivit pecuniam, nisi eam mature parsit, mature esurit.* In der That eine feine Philosophie, welche die Sache mit wenigen Worten aus dem Grunde erschöpft — nur diejenige Sache nicht, von welcher hier die Rede ist! Denn es ist doch wohl etwas anderes, das Geld sparen, und etwas anderes, es gebrauchen. Diese Stelle rechtfertiget vielmehr die Langische Lesart, statt sie zu widerlegen. Ueberhaupt ist es weder die Gewohnheit, noch auch das Geschäft der ehrlichen Männer, von welchen Cicero redet, über die Verwendung und den Gebrauch des erworbenen Geldes gute Auskunft zu geben. Die Aufhäufung und Aufbewahrung, oder, welches gleich viel ist, den Nichtgebrauch desselben verstehen sie im Gegentheil recht gut. Ich sollte glauben, die Ironie, welche in dieser ganzen Stelle herrscht, wäre auffallend. Und dennoch haben Gronov und Pearce, jener einer der größten, dieser ein nicht unfeiner Critiker, so gar die Worte optimis viris in baarem, eigentlichem Ernste genommen; ungeachtet Cicero selbst oben I, 42. die Begangenschaft dieser Leute unter die unedeln und verhaßten Arten des Erwerbes setzt. Worüber ich mich am meisten verwundere, ist dieses, daß auch Herr Garve die Lesart des Langischen Coder verworfen hat. Er übersetzt: „auch wie man es genießen solle."

S. 172. Um also bey jeder Collision des moralisch Guten mit dem, was wir nützlich nennen, vor Fehlgriffen gesichert zu seyn, halte

ich es für gut, eine allgemeine Regel fest zu setzen ꝛc. — Welches ist diese allgemeine Regel? Herr Garve glaubt sie zu Anfange des fünften Capitels gefunden zu haben, wo es heißt: Detrahere aliquid alteri, et hominem hominis incommodo suum augere commodum, magis est contra naturam, quam mors, quam paupertas, quam dolor, quam cetera, quae possunt aut corpori accidere, aut rebus externis. Diese Worte sind es, welche er als Regel des Cicero zur Entscheidung der Collisions-Fälle aufstellt. Ich wundere mich, daß sich nicht Herrn Garve zwey Bemerkungen über diese Regel von selbst dargebothen haben. Mir wenigstens fällt erstlich der allzu lebhafte, und ans Declamatorische gränzende Ausdruck dieser Stelle auf, welche mir nicht das Ansehen eines Grundsatzes hat, der mit guter Art an der Spitze einer philosophischen Untersuchung stehen kann. Zweytens: So gern ich auch Herrn Garve zugebe, daß es ein edler und vortrefflicher Grundsatz sey, so wenig scheint er mir, als Regel für Collisions-Fälle des Nützlichen und moralisch Guten, die auffallende Helle und Leichtigkeit zu haben, welche nöthig ist, um jeden Streit des einen mit dem andern kurz und bündig zu entscheiden. Wenigstens glaube ich einen andern Grundsatz zu kennen, welcher diesen Erfordernissen ungleich besser genug thun würde. Ich meine jenen Stoischen Grundsatz, welchen Cicero in diesem Buche so oft aufstellt, und auf welchen er alles übrige beständig zurück führt: Was moralisch gut ist, das ist immer auch nützlich; und nichts ist nützlich, als

was moralisch gut ist. Eine bessere Regel zur Entscheidung der Collisions-Fälle läßt sich nicht gedenken. Denn wenn das Nützliche und das moralisch Gute unzertrennbar vereinigt sind, so ist keine wirkliche Collision möglich; so ist jeder scheinbare Widerspruch des einen mit dem andern nichts als Täuschung, und die Entscheidung gibt sich von selbst. Wie kommt es, daß Cicero diesen Grundsatz nicht als Regel aufstellt, und dennoch in der Abhandlung selbst alle Fälle nach demselben entscheidet? Wie kommt es, daß er sich so gar irgendwo darauf, als auf die eigentliche Regel, bezieht, wenn er im 20. Cap. sagt: Sed omnium una regula est, quam cupio tibi esse notissimam: aut illud, quod utile videtur, turpe ne sit; aut si turpe est, ne videatur esse utile? Wie kommt es endlich, daß derjenige Grundsatz, welchen Cicero, nach Herrn Garve, als Regel aufstellt, einmahl vorkommt, um so gleich wieder zu verschwinden, und daß in der Abhandlung selbst weiter keine Rücksicht darauf genommen wird? Ich denke, die natürlichste und zugleich die wahre Antwort auf alle diese Fragen wird diese seyn, daß Herr Garve sich darin geirret habe, daß er jene Stelle für die von Cicero aufgestellte Regel hielt. Sie ist es nicht. Hingegen wird diese Regel — eben die von mir vorhin benannte — in folgender Stelle des vierten Capitels vorgetragen: Erit autem haec formula Stoicorum rationi disciplinaeque maxime consentanea; quam quidem his libris propterea sequimur, quod, quamquam et a veteribus Academicis, et a Peripateticis vestris, qui quondam iidem

erant, quae honesta sunt, anteponuntur iis, quae videntur utilia; tamen splendidius haec ab iis disseruntur, quibus, *quidquid honestum est*, *idem utile videtur*, *nec utile quidquam*, *quod non honestum*, quam ab iis, quibus honestum aliquid non utile, aut utile non honestum. Ich sehe die Einwendung leicht voraus, welche viele meiner Leser dagegen machen werden. Sie werden es nähmlich eigen finden, daß Cicero diese Regel nicht gerade da, wo sie von ihm angekündigt wird, aufstellt, sondern sie nur gleichsam im Vorbeygange mitzunehmen scheint. Er hätte, werden sie denken, sie wenigstens so stellen sollen: Erit autem haec formula Stoicorum rationi disciplinaeque consentanea, *quibus*, *quidquid honestum est*, *idem utile videtur* cet. Freylich ist dieß ein wenig eigen; allein es ist eine Eigenheit des Ciceronianischen Styles, welche ich mit ähnlichen Stellen hinlänglich belegen kann. In der That verwandelt Cicero nicht selten das, was den Hauptbegriff enthält, und also nach seiner eigentlichen Bestimmung den Hauptsatz bilden sollte, in einen Nebensatz. So zum Beyspiel oben I, 10. Ne noster quidem probandus, si verum est, Q. Fabium Labeonem, seu quem alium — arbitrum Nolanis et Neapolitanis a senatu datum — cum utrisque separatim locutum cet. — *De divin.* II, 15. Concedam hoc ipsum si vis; etsi magnam jacturam caussae fecero, si ullam esse convenientiam naturae cum extis concessero. — *Tusc. qu.* I, 18. Num igitur dubitamus, an sicut pleraque, sic et hoc? quamquam hoc qui-

dem minime: persuadent enim mathematici, terram in medio mundi sitam cet. — *Eod.* 36. Hoc premendum etiam atque etiam est argumentum, confirmato illo, de quo, si mortales animi sunt, dubitare non possumus, quin tantus interitus in morte sit, ut ne minima quidem suspicio sensus relinquatur. — In allen diesen Stellen hat Cicero den Hauptgedanken in einen Nebensatz verwandelt, oder an einen solchen geknüpft. Er hätte nach der ersten Anlage so schreiben sollen: Ne noster quidem probandus est Q. Fabius Labeo, qui arbiter Nolanis et Neapolitanis a senatu datus cet. Deßgleichen: Concedam hoc ipsum si vis; aliquam esse convenientiam naturae cum extis cet. Und in dieser Art von Nachlässigkeit scheint er sich besonders zu gefallen. — Ich denke nicht, daß Herr Garve, um mich zu widerlegen, sich auf den Beschluß des vierten Capitels würde berufen haben, wo es heißt, sed redeo ad formulam. Wenn diese Worte jene Regel in aller Form ankündigen, so beweisen sie zu viel. Denn sie lassen voraus setzen, daß sie auch in aller Form müsse voran gegangen seyn. Wollte man sie aber so verstehen, daß Cicero dadurch die vorhin bloß angekündigte Regel nun wirklich aufzustellen verheiße, so kann ich mit eben so gutem Grunde annehmen, daß er damit, so wie er es häufig macht, nach der zwischenein geschalteten Anmerkung, nobis autem nostra academia cet. wieder auf seinen Gegenstand einlenken wolle.

S. 180. Denn als Stoiker konnte er dieß unmöglich sagen. — Neque enim ei fas erat. „Ein Fall,

„den es unerlaubt ist, nur als möglich voraus zu setzen", nach Herrn Garves Uebersetzung. Das Unschickliche des Ausdruckes unerlaubt fällt, wie ich denke, in dieser Verbindung auf. Denn warum sollte es unerlaubt seyn, den Fall anzunehmen, daß das Nützliche mit dem moralisch Guten collidire? Wer nicht beyde für Eines hält, wie die Stoiker, dem muß es allerdings erlaubt seyn, sich diesen Fall als möglich zu gedenken, weil er vermöge seiner Grundsätze unmöglich anders kann. Dem Stoiker hingegen, und ein solcher war Panätius, ist es — nicht unerlaubt, sondern unmöglich, dieses zu thun. Und gerade das ist's, was Cicero hier sagen will, und was er im dritten Capitel bereits ausführlicher mit folgenden Worten gesagt hat: Quum is sit (Panaetius) qui id solum bonum judicet, quod honestum sit; quae autem huic repugnent specie quadam utilitatis, eorum neque accessione meliorem vitam fieri, nec decessione pejorem, non videtur ejus modi debuisse deliberationem introducere, in qua, quod utile videretur, cum eo, quod honestum est, compararetur. Herr Garve scheint an dem Ausdruck *nefas* irre geworden zu seyn, welcher, gleich dem Griechischen οὐ θέμις oder θεμιτὸν, sehr oft eine innere und aus der Natur der Sache sich ergebende Unmöglichkeit bezeichnen soll. So sagt z. Ex. Horaz in seiner Ode auf den Tod des Quinctilius:

Durum! sed levius fit patientia,
Quidquid corrigere est nefas.

S. 184. **Allein, sagen sie, die beygefügte Bedingung ist unmöglich. Ich behaupte das Gegentheil.** — Cicero sagt: Quamquam potest id quidem. Die Ausleger finden beynahe einmüthig, daß diese Lesart mit der ganzen Argumentation des Cicero streite, und lesen daher, die einen *nequaquam* potest id quidem; die andern quamquam *non* potest id quidem. Allein wenn Cicero so geschrieben hätte, so würde er gleich darauf nicht sagen: sed quaero, quod *negant* posse, sondern, quod fieri non potest. Die Lesart der Handschriften bedarf keiner Berichtigung, und streitet auch nicht mit dem Folgenden. Cicero läugnet die Möglichkeit des Falles nicht selbst. Er nimmt die Unmöglichkeit nur nach der Voraussetzung jener Leute an. Um die vulgata zu retten, hat man nicht nöthig mit Heusinger die Meinung, welche Cicero von der Vorsehung hat, verdächtig zu machen. Alle angeführten Stellen beweisen nichts. Man muß die Formel diis hominibusque nur nicht allzu genau nehmen wollen. Sie soll weiter nichts sagen, als: **Wenn die Sache niemahls an den Tag kommen würde.** — Bald nachher übersetzt Herr Garve die Worte urgent *rustice* sane nicht ganz richtig: „So streitet der **Bauer**, „nicht der Philosoph." Rustice ist hier das Griechische *ἀγροίκως*, welches als Synonym von *ἀμαθῶς* und *ἀμούσως* häufig gebraucht wird.

S. 187. **Damon und Phintias, zwey Pythagoreer, sind aus der Geschichte als ein solches**

Paar seltener Freunde bekannt. — „Damon „und Phintias Beyspiel, so schreibt Herr Garve, passet „nicht vollkommen zu dem Satze, welchen Cicero ausfüh„ren wollte. Die Rede war von den Collisionen der Freund„schaft mit der Pflicht, von der Versuchung, etwas Un„erlaubtes zu begehen aus Leidenschaft für den, welchen „wir lieben, oder aus Vorurtheil und Parteylichkeit für „den, welcher mit uns in Verbindung ist. Aber keiner von „diesen berühmten Freunden hatte etwas von dem andern „begehrt, was der Tugend zuwider war. Die Collision „in dem Beyspiele ist eine ganz andere, als wovon die „Theorie spricht; es ist die zwischen Freundschaft und „Selbstliebe." Gerade die letztere ist es, welche Cicero durch dieses Beyspiel erläutern will. Die Collision der Freundschaft ist nähmlich nach der oben gemachten Bestimmung: Maxime autem perturbantur officia — contra officium est, gedoppelt. Erstlich, die Collision der Freundschaft und der Selbstliebe: Quae enim videntur utilia, honores, divitiae, voluptates, cetera generis ejusdem, haec amicitiae numquam anteponenda sunt. Zweytens, die Collision der Freundschaft mit der Pflicht: At neque contra rempublicam, neque contra jusjurandum ac fidem, amici caussa vir bonus faciet. Das Beyspiel soll, nach Cicero's Absicht, die erstere erläutern. Dieß erhellet so wohl aus dem beygefügten Schlusse: Quum igitur id, quod utile videtur in amicitia, cum eo, quod honestum est, comparatur, jaceat utilitatis species, valeat honestas, als aus dem Ge-

gensatze: Quum autem in amicitia, quae honesta non sunt, postulabuntur, religio et fides anteponatur amicitiae. Cicero hat nicht in der Wahl des Beyspiels, wohl aber darin gefehlt, daß er sich von seinem lebhaften Eifer gegen die unechte Freundschaft, welche auf Kosten der Pflicht den Freund begünstigt, hinreißen ließ, so viel zu sagen, daß es ein wenig schwer hält, den Satz, welchen das Beyspiel erläutern soll, im Gedächtnisse zu behalten. — Wenn meine Erklärung gegründet ist, so ist es auch offenbar, daß Friedrich Heusinger ganz unrichtig nach *fuisse* ein Kolon setze. Die Worte *hoc animo* beziehen sich nicht auf das Vorhergehende, sondern auf das Folgende. Die Verbindung ut — vas factus est alter ist, wenn *ut* die Vergleichungs-Partikel seyn soll, offenbar sprachwidrig, und die angeführten Beyspiele sind von ganz anderer Beschaffenheit. Man hat dabey so zu ergänzen: ut tum, quum quaerimus. Der Abscheu vor einem Solöcismus, welchen Cicero begangen haben sollte, hat den Auslegern viel vergebliche Mühe gemacht. Freylich ist ein Solöcismus, welchen die Unwissenheit begeht, an einem classischen Schriftsteller schwerlich zu dulden. Aber ein Solöcismus der Eilfertigkeit, oder, mit dem eigentlichen Worte, ein Anakoluthon hat nicht alles zu bedeuten, so daß man nöthig hätte, sich davor zu entsetzen. Cicero hat mehrere ähnliche Versehen der eilfertigen Nachlässigkeit sich zu Schulden kommen lassen. [Vgl. meine Anmerkung zu *de fato* p. 42. B.]

S. 194. Zwar auch ich mache einen Unterschied zwischen Verhehlen und Verschwei-

gen. — Cicero sagt: Neque enim id est celare, quidquid (vermuthlich quum quid) reticeas. Bey der Form, welche er diesem Satze gibt, ist seine Verbindung nicht einleuchtend. Ich habe daher seine Stellung in dieser Ideenreihe mehr ins Licht zu setzen gesucht. Offenbar wird hier auf jene Bemerkung des Diogenes Rücksicht genommen, welcher im 12. Cap. sagt: Aliud est celare, aliud tacere. Diesem Einwurfe will Cicero hier begegnen. Ich gebe es zu, sagt er, eine Sache verschweigen heißt an und für sich noch nicht sie verhehlen. Aber dann ist Verschweigen und Verhehlen einerley, wenn eine eigennützige Absicht zum Grunde liegt.

S. 197. Und in Fällen, welche die Gesetze nicht bestimmen, thut es die dem Richter vorgeschriebene Formel, vermöge deren bey den Parteyen die Pflicht voraus gesetzt wird, „getreulich und ohne Gefahr" gehandelt zu haben. — Herr Garve macht hierüber folgende Erinnerung: „Diese „Formulare, durch welche der dolus malus, das heißt „Betrug und Lügen, von allen rechtskräftigen Verhand„lungen, und besonders von solchen ausgeschlossen werden „sollen, die nicht unmittelbar unter die Aufsicht des Rich„ters fallen, und die in der Rechtssprache bonae fidei hei„ßen: ich sage, diese Formeln geben ohne Zweifel ein „Zeugniß, daß Ehrlichkeit, Treue und Wahrheit nach „der Empfindung der Gesetzgeber, der Rechtsgelehrten „und aller Menschen Pflicht sey. Aber warum muß ich
„

„dieses in den dunkeln, abgerissenen Worten einzelner „Formeln aufsuchen? Sind nicht die Gesetze im Ganzen „und alle Gesetze aller Völker davon weit deutlichere Be„weise, und fähiger, Eindruck zu machen? Und wo ist „eines, das ausdrücklich Ungerechtigkeit gebiethe, oder „List und Verstellung erlaube?'' Herr Garve scheint die Absicht dieser Anführungen nicht richtig gefaßt zu haben. Es ist hier nicht von offenbaren Ungerechtigkeiten, nicht von auffallender List und grober Betrügerey die Rede. Der Beweis, daß die Römer diese nicht geduldet haben, wäre nicht nur überflüssig, sondern beynahe beschimpfend. Es ist die Rede von feinern Kniffen und verdecktem Betruge, wo auch die fehlbare Partey etwas für sich aufbringen kann, woraus ein Collisions-Fall erwächst. In solchen Fällen gab die Römische Jurisprudenz dem Richter, wo die Gesetze nichts bestimmten, noch auch um ihrer Allgemeinheit willen etwas bestimmen konnten, durch gewisse Formeln einen Wink, der bey der Entscheidung ihm zur Richtschnur dienen sollte. Allein unmittelbar beziehen sich diese Formeln nicht auf den Richter, sondern auf die rechtenden Parteyen. Zum Beyspiel, wenn es hieß: ex fide bona, und ut inter bonos bene agier oportet, so will dieß nicht sagen, der Richter soll ex fide bona, und ut inter bonos bene agier oportet, sprechen. Eine solche Anweisung wäre nicht viel weniger abgeschmackt und beleidigend, als wenn es hieße: „Der Richter soll nicht wie ein „Schurke sprechen." Alle diese Anführungen sollen zeigen, wie sehr die Römischen Gesetzgeber jede Arglist im

Handel und Verkehr mißbilligten. Daher die Anwendung in folgenden Worten: Quid ergo? aut in eo, quod *melius aequius*, potest ulla pars inesse fraudis? aut quum dicitur, *inter bonos bene agier*, quidquam agi dolose, aut malitiose potest? Eben so werden im folgenden Capitel bey Erwähnung des Streites, welchen der ältere Cato schlichtete, die Worte ex fide bona nicht auf den Richter, sondern auf die Parteyen angewandt. Is igitur judex, heißt es, ita pronuntiavit, quum in vendendo rem eam scisset, et non pronuntiasset, emptori damnum praestari oportere. Ergo ad *fidem bonam* statuit pertinere, notum esse emptori vitium, quod nosset venditor. Aus diesem allem ergibt es sich klar, daß Cicero eigentlich dieses sagen wolle: „Bey Rechtssprüchen „und Vergleichen, wo kein Gesetz bestimmt, wird als „Grundlage des Spruches voraus gesetzt, die streitenden „Parteyen sollen offen und ehrlich zu Werke gehen; „sie sollen keine Forderungen machen, welche die Schranken der Billigkeit überschreiten; sie sollen als ehrliche und redliche Leute sich aller Kniffe und Chicanen enthalten: und diese Voraussetzung soll den Richter bey der Entscheidung leiten.„ Um diesen Sinn ins Klare zu setzen, mußte ich mir in der Uebersetzung hin und wieder einige Umschreibungen und Einschiebsel erlauben, welche die Nothwendigkeit entschuldigen wird. Wenn Herr Garve die Worte et sine lege judiciis; in quibus additur ex fide bona, so übersetzt: „Wo nach der Formel des Prätors der Richter angewiesen wird, ex fide

„bona, nach Treu und Glauben zu entscheiden,„ so ist dieß wohl wörtlich, aber nicht im Geiste der Stelle übersetzt.

S. 206. Freylich, wenn Marcus Crassus (durch ein Schnippchen) so viel hätte bewirken können — o glaube mir's, er würde nicht nur dieses gethan, er würde sogar auf offenem Markte getanzt haben. — Es ist allerdings zum Verwundern, daß nicht nur die übrigen Ausleger alle, sondern auch Facciolati, welcher so manches Einschiebsel in diesen Büchern bemerkt haben will, stillschweigend über diese Stelle hingegangen ist. Ich nehme mit Cicero an, Crassus hätte nur ein Schnippchen schlagen dürfen, um seinen Nahmen in ein fremdes Vermächtniß hineln zu zaubern, und frage, was er in diesem Falle würde gethan haben? Die natürliche Antwort auf diese Frage ist, sollte ich denken, diese: Er würde das Schnippchen sehr oft geschlagen haben. Statt dessen läßt ihn Cicero, nach der angenommenen Lesart, auf offenem Markte tanzen. Die Ungereimtheit ist handgreiflich. Denn auch der habsüchtigste Mann wird, wenn er, ohne sich öffentlich zu prostituiren, seine Habsucht befriedigen kann, sich wahrlich nicht prostituiren wollen. Er wird dieß letztere dann erst wollen, wenn er kein anderes Mittel hat. Dieß führt mich auf die Vermuthung, daß die Worte, digitorum percussione von fremder Hand herrühren. Ich würde so gar nichts dagegen einwenden, wenn jemand den ganzen Zwischensatz, ut digitorum percussione heres posset scriptus esse, qui re vera non

esset heres, als ein Glossem zu den Worten hanc vim, und zwar als ein unrichtiges Glossem, aus dem Texte werfen wollte. Denn von dem Vorhergehenden muß nur so viel, ut possit in locupletium testamenta nomen ejus irrepere, ohne die besondere Determination, si digitis concrepuerit, verstanden werden. Alsdann haben wir einen sehr guten Sinn. [Dares hanc vim M. Crasso — — — in foro, mihi crede, saltaret. Der Nachsatz bezeichnet, was Crassus thun würde, was er sich gefallen ließe, wenn der Vordersatz sich an ihm erwahrte: er würde (zum Dank, unter der Bedingung, jene Kraft zu erhalten) auf dem Forum tanzen, sich jeder noch so entehrenden Handlung unterziehen. B.]

S. 207. Lutatius hatte die bestimmte Summe mit der Bedingung hinterlegt, darein verfallen zu seyn, wenn der Richter ihn nicht für einen rechtschaffenen Mann erklären würde. Fimbria weigerte sich durchaus, hierüber zu sprechen. — „Die Bedenklichkeit des Fimbria, so „sagt Herr Garve, war zu weit getrieben. Es ist eine „Art von Sophisterey, den strengsten möglichen Sinn der „Worte mehr in Betrachtung zu ziehen, als die Absicht „des Redenden. — Vir bonus hieß in der Formel des „Pinthia nichts weiter, als einer, der kein Betrüger ist; „und es bezog sich augenscheinlich auf den Gegenstand, „welcher im Streit war. Unmöglich wollte Lutatius über „seinen ganzen Charakter, über alle Handlungen seines „Lebens urtheilen lassen. Er machte sich nicht anheischig

„zu beweisen, daß er ein vollkommen tugendhafter Mann „sey, sondern nur, daß er sich hier als ein tugendhafter „Mann betragen habe. Die Formel war ungereimt; aber „sie durfte den Richter nicht abschrecken.„ So schreibt Herr Garve in den philosophischen Anmerkungen und Abhandlungen, und in einer Anmerkung unter dem Texte sagt er Folgendes: „Cato (ohne Zweifel „soll es heißen Fimbria) hatte Recht, das Schieds„richteramt hier von sich zu weisen, oder vielmehr er „hatte Recht, diese Bestimmung des Streitpunctes zu „mißbilligen, weil dadurch etwas zu beweisen aufgegeben „wurde, das keines gerichtlichen Beweises fähig war, „und weil vor Gericht zwar zuweilen der Charakter aus „den Factis, aber nie die Facta aus dem Charakter „bewiesen werden müssen.„ Ich gestehe es aufrichtig, daß ich nicht im Stande bin, diese beyden Anmerkungen mit einander zu vereinigen. Wenn Lutatius, wie Herr Garve in den philosophischen Anmerkungen sagt, sich einzig und allein anheischig machte zu beweisen, daß er in diesem Falle sich als einen tugendhaften Mann betragen habe, so ist dasjenige nicht richtig, was Herr Garve unter dem Texte sagt: daß Fimbria Recht hatte, das Schiedsrichteramt von sich zu weisen; und wenn Lutatius sich anheischig machte, nur dieses zu beweisen, so wollte er offenbar nicht ein Factum aus dem Charakter, sondern umgekehrt, diesen aus jenem beweisen. Gesetzt auch, daß die Sache keines gerichtlichen Beweises fähig war, so

hatte gleichwohl Fimbria kein Recht, das Schiedsrichteramt in dieser Rücksicht von sich zu weisen. Denn der Richter hat sich nicht darum zu bekümmern, ob etwas bewiesen werden könne oder nicht, wenn eine Partey sich zum Beweise anheischig macht. Seine Pflicht schränkt sich einzig darauf ein, die Beweise zu prüfen und nach der Prüfung zu entscheiden. Kurz, in diesem Falle war, wie Herr Garve selbst sagt, die Formel ungereimt; aber sie durfte den Richter nicht abschrecken. — Allein Herr Garve streitet nicht nur mit sich selbst; er trägt auch die Verwirrung in sein Original hinein. Lutatius will beweisen, daß er in diesem Falle sich als einen tugendhaften Mann betragen habe. Und Fimbria weigert sich den Ausspruch zu thun, daß Lutatius in allen Handlungen seines Lebens sich als einen tugendhaften Mann betragen habe. Je ungeheurer dieses Mißverständniß war, desto leichter war es zu heben. Und Lutatius suchte es nicht zu heben? Oder Fimbria war nicht zurechte zu weisen? Allein woher weiß es Herr Garve, daß Lutatius das beweisen wollte, was er von ihm sagt? Oder vielmehr, woher weiß er es, daß Lutatius etwas beweisen wollte? Es heißt ja nicht, ni se virum bonum esse probasset, sondern ni vir bonus esset. Mit Einem Worte, Herr Garve hat den Sinn dieser Stelle nicht richtig gefaßt. Lutatius machte sich nicht anheischig, es zu beweisen, daß er ein rechtschaffener Mann sey. Er both demjenigen Trotz, welcher ihm das Gegentheil beweisen

wollte, und überließ es der Entscheidung des Fimbria, ob ein Mann von so gekanntem Charakter einer Betrügerey fähig zu halten wäre. Die Bedingung, ni vir bonus esset, bezog sich also nicht ausschließend auf diesen Prozeß. Sie war das Surrogat eines rechtsförmigen Beweises, welchen Lutatius nicht führen konnte, weil die Sache ohne Zeugen und Handschrift abgethan worden war. Dieß war auch nicht der einzige Fall, wo eine von den streitenden Parteyen, in Ermangelung rechtsförmiger Beweise, sich auf ihre unbestrittene Rechtschaffenheit berief. Aulus Gellius erzählt Noctt. Att. XIV, 2. eine der unsrigen vollkommen ähnliche Geschichte. Er selbst sollte in einem solchen Prozesse sprechen; und da er die Sache schwierig fand, so suchte er bey dem Weltweisen Favorinus Rath. Quod ad pecuniam, so sagte dieser, quam apud judicem peti dixisti; suadeo hercle tibi, utare M. Catonis prudentissimi viri consilio: qui in oratione, quam pro L. Turio contra Cn. Gellium dixit, ita esse a majoribus memoriae traditum observatumque ait, ut, si, quod inter duos actum est, neque tabulis neque testibus planum fieri possit; tum apud judicem, qui de ea re cognosceret, uter ex iis vir melior esset, quaereretur; et, si pares essent, seu boni pariter seu mali, tum illi, unde petitur, crederetur, ac secundum eum judicaretur. In hac autem caussa, de qua tu ambigis, optimus est qui petit, unde petitur, deterrimus; et res est inter duos acta sine testibus. Eas igitur et credas ei qui petit. Gellius dachte hierüber gerade so wie

Fimbria. Majus ego, sagt er, altiusque id esse existimavi, quam quod meae aetati et mediocritati conveniret, ut cognovisse et condemnasse de moribus, non de probationibus rei gestae viderer: ut absolverem tamen, inducere in animum non quivi, et propterea juravi, mihi non liquere, atque ita judicatu illo solutus sum.

S. 214. Und welches war denn wohl das Zuträglichere, sowohl für Fabricius, welcher in Rom das war, was Aristides zu Athen, als für den Senat, welcher Nützen und Ehre nie von einander getrennt hat? — Mehrere Ausleger glauben, einen Widerspruch zwischen dieser Aeußerung des Cicero und demjenigen zu entdecken, was er bald nachher sagt: Est ei senatus adsensus, und was zu Anfange des eilften Capitels gesagt ist: Sed utilitatis specie in re publica saepissime peccatur, ut in Corinthi disturbabatione nostri. Pearce schlägt deßnahen vor so zu lesen: *Qui tum* numquam utilitatem a dignitate sejunxit. Friedrich Heusinger glaubt, die Schwierigkeit auf eine andere Weise heben zu können. „Wir dürfen nicht vergessen, „sagt er, daß Cicero bey der Berathschlagung über das „Nützliche zwey verschiedene Classen von Menschen im „Auge hat. Die einen trennen das Nützliche geradezu „von dem moralisch Guten, ziehen jenes diesem vor, und „handeln wissentlich mit Absicht gegen das, was sie als „Pflicht anerkennen. S. Cap. VIII, 4. X, 1. XVIII, 1. „XXVIII, 1. Eine andere Classe machen diejenigen aus, „welche das Nützliche und das moralisch Gute in ihren

„Grundsätzen nicht von einander trennen, ungeachtet sie „zuweilen, vom Interesse geblendet, etwas für moralisch „gut und erlaubt halten, was es nicht ist. S. X, 1. „XXVIII, 9. In diese letztere Classe setzt Cicero „den Römischen Senat. Von ihm konnte er wohl sagen, „daß er in seinen Grundsätzen das Nützliche von dem „moralisch Guten nie getrennt habe, wenn er gleich „nicht immer nach diesen Grundsätzen handelte." Ich kann mich so wenig bereden, daß dieß die eigentliche Meinung des Cicero sey, als ich glaube, daß sein Scharfsinn bey einer solchen Unterscheidung in einem vortheilhaften Lichte erscheinen würde. So viel ist, wie ich glaube, einleuchtend, daß er den Senat von einer Seite zeigen will, die ihm Ehre macht. Dieß beweist die Zusammenstellung mit Fabricius, den er mit Aristides vergleicht. Und was liegt nun Rühmliches darin, wenn der Senat zwar richtige Grundsätze hat, aber sie im Handeln verläugnet? Ein elendes Lob, bey welchem noch die Aeußerung Statt findet: Piratarum melior fides quam senatus! Allein auch dieß glaube ich klar zu sehen, daß Cicero hier nicht von der Theorie, sondern vom Handeln spreche. Er sagt, wohl zu merken, nicht, numquam utilitatem ab *honestate*, sondern a *dignitate* sejunxit. Und damit will er gewiß nicht bloß sagen, daß der Senat den Nutzen des Römischen Volkes und die Würde desselben nur in abstracto immer zusammen gedacht, sondern, daß er im Handeln jeden Nutzen verschmäht habe, welcher mit der Würde nicht bestehen konnte. — Allein wie

steht es um die historische Richtigkeit dieser Aeußerung? Auch diese wird ohne ein critisches Hülfsmittel gerettet seyn, so bald wir die Zeiten gehörig unterscheiden. Was Cicero im Allgemeinen zu sagen scheint, das ist, wie die Grammatiker sich ausdrücken, πρὸς τὶ zu verstehen. Die Zeit ist ganz offenbar durch die Thatsache und durch die Personen bestimmt. Der Senat, von welchem Cicero spricht, ist ein ganz anderer, als derjenige, welcher 250 Jahre später die Zerstörung von Corinth, und den Vorschlag des Volks-Tribunen Philippus gut hieß. Dieß noch durch ein eingeschobenes tum bestimmen zu wollen, da alle Umstände es so unverkennbar bestimmen, würde vielmehr die pedantische Aengstlichkeit eines schlechten, als die Genauigkeit eines guten Schriftstellers gewesen seyn.

S. 216. Hätte er immer lieber gesagt, (die Forderung der Transpadaner) sey nicht billig, weil sie dem Interesse des Staates nachtheilig sey; statt etwas für nützlich zu erklären, wovon er die Unbilligkeit selbst anerkennen mußte. — Das Original sagt: Potius diceret, non esse aequam (Transpadanorum caussam), quia non esset utilis rei publicae, quam quum utilem esse diceret, non esse aequam fateretur. Daß Cicero dieß weder sagen wollte noch konnte, wird jedermann bey geringer Aufmerksamkeit auf den Zusammenhang der Stelle finden. Curio hatte ja im Gegentheil die Billigkeit der Forderung, welche die Transpadaner machten, anerkannt, aber dessen ungeachtet sie mit dem Machtspruch, sed

vincat utilitas, zurück weisen wollen. Also hätte Cicero vielmehr umgekehrt so schreiben müssen: quam non utilem esse diceret, quum esse aequam fateretur. Dieß ist wirklich die Verbesserung, welche Pearce, und zum Theil schon früher Lambin vorgeschlagen hatte. Wiewohl diese Lesart einen nicht verwerflichen Sinn gibt, so zweifle ich doch, daß Cicero wirklich so geschrieben habe. Erstlich stößt sich mein Gefühl an dem Ausdrucke utilis in Beziehung auf causa. Ich kann wohl sagen: Die Transpadaner hatten eine gerechte Sache; aber schwerlich dürfte ein guter Schriftsteller sagen: Ihre Sache war dem Römischen Staate nachtheilig. Etwas anderes ist es, wenn ich sage: Ihre Forderungen waren für den Staat nachtheilig. Denn die Forderungen können wohl nähere oder entferntere Beziehung auf Nutzen oder Schaden haben; die Sache selbst aber, das heißt, die juristische Beschaffenheit der Forderungen nicht. Zweytens finde ich bey dieser Lesart die Stellung der Ideen dem Zwecke, welchen Cicero in diesem ganzen Buche zu Tage legt, und dem Geiste seines Räsonnements minder gemäß. Der Irrthum, welchen er mit so vieler Wärme rügt, ist nicht so wohl der, daß man das, was man als moralisch gut anerkenne, nicht auch für nützlich halte, als vielmehr umgekehrt: Daß man etwas für nützlich halte, das nicht moralisch gut sey. Er sagt wohl fünf Mahl: Nihil utile, nisi idem honestum, und nur Ein Mahl: Quidquid honestum, idem etiam utile. Durch

jene Stellung, welche das moralisch Gute zum einzigen Prüfstein des Nützlichen macht, wird der praktische Irrthum, welchen er eigentlich bestreitet, mehr ins Licht gesetzt. Endlich läßt Cicero den Curio nicht sagen: caussam Transpadanorum aequam esse, sed non utilem rei publicae, sondern, sed vincat utilitas. Also wird er ihn auch eher deßwegen tadeln, daß er etwas für nützlich hielt, das er als ungerecht erkannte, als daß er etwas nicht für nützlich hielt, das er als gerecht erkannte. So unbedeutend auch dieser Unterschied beym ersten Anblick scheinen könnte, so sehr bin ich überzeugt, daß er nicht auf eine bloße Spitzfündigkeit hinaus laufe. Wer so, wie Curio, die Pflicht durch den Nutzen bestimmt, der schwebt in einem weit gröbern und verderblichern Irrthume, als der, welcher das Nützliche zum Erkenntnißgrund des moralisch Guten macht. Der eine sagt: Was nützlich ist, das darf und soll ich thun, denn es ist moralisch gut; der andere: Ich darf es thun, wenn es gleich nicht moralisch gut ist. Von jenem wird die Moralität als höchstes Gesetz der Handlungen anerkannt; von diesem nicht. — Dieses voraus gesetzt, glaube ich, daß Cicero so geschrieben habe: Potius diceret, non esse aequ*um*, quia non esset uti*le* rei publicae, quam uti*le* esse diceret *quod* non esse aequ*um* fateretur. Daß ich in der vorgeschlagenen Aenderung aequum und utile lese, da caussam vorher gegangen ist, daran wird sich kein philologischer Leser stoßen. Nichts ist gewöhnlicher, als daß Griechische und Römische Schriftsteller bey einem neuen

Satze ein anderes genus folgen lassen, als das vorhergehende Substantiv nach der Regel fordert. Es versteht sich, daß dabey immer etwas ergänzt werden muß, wodurch die scheinbare Unregelmäßigkeit verschwindet. So zum Beyspiel in dem vorliegenden Falle: Potius diceret, non esse aequum (id quod Transpadani postularent), quia non esset utile. Zur Unterstützung meiner Conjectur kann ich noch dieses anführen, daß eine der Wolfenbüttelschen Handschriften wirklich utile statt utilis liest.

S. 217. **Alsdann soll sie demjenigen, welchem sie, so zu sagen, der Zufall in die Hände spielt, freywillig überlassen werden, gleich als wenn die Sache durch das Loos entschieden wäre.** — „Ob ein Weiser, sagt Herr Garve, einem „Narren das Bret entreißen dürfe, worauf sich dieser „in einem Schiffbruche retten will; ob der Herr des „Schiffes mehr Recht an diesem Brete habe, als der „Reisende, und ihn also davon als von seinem Grund „und Boden vertreiben dürfe: diese Fragen schmecken sehr „nach der Schule, und sind des scholastischen Zeitalters „würdiger, als der Jahrhunderte des Plato oder des Ci„cero. Wie? in diesen Augenblicken, wo der vor Augen „schwebende Tod alle andern Gedanken verscheucht, soll „ein Mensch erst untersuchen, ob er seinem Vaterlande „nützlicher sey, als der andere, welchen der Zufall auf „denselben Trümmern des Schiffes mit ihm zusammen „gebracht hat? rc. — Herr Garve scheint anzunehmen, daß Cicero diese Fragen an und für sich aufwerfe, um

als ein echter Casuistiker darüber zu entscheiden; und bey diesem Gesichtspuncte urtheilt er davon ganz richtig. Allein wie er diesen Gesichtspunct für den wahren halten konnte, darüber verwundere ich mich ein wenig. Mir scheint es einleuchtend, daß es Cicero's Absicht nicht sey, über einzelne Fälle, die sich ereignen könnten, Auskunft zu geben, damit zum Beyspiel jemand, welcher etwa in Fall kommen möchte, bey einem Schiffbruche sich mit einem andern um eine Planke zu streiten, wisse, was er zu thun habe. Diese Probleme sind nichts anderes, als erläuternde Beyspiele zu den Vorschriften, welche er für solche Fälle ertheilt, wo die Selbsterhaltung mit höhern Pflichten in Collision kommt. — Noch mehr verwundere ich mich darüber, daß Herr Garve den Cicero eine wirkliche Ungereimtheit sagen läßt, welche er nicht sagt. Er übersetzt die Worte: Sed quasi sorte aut micando victus alteri cedet alter, folgender Weise: „Alsdann müssen sie es „auf den Zufall oder die Würfel ankommen lassen.„ Diese abgeschmackte Lesart, welche *quasi* durchstreicht, und wobey voraus gesetzt wird, daß die Schiffenden auf den möglichen Fall einer solchen Collision sich zum voraus mit Würfeln versehen haben, ist nichts anderes als eine Conjectur, welche Pearce, ein sonst nicht unfeiner Critiker, irato Apolline gemacht hat.

S. 218. Ob einer ein Lügner, ein Spieler, ein Vielfraß oder ein Säufer sey. — Ich übersetze nach der vortrefflichen Verbesserung des vorhin erwähnten Pearce, welcher *voracem* statt furacem liest.

Cicero spricht hier, nach seiner eigenen Bemerkung, nur von solchen Fehlern, deren Verschweigung nach dem bürgerlichen Rechte den Kauf nicht rückgängig machte. Und eben derselbe sagt oben Cap. 17., wo vom Verkaufe der Sclaven die Rede ist: Qui enim scire debuit de sanitate, de fuga, de *furtis*, praestat edicto aedilium. Folglich findet hier *furacem* durchaus nicht Statt. *Voracem* empfiehlt sich nicht nur durch die Leichtigkeit der Veränderung; es paßt neben *ebriosum* vortrefflich, und wird auch durch eine Stelle bestätiget, welche schon Rachel ex jureconsultis L. IV. §. 2. ff. de aedilicio edicto angeführt hat, und worin alle hier benannten Fehler nebst dem Synonym von *vorax* vorkommen. Aleatores, heißt es, et vinarios non contineri edicto, quosdam respondisse Pomponius ait; quemadmodum nec *gulosos*, nec impostores aut mendaces aut litigiosos. Wenn jemahls eine Conjectur im Texte zu stehen verdient hat, so verdient es diese. Um so viel mehr muß ich mich darüber verwundern, daß Ernesti und Heusinger sich damit begnügt haben, derselben bloße Erwähnung zu thun.

Denkrede

auf

Hrn. Joh. Jak. Hottinger,

Geb. den 3. Febr. 1750. Gest. den 4. Febr. 1819.

von

Joh. Heinrich Bremi.

*

Nicht selten, und in vielfachen Verhältnissen des Lebens, kommt bey dem Sterblichen Pflicht und Empfindung in drückende Collision. Die Pflicht gebeut; die Empfindung, so sehr sie sich gewöhnt hat, dem Rufe der Pflicht zu folgen, findet sich zum voraus von dem, was die Pflicht verlangt, überwältiget, und fühlt es tief, daß sie, bey aller Reinheit, der kraftvollen Erfüllung der Pflicht hinderlich sey. Dessen ungeachtet ermannt sie sich möglichst, der Vernunft die billigen Rechte über sich einräumend, und leistet, was sie kann.

Dieser Kampf waltet gegenwärtig auch in meinem bewegten Innern. Die Pflicht gebeut, den Hinschied eines Mannes zu feyern, der für den Stand, in welchem ich das Glück und die Wonne des Lebens finde, mich anders Entschlossenen gewonnen; der von den ersten Jahren meines Jünglingsalters mich mit väterlicher Liebe umfaßt, die Kräfte meines Geistes und Herzens entwickelt und geleitet, jugendliche Verirrungen mit Nachsicht und Schonung ertragen und entschuldiget, mir lebendigen Eifer für ernsthafte und

gründliche Studien eingeflößt, das Gemüth für alles Schöne und Edle entflammt, und bis zum Ziele des irdischen Lebens, ach! auch in düstern Tagen, mich ermuntert, getröstet, erhoben, zu Gott für meine Gesundheit gefleht, und mir unabläßig die rührendsten Proben seiner herzlichsten Zärtlichkeit gegeben hat. Die Pflicht gebeut; aber das Herz erliegt unter der Menge sich durchkreuzender Empfindungen. Erweckt auch die Dankbarkeit für die vielen der reinsten und wichtigsten Güter, die uns als eine Gabe der Gottheit zu Theil wurden, in den Verlust sich mit wehmüthiger Sehnsucht zu schicken, und durch den Gedanken, „was man genossen, sey ein Geschenk der Güte," sich zu stärken: die Empfindung, das nicht erschöpfen zu können, was man sollte und möchte, drückt nieder. Je mehr uns zu Theil ward, desto heiliger ist, in wie fern es nicht Unwürdigen zu Theil ward, der Eifer, wenn auch nur durch Wort, die That zu erwiedern. Allein je vertrauter man geworden; je tiefer man in die Denkens- und Empfindensart, in den Charakter eines Mannes, der Vaterstelle vertrat, eingedrungen ist: um so viel weniger befriediget die Darstellung. Man empfindet,

empfindet wahr und richtig weit mehr, als man ausdrücken kann: und gerade das Zarteste und Geistigste läßt sich am wenigsten in Formen des Wortes erfassen. Wird dann noch, wie es meistens zu geschehen pflegt, bey dem Gefühl dieses Unvermögens das Gemüth fortgerissen von dem Gefühl des Verlustes, wie vermag man nur zu beginnen, was zu vollenden man aufgibt? Doch die Pflicht gebeut! und was reine Empfindung ausspricht, wird von reiner Empfindung aufgenommen.

Soll die Darstellung der geistigen Wirksamkeit einer Person nicht mißlingen, so scheint es erforderlich, das Charakteristische ihrer geistigen Anlage, den Gang ihrer Entwickelung, die Anwendung derselben auf äußere, wissenschaftliche und persönliche Objecte, und endlich das durch sie entstandene Resultat richtig zu fassen, und getreu wieder zu geben. Daher ist es so schwierig, ein erträglicher Lobredner eines großen und verdienten Mannes zu seyn. Loben kann man ihn wohl; aber daß das Lob zutreffe, daß die Kraftzüge in ihrem Wesen erschöpft, und von jeder fremdartigen Beymischung rein gehalten seyn;

das ist im höchsten Grade schwer. Ist man nicht selbst verwandten Geistes, so zieht man, auch bey der reinsten Verehrung und der redlichsten Anerkennung der Ueberlegenheit des Verehrten, diesen dennoch in seine eigene Beschränktheit herab, und gibt nicht das Reale, sondern nur die subjective Ansicht. Wie drückend für mich diese Betrachtung in den gegenwärtigen Verhältnissen!

Für das Charakteristische in Hottingers geistiger Anlage möchte ich Tiefsinn und Scharfsinn halten. Unter Tiefsinn verstehen wir die Kraft, in irgend einen Gegenstand des menschlichen Wissens bis auf das Innerste durchzudringen, alle, auch die verstecktesten, Merkmahle von allen Seiten heraus zu spüren, und allmählig von allen sich vollkommen deutliche Begriffe zu verschaffen. Der Scharfsinn, wenn er mit dem Tiefsinn vereint ist, (und er schließt sich so gern brüderlich an ihn an, wird durch ihn belebt und erhöht) der Scharfsinn bleibt nicht bey dem einzelnen, isolirt für sich da stehenden, wenn auch noch so tief und umfassend ergründeten Gegenstande an sich, sondern erforscht die Unterschiede mehrerer; je vollendeter er ist, desto feiner die Unterschiede der ähnlichsten; und vereint mit dem Tief-

sinn gerade die am eifrigsten, welche am schwersten zu bemerken sind. Diese Gaben halte ich, wie gesagt, für das Charakteristische in Hottingers geistiger Anlage. Herrliche Gaben, wird jeder erkennen, der die eine oder andere auch nur in geringem Maße in sich ahndet! Aber wie Alles hienieden seine Beschränkungen hat; wie der Besitz des Höchsten und Edelsten, das nie oder selten schimmernd und blendend ist, oft den Mangel geringerer, aber beliebterer Vorzüge sich gefallen lassen muß: so wird auch Tiefsinn und Scharfsinn in echter Bedeutung des Wortes, selten verbunden seyn mit Schnelligkeit, nahmentlich mit Schnelligkeit im Ausdruck und in der Darstellung. Einem tiefen und scharfen Sinne genügt nicht, was der erste Augenblick ihm darbiethet; er weiß, daß das erste, was man bemerkt, das Oberflächliche und Auffallendste ist; und wenn er schon durch Uebung sich eine gewisse Fertigkeit erworben hat, auch auf den ersten Blick mehr, wenigstens schärfer und bestimmter, als Andere zu bemerken; so kann er sich dennoch nur im Nothfall entschließen, diese ersten Beobachtungen laut werden zu lassen. Thut er es, so wird es ihm meistens mißlingen; das Gefühl, er sey noch

lange nicht in der ihm gebührenden Sphäre, setzt ihn in drückend peinliche Verlegenheit, vielleicht kommt er gar ins Stottern oder verstummet; und die Beredten dieser Welt, sie, deren Zunge überall bereit ist, sich im tönenden Erz und klingender Schelle verlauten zu machen, werden mit selbstgefälligem Blicke bedauern, daß einem solchen Tief- und Scharfsinn nicht vergönnt sey, einen praktischen Gebrauch von seiner Tiefe und Schärfe zu ziehen. Aber laßt ihn ruhig die Sache durchdacht und erforscht haben; vor dem gewaltigen und durchdringenden Schwert seiner Rede wird jede noch so geläufige Zunge sich verstecken. Dennoch bleibt es wahr: „Dieser Mangel an Schnelligkeit in der Darstellung hat viel Lästiges und Drückendes." Das fühlte Hottinger bey den unbedeutendsten Gelegenheiten wohl am peinlichsten. Wenn es darum zu thun war, über Kleinigkeiten, die ihm neu waren, aufgefordert zu werden, um seine Meinung zu sagen, oder vollends einen Antrag zu machen, so war ihm bey Stunden angst und bange darauf; zuweilen fand er dann doch, er habe sich von dem Joche allzu mühselig drücken lassen; aber nur selten war es ihm ganz leicht geworden. Die Sache

ist nicht nur aus dem, was ich von der Natur und dem Streben eines tiefen und scharfen Sinnes gesagt habe, begreiflich, sondern wird darum beynahe natürlich, weil die Geschäfte, die es betraf, ihm fremdartig und gleichgültig waren. Er lebte den Wissenschaften, und der freyen Bewegung, die diese nicht nur gestatten, sondern, wenn man nicht auf einer niedrigen Stufe will stehen bleiben, verlangen; dort war es um Dinge zu thun, die nach bestimmten wohl einzuübenden Formen behandelt seyn wollen, und bey denen es wirklich oft mehr auf die Förmlichkeit, als auf den Gehalt ankommt. Wo es wichtige Geschäfte galt, über die man zum Voraus für sich allein reflectiren, im Gespräche die Ideen anderer vernehmen und die seinigen mittheilen konnte, da sprach Hottinger ohne Verlegenheit, zwar kurz, aber erschöpfend und bündig. Und hätte er sich selbst, hätten ihn seine Freunde genöthiget, an Geschäften aller Art Theil zu nehmen, und allmählig nicht nur eine stumme Rolle zu spielen, so wäre er freylich nie, was ja aber auch weder nöthig noch ersprießlich ist, ein allezeit fertiger Sprecher geworden; aber auf die Behandlung der Geschäfte und das Resultat hätte er

zuverlässig einen nicht unbedeutenden Einfluß gewonnen.

Bey wem das Charakteristische der geistigen Anlage Tiefsinn und Scharfsinn ist, für den ist es hochwichtig, *was für eine Bildung und Entwickelung* ihm zu Theil werde. Wird er sich selbst überlassen, und darf er seiner innern Neigung ohne einen leitenden Einfluß von außen unbedingt folgen, so wird er großen Theils sich in sich verschließen; die Umgebungen, und das, worauf er zufällig stößt, sind ihm zu flach und ungenügend; in ihm waltet eine andere Welt; diese verfolgt er ausschließend, kann durch die abstracte Speculation vielleicht auf hohe und tiefe, aber die Menschen nach ihrer Wirklichkeit wenig ansprechende Resultate, vielleicht auch auf Verirrungen und Abwege kommen; schwerlich wird ihn der eigene gute Genius dahin führen, von seiner Naturgabe nicht nur in rein wissenschaftlicher sondern auch in praktischer Beziehung für die wichtigsten Verhältnisse des menschlichen Lebens mit Lust und Liebe Gebrauch zu machen. — Hottinger hatte das seltene Glück, in *Steinbrüchel* einen Mann zu finden, der die Anlagen des schüchternen Knaben erkennend und ehrend, durch das

Mangelnde keineswegs sich zurück halten ließ, Allem zum Trotz den Knaben als Sohn zu lieben. Doch, so reichhaltig mein Stoff ist, ich kann nicht anders, als mit Hottingers eigenen Worten diese Güte der Vorsehung aussprechen. Sie werfen auf Hottinger und Steinbrüchel ein merkwürdiges Licht. „Ego tum puer, sagt er, decimum tertium annum agens, amisso patre, recens ex rure in Collegium Humanitatis accesseram. Et quum ceteris haud essem profectibus impar, brevi tamen intellexi, mihi multa deesse, quae nonnisi urbana disciplina atque scholae exercitatione parantur. Maxime vero institutio latina cum scribendi tarditate me morabatur. Hic quum mens intelligendis rebus esset occupata, verba ultro elabebantur, et, dum bina aut terna vocabula calamo signarem, multo plura effluxerant. Ea res primum ad lacrimas usque me torsit; mox dolori successit desperatio, et, quod recte me facere non posse intelligebam, id jam vel conari desinebam. Ita plures menses continuo metu suspensus agitaveram, quum subito ecce censura indicitur, jubemurque quisque sua scripta afferre, professorum judicio exami-

nanda. Vix umquam mihi pejus factum in omni vita memini. Nihil erat codicibus meis miserius: omnia plena lacunis; omnia lituris foedata; denique ante justum modum desinebant. Proximam noctem insomnem ducebam describendis unius aequalium meorum, qui pleni erant et accurate facti, codicillis. Sed vix tertia parte finita, statuta me hora oppressit. Ergo, quae descripseram, una cum meis trado. Parvum fuit intervallum, neque ardentioribus umquam precibus neque magis incassum fusis extra auditorium a me transactum, quum codices meos sequi jussus, in ipsum illud domus meae triclinium deducor, in quo aliquot post lustra ipse saepius censuram exercui. Hic alio me lenius reprehendente alio increpante asperius: oculos vix tollere auso mixtus pudore metus vocem ad excusationem praeclusit. *Steinbrychelius* pauca monitum, postridie certa hora me domi suae adesse jubet. Hoc vero erat, quod omni me castigatione acerbius percelleret. Namque virum, quem unum omnium maximi faciebam, post tantam existimationi meae adspersam labem accedere admodum gravabar

mihique conscius eram, illi de Hebraeis studio a me non esse penitus satisfactum. At ille, postquam venissem, benigne me salutato: „*Credidisti heri*, inquit, *ut puto*, *nos tibi valde* „*esse infensos. Sed nimium erras*, *o bone*, *si* „*hoc irae tribuis*, *quod nos amori dedimus.* Tu „quidem parvam istam maculam facile elues, „si velis; voles autem, si me audias. Ego „certe, licet te video nondum maturum, be„ne tamen de te sperare non desino, et in„dolem tuam considerans, et genus cogitans, „a quo sanguinem ducis. — — Bona verba, „age, redeamus in gratiam." Ab his me adducit ad Terentium, qui erat in mensa positus. „Visne, mi Hottingere, inquit, ostendere, quantum in Latinis profeceris?" Perlecta deinde mecum una Ἑαυτὸν τιμωρουμένου scena, totam fabulam privatae commendat lectioni, qua facta jubet ad se redire. *Vos autem quantam meam laetitiam fuisse*, *aut quo animo domum me repetisse existimatis?* Ego certe deum testatus hunc mihi diem candidissimum illuxisse, omnium hominum miserrimum atque inertissimum me profitebar, nisi optimi

praeceptoris curae, labore atque industria satisfecissem.

So hatte nun Hottinger in Steinbrücheln, einem Lehrer, dessen Nahme noch lange mit Ehrerbiethung und Dankbarkeit in Zürich genannt werden wird, einen väterlichen Leiter. — Steinbrüchel ertheilte damahls den Jünglingen seiner Vaterstadt Privat-Unterricht in der Leibnitzisch-Wolfischen Philosophie; und besonders betrieb er die Erklärung der alten Schriftsteller, der Römer so wohl als der Griechen. In beyden war Hottinger ein ernster und fleißiger Schüler, doch in der Philosophie mehr, um sich im richtigen und bestimmten Denken zu üben, als der Wissenschaft selbst sich ex professo zu widmen. So äußert er sich über sich selbst: Ego certe, ex quo mihi me novisse videor, numquam me philosophum sum professus, nisi quatenus sine aliqua philosophiae cognitione, neque ceterarum artium fere ulla, neque litterae istae, quae ab humanitate nomen habent, cum fructu tractari possunt. Das Studium der alten Literatur hingegen nahm sein ganzes Wesen in Anspruch; und so wie überhaupt für allseitige Beschäftigung und Entwickelung der Gemüthsanlagen kaum ein anderes Studium wirk-

samer und folgereicher ist, so wird es besonders für Tiefsinn und Scharfsinn sehr wohlthätig seyn. Schon die Sprache der Alten biethet ein weites, unerschöpfliches Feld je der tiefsten und schärfsten Erforschung. Menschengeschlechter kommen und schwinden. In jedem forschen wenigstens einzelne, oft eine bedeutende Zahl, und zwar häufig talentvolle Köpfe. Dennoch wird keines, so entfernt wir es denken, Alles nur in Absicht dieses einzigen Punctes, der Sprache, jemahls ausforschen; und wenn der glühende Eifer des Jünglings sich vermißt, durch löbliche Thätigkeit auf neuer Bahn ein verborgenes Ziel erreicht zu haben, so wird die spätere Besonnenheit des Mannes ihn belehren, daß, wenn auch die neue Bahn die richtige sey, er nur wenige Schritte gethan habe. Die Sprache gibt schon in den einfachsten Theilen, in ihrer Bildung und Zusammensetzung, so vielen und so mannigfaltigen Stoff für die Beschäftigung beynahe aller Kräfte des Geistes, daß es eine Wonne ist, zu bemerken, wie der Knabe von Talenten hier erst anfängt, gleichsam sich selbst zu fühlen, und der innern Erweckung sich zu freuen. Kommt er zu den Sätzen, so mag er sich freylich anfangs nur mit Mühe bewegen, und er vermeint

unter der Bürde zu erliegen. Aber bald fängt er an, Etwas zu ahnden, und wenn er schon lange Nichts zu deutlichen Begriffen zu erheben vermag, so spornt ihn doch die bloße Ahndung; und die Gewandtheit und seltene Lehrgabe eines Mannes, wie Steinbrüchels, hebt, so bald man einiger Maßen festen Fuß gefaßt hat, zu schnellen und sichern Fortschritten. — — — Ist man nun so weit gekommen, mit Leichtigkeit von Seite der einfachen Kenntniß der Worte und der Construction auf den Inhalt, die Gedanken und Empfindungen, achten, und die Form, in welcher sie dargestellt sind, erwägen zu können, dann erwächst ergiebige und fruchtbare Nahrung der mannigfaltigsten Art für Geist und Herz. Nichts, was den Menschen als solchen interessiren kann, fehlt da; auf jedes Gebieth des Wissens wird er geleitet; über jeden Zweig muß er sich Raths erhohlen, und wenigstens allgemeine, die Bildung fördernde Kenntniß sich verschaffen. Empor gehoben aus den Beschränkungen der nächsten Zeit und des Ortes, wird er zwar keineswegs in eine phantastische, aber in eine für ihn ideale Welt versetzt, deren frühere Wirklichkeit ihm jedoch keineswegs zweifelhaft ist; denn er fühlt lebhaft, daß auch Er

unter jenen Umgebungen der Erde und des Himmels und der Menschen etwas Kräftigeres und Edleres geworden wäre. Bald sieht er, daß, so wenig er je die Sprache, eben so wenig den Inhalt in seiner vollendeten Darstellung ausstudiren werde; und so beginnt ein muthiges, ausharrendes Studium, welches das ganze Leben hindurch fortdauert, den Geist erhebt, das Gemüth erwärmt, die Gegenwart verschönert, eine bessere Zukunft einleitet, und in dem Menschen ein der ewigen Läuterung und Vervollkommnung fähiges Wesen erkennt und verehrt. Zu dieser Einsicht leitete Steinbrüchel Hottingern, und führte Hottinger sich selbst. In dem Studium der Alten fand er die vollste Befriedigung für seinen Tiefsinn und Scharfsinn, und erwarb sich zu diesen Naturgaben in einem Grade wie wenige, und wie man sie höchst selten im Verein findet, neben gründlicher Kenntniß, Zierlichkeit und Anmuth. So haben wir Hottingern in seiner Vollendung, wie er sich überall ausspricht in jedem Fache, mit dem er sich beschäftigte. Es sey mir vergönnt, hierüber etwas näher ins Einzelne einzutreten.

* *

Wir betrachten Hottingern zuerst als Bearbeiter der Alten. In den jüngern Jahren beschäftigte er sich vorzüglich mit den Römischen Schriftstellern: unter den Prosaisten besonders mit Cicero, Sallustius, Tacitus, Vellejus Paterculus; unter den Dichtern hauptsächlich mit Virgil und Horaz. In spätern Jahren verband er damit das Studium der Griechen, nahmentlich des Homer, Xenophon, Plato, Theophrast, und sah sich daneben überall in diesem Gebiethe um. In dreyfacher Beziehung müssen wir ihn schildern, als Critiker, als Erklärer und als Uebersetzer. In allen drey Beziehungen spricht sich das, was ich als das Charakteristische seiner geistigen Anlage angegeben habe, auf das entscheidendste aus. Der Critiker beschäftiget sich damit, die verdorbenen Stellen der Alten theils durch Hülfe von Handschriften und Ausgaben, theils und hauptsächlich durch sich selbst zu berichtigen. Schon das erstere verlangt, wie Hottinger wohl einsah, „außer den nöthigen philologischen und critischen Kenntnissen, genaue Bekanntschaft mit dem Geist und Charakter des Schriftstellers, gründliche Einsicht in den von ihm bearbeiteten Stoff; ein durchaus gesundes, richtiges Urtheil, und einen

feinen Geschmack." Aber vollends das zweyte „erfordert, um etwas Nahmhaftes zu leisten, noch dazu die glücklichste Mischung verschiedener Seelenkräfte, welche man selten bey einander findet, — Witz und Scharfsinn in vorzüglichem Grade, eine Schnelligkeit des Geistes, die wie ein Blitz leuchtet, und dabey eine nüchterne Klugheit, die mit kaltem Blute vergleichen und prüfen, sichten und wägen kann. Wo diese Eigenschaften fehlen, da kommt nichts Großes zu Stand; und wo eine derselben überwiegt, da kann das Resultat immer noch wichtig seyn, aber seltener wird es zum Ziele treffen."

Hottingers Verdienste, als Critikers, werden nicht in Vergessenheit gerathen. Er hat sich als Critiker und Erklärer (denn der gute Critiker muß nothwendig auch ein gründlicher Erklärer seyn, wenn schon nicht eben umgekehrt ein gründlicher Erklärer auch ein guter Critiker ist); als Critiker und Erklärer hat sich Hottinger ein bleibendes Denkmahl gesetzt, nahmentlich durch seine Ausgabe von Cicero's Büchern de Divinatione. Vertraut mit der Sprache und der Manier dieses Schriftstellers, eingenommen von den schönen und edlen Maximen des im praktischen Leben hinter seinen

Wünschen zurückbleibenden Mannes, angezogen von dem für unser Zeitalter keineswegs gleichgültigen Inhalt des Buches, in der vollen Kraft der männlichen Jahre, voll lebendigen Eifers, dem ihm so lieb gewordenen Römer seu grati animi, seu justissimae admirationis vel amoris potius aliquod monumentum zu setzen, seinen Lehrer Steinbrüchel und sich selbst zu ehren, hatte er Trieb und Fähigkeit etwas Vorzügliches zu leisten; und wohl sind über wenige Ciceronianische Bücher nicht größern Umfanges so viele entscheidende Verbesserungen von Einem und eben demselben Gelehrten. Daß der Einzelne nicht überall Alle befriedigen kann, ist natürlich, und von ihm selbst eben so bescheiden als offen anerkannt. Neque tamen hoc postulo, quod ne sperandum quidem est, ut judicium meum atque dilectum omnes approbent; neque, si quid cupide magis quam ex re atque veritate gestum a me videatur, aliorum dissensum aegre feram, aut ne quis horum librorum post me editor idem jus obtineat, quo ego in aliis mihi utendum existimavi, ulla ex parte deprecabor. Dennoch durfte er mit Recht sagen: Ego vero fateor, si quid umquam scripserim, quod vi-

ris eruditis non displiceret, ejus multo libentius jacturam me esse facturum, quam eorum, quae in libris istis emendandis, non ingeniose modo, sed etiam vere a me conjecta earum rerum judices periti existimaverint. Und in der That, wo man etwa finden wird, von seiner Meinung abweichen zu müssen, da wird man dennoch seinem Tiefsinn und Scharfsinn, wie seinem Geschmack, Gerechtigkeit widerfahren lassen. Er, der durchdrang und verglich, erspürte jeden Fehler, und voll Verehrung für seinen Schriftsteller beredete er sich mit Mühe, der Fehler rühre von dem Schriftsteller und nicht von dem Abschreiber her. Deßnahen hat er hin und wieder wohl des Schriftstellers, nicht des Abschreibers Fehler verbessert.

Zum trefflichen Uebersetzer besaß er eine gründliche und feine Kenntniß so wohl der Muttersprache, als derjenigen, aus welcher er übersetzte. Gerade in den Jahren, in denen Hottinger seine Uebersetzerlaufbahn begann, waltete in Deutschland eine große Gährung, betreffend die Manier des Uebersetzens. Er selbst erklärte sich mit Ernst und Spott in der zwar kleinen, aber gehaltvollen Schrift: Etwas über die neuesten Ueber-

setzungs-Fabriken der Griechen und Römer. So wie eine Schaar auftrat, die mit flüchtiger Feder in Deutscher Zunge ihr Vaterland mit den Meisterwerken Griechenlands und Roms zu beglücken versprachen, und jetzt leiser dann lauter darauf deuteten, man werde bald der Plagereyen mit den alten Sprachen überhoben seyn können: so fing man von einer andern Seite an, zum Theil wohl gereizt durch so eitle Anmaßungen, ganz neue, nach Hottingers Ansicht überspannte, einem gesunden und richtigen Geschmack zuwider laufende und daher in ihrer Leistung mißlingende Forderungen an einen Uebersetzer zu machen. Man sollte Griechischdeutsch und Lateinischdeutsch reden; d. h. der übersetzte Schriftsteller sollte nicht nur so sprechen, wie er es gethan haben würde, wenn er unter den gleichen Umständen, mit eben denselben Lesern, Deutsch hätte reden können, und darauf bedacht gewesen wäre, für jedes Idiom der fremden Sprache ein gleich geltendes der Deutschen zu setzen; sondern eben die Idiotismen sollten in ihrem ganzen Umfang, die Worte in einer fremden, der Deutschen Sprache unnatürlichen Stellung auf unsern Boden verpflanzt werden. Nach Hottingers Ansicht ist

„die wahre eigentliche Uebersetzung eine getreue Wiedergebung des Stoffes und der Form; d. h., sie erweckt, so gut es immer die Verschiedenheit der Sprachen gestattet, in der Seele des Lesers eben dieselben Gedanken und Empfindungen, in ihrer völligen individuellen Ausbildung, welche durch Lesung des Originals selbst veranlaßt werden." Allein die Form darf keineswegs sclavisch seyn; sondern der Grad, wie nahe sie sich an die Form der fremden Sprache anschließen soll, wird durch den Genius beyder Sprachen bestimmt. Wir haben so genannte Deutsche Uebersetzungen, die alles eher als Deutsch sind: und ich würde es keinem gebildeten Manne, dessen Erziehung ihn nicht in den Fall setzte, die Griechische Sprache zu erlernen, verargen, wenn er nach der peinigenden Durchlesung einer solchen Uebersetzung sich freute, nicht Griechisch zu verstehen, in wie fern nähmlich das Original dieser sich treu und vollendet nennenden Copie gleiche. Doch würd' ich ihn bitten, Uebersetzungen von Hottinger zu lesen, Platons Krito, was wohl ein Meisterwerk der Uebersetzungskunst ist, dessen Plato selbst sich freuen würde; die Denkwürdigkeiten des Sokrates, welche im Laufe dieses

dieses Jahres erschienen sind; Theophrast's Charakterschilderungen, durch die sich Hottinger in dreyfacher Beziehung als Uebersetzer, als Critiker, als Erklärer und Beleuchter verewiget und noch dazu sich den Ruhm eines der ersten psychologischen Schriftsteller erworben hat.

Wer mit der alten Literatur so gründlich vertraut geworden ist, wie unser Hottinger, von dem ist es natürlich, daß er sich um die neuere, nahmentlich um die vaterländische, Literatur bekümmere, und, so viel an ihm steht, auf ihre Vervollkommnung denke. Hottinger war auch hierin keineswegs gleichgültig oder unthätig. Im Jahr 1783 vereinigte sich eine kleine aber kräftige Gesellschaft von Zürich und Winterthur, die sich getraute, theils der Aufklärung im edlen Sinne das Wort zu sprechen, theils dem überhand nehmenden Unfug in mehrern Fächern, nahmentlich in der schönen Literatur, sich zu widersetzen. Sie beschloß, ein recensirendes Journal zu unternehmen, „das nicht bloß Verkünderinn neuer Schriften sey, sondern prüfe und wäge, und Maß und Gewicht vor den Augen des Publicum hinlege, damit jeder den Werth und Gehalt gewogener Werke darnach schätzen und selbst wägen lerne.“ Richtige

Grundsätze mehr allgemein bekannt zu machen, vergessene oder verkannte Wahrheiten wieder hervor zu ziehen, dem seichten Modegeschmack zu steuern, dazu glaubte sich diese Gesellschaft nicht ganz unfähig. Am meisten wollten sich die Verfasser bey solchen Schriften verweilen, welche bey hervorstechenden Vorzügen und noch mehrerm Flitterschein den Geschmack leicht irre führen könnten, oder von denen man mehr oder weniger Aufhebens gemacht, als sie verdienten. Im Jahr 1784. erschien der erste Band der Bibliothek der neuesten theologischen, philosophischen und schönen Literatur: bey der nichts zu bedauern ist, als daß sie mit dem dritten Bande geschlossen werden mußte. Hottinger und Sulzer von Winterthur setzten sich ganz besonders gegen den Taumel, in welchem Dichter und Dichterlinge, der gesunden Vernunft zum Trotz, zu rasen und zu faseln begannen. Ich mache hier auf Recensionen von Hottinger aufmerksam Bd. 1. über Stollbergs Jamben. — Bd. 2. Gedichte von J. A. Blumauer. — Bd. 3. Vermischte Gedichte von Joh. Nikolas Götz. — Bald nachher fand er in der Preisaufgabe der Churfürstlichen Deutschen Gesellschaft in Mannheim Gele=

genheit, sich umfassender über einen der wichtigsten Zweige der Deutschen Literatur zu erklären: **Ueber die Deutschen Dichter in Vergleichung mit den Griechen und Römern.** Die genaue Behandlung des Gegenstandes hatte, bey Hottingers langsamer Ausarbeitung, es ihm nur möglich gemacht, einen kleinen Theil des Ganzen zu Stande zu bringen. Dennoch sandte er diesen, im Bewußtseyn des intensiven Werthes, mit versiegeltem Nahmen und der offenen Erklärung, wenn dieser Theil die Forderungen der Gesellschaft befriedige, in gleichem Sinn und Geist das Ganze zu vollenden, an die Behörde. Nicht lange, so erfolgte dem Theile die Zuerkennung des Preises, mit der Bitte, das Ganze in beliebiger Zeitfrist zu übersenden. Wenn auch seit jenem Zeitpunct viele Nahmen, die damahls erst bekannt zu werden anfingen, oder noch gar nicht genannt wurden, berühmt geworden sind, so dürften doch mit wenigen Ausnahmen die dort geschilderten einer längern Fortdauer sich freuen, als spätere, zum Theil schon vergessene, zum Theil noch gefeyerte. Hottingern war es auffallend nur darum zu thun, diejenigen Dichter mit den alten in Vergleichung zu stellen, von denen er die Ueberzeugung hatte,

sie werden mit jenen fortleben: Klopstock, Wieland, Lessing, Geßner, Ramler, Uz, Haller, Hagedorn, Gleim, Göthe, Bürger. Das Vollendeteste in dieser Art ist wohl die erst im Jahr 1816. gedruckte, aber schon im Jahr 1792. von der gleichen Churfürstlichen Gesellschaft gekrönte Preisschrift von den Ursachen der Seltenheit classischer Prosaisten unter den Deutschen. In diesem Werke hat Hottinger sich selbst als einen classischen Prosaisten erwiesen in Absicht der Form und des Inhaltes. Diese Gediegenheit der Gedanken, verbunden mit der Kühnheit, dringende Wahrheiten zu sagen, die weder der einzelne noch die Nation gern hört; diese Gewalt der Beredsamkeit, die auch den sich Sträubenden fortreißt und mit Bewunderung und Ehrfurcht erfüllt; dieser Wohlklang und diese Ründung der Perioden und Sätze mit der schönsten Harmonie der einzelnen Theile zum Ganzen — dieses und ein nicht in Worte zu fassender Zauber, ein Θεῖον, welches überall waltet, wird, so lange noch Sinn für Großes und Edles nicht erloschen ist, die Schrift zu einem Kleinod für je die geistigsten und denkendsten Menschen machen. Ueberhaupt sey der Wahrheit die Ehre gegeben: Hottinger gehört als Prosaist in

der Deutschen Sprache wie in der Lateinischen zu den Wenigen und Seltenen. Sein Studium der Alten, unterstützt von seiner Naturgabe, ließ es ihn erringen, den Alten an die Seite gesetzt zu werden.

Noch dürfen wir seine Verdienste im Fache der Theologie nicht übergehen. Theils Zeitumstände und Verhältnisse, theils eigene Neigung, theils Stellen, die er am Gymnasium bekleidete, bewirkten, daß er sich mit mehrern Zweigen dieses weitschichtigen Faches beschäftigte. Die Erklärung des N. T. gehörte von der Zeit an, als er die Professur der Sprachen im Collegio Humanitatis erhielt, zu seinem Berufe. — Ein geschickter Erklärer der Alten wird in der Regel auch ein guter Erklärer des Testamentes seyn. Die Grundsätze des Erklärens sind ihm vertraut, und daneben weiß er, daß jedes Buch aus sich selbst, aus seiner Zeit, seinem Orte u. s. w. erklärt werden muß. Ueber dieß ist er unbefangen, will nirgends etwas finden, das nicht steht, nirgends etwas verdrängen, das vorhanden ist; scheut sich vor keinem Resultate, und respectirt die Meinung anderer, wie er verlangt,

daß auch die seinige respectirt werde. — Hottinger traf gerade in einen Zeitpunct, da eine auffallende Art des Interpretirens hervor brach. Man beredete sich und suchte auch andere zu bereden, gewisse Dinge, welche dem Zeitalter ein Stein des Anstoßes waren, und bald feiner bald plumper bespöttelt wurden, stehen gar nicht im Testamente, und werden nur durch eine unrichtige Erklärung darin gefunden. Daß man einen künstlichen Weg für diese Beredung einschlagen mußte, ist begreiflich. Hottinger, ob er gleich den Beweis aus den Wundern nicht als einen absoluten für alle und jede Zeiten und Personen voran gestellt wissen wollte, konnte dennoch nicht begreifen, wie man die Erzählung von Wundern im N. T. wegexegesiren wolle, und befürchtete, man werde bey einer guten Absicht, die man haben möge, der guten Sache des Christenthums wesentlich schaden; der schlichte Menschenverstand finde nun einmahl doch Wunder erzählt; und wenn man sie künstlich verbanne, so glaube jeder, man wolle ihm eine Nase drehen, und so sey es wohl auch mit dem Uebrigen, was man ihm zu thun und zu lassen vorschreibe, kein rechter Ernst. Besser daher, einen offenen, geraden Weg gehen! —

Und so wie er selbst diesen in freyer Exegese ging, so lehrte er auch als Professor der heiligen Philologie am Carolinum in den hermeneutischen Vorlesungen seine Schüler eben denselben gehen. Diese Vorlesungen *), ein herrliches Product in Absicht auf Entwickelung der allgemeinen und besondern Grundsätze der Interpretation, wie in Absicht auf ihre Anwendung, sollten von jedermann, von Theologen und Nichttheologen, studirt werden; sie sind das sicherste Verwahrungsmittel gegen **ängstliche** und gegen **dreiste Erklärung**, verfechten muthvoll die heiligen Rechte der Vernunft und warnen kräftig vor ihrem Mißbrauche. Dieses muthvolle Verfechten der heiligen Rechte der Vernunft und das kräftige Warnen vor ihrem Mißbrauche athmet überhaupt in seinen theologischen Aufsätzen und Reden. **). Er war ein echter Freund des Lichtes und der reinen Aufklärung, und ein ent-

---

*) Sie sind zum Theil abgedruckt in: J. J. H. Opuscula Philologica, Critica atque Hermeneutica. *Lips*. 1817. 8.

**) J. J. H. opuscula oratoria. *Turici* 1816.

schiedener Gegner der Verfinsterung und der verketzerungssüchtigen Intoleranz. Er widersetzte sich mit Ernst und Würde, wenn man über jede freye, vielleicht etwas kühne Aeußerung den Bann sprechen und die Person verdächtigen, oder wenn man Unbesonnenheiten und Thorheiten des einzelnen Menschen der Vernunft und dem Gebrauche derselben zur Last legen, und dieses köstliche Geschenk der Gottheit mit dem Brandmahl einer Dienerinn des Teufels schänden wollte. Sollte etwa hie und da noch jemand der gleiche Dämon befallen, wie er vor dreyßig und mehr Jahren in einigen Lärmköpfen brauste, so bitten wir ihn, sich oft und fleißig in den zwey Reden de praeposteris ac perniciosis nonnullorum religionem propugnandi artibus zu spiegeln. Wenn der Geist noch zu bannen ist, so kann er dieser freylich bittern aber wirksamen Cur nicht widerstehen. — Und wer in gut gemeintem Eifer, die Fackel des Lichtes überall anzuzünden, etwa vergessen sollte, ob er nicht vielleicht, statt bloß mit der Fackel zu leuchten, mit ihr blende oder brenne, der wird zwar, wenn er die Rede de caute oppugnandis opinionibus vulgi religiosis studirt hat, die Fackel weder löschen noch verstecken, aber

weise und besonnen, und berechnet auf das Auge des Sehenden, sie leuchten lassen. — — Ja, was wir vor einem Jahre gelobten, sey bey diesem Anlasse neues Gelübde, wie es aus deinem stammelnden Munde, du, der jetzt als verklärter Geist in höhern Regionen lebt! gesprochen ward: der Freyheit, welche uns Zwingli vom Pabstthum, wie Paulus vom Judenthum, verschaffte, in rein biblischem Sinn zu leben und zu sterben!!

Wir sind zwar schon, zum Theil wenigstens, in Hottingers Wirksamkeit, als öffentlichen Lehrers, eingetreten; doch erklären wir uns billig noch genauer zum Beschlusse hierüber. Schon die Person flößte Verehrung und Hochachtung ein. Der Ernst und die Würde, die sein schönes Angesicht hoben und im Gang, in jeder Bewegung des Körpers sich versinnlichten; die Anmuth und Wahrheit der Rede, welche das Gemüth ansprach und die Aufmerksamkeit fesselte; das lebendige Interesse, mit welchem die Sache des Berufes als Herzenssache betrieben wurde; der rastlose Eifer, auf den Verstand und die Empfindung des Schülers wohlthätig zu wirken; die Ermunterung und Erweckung, welche dem Fleiß und der Sittlichkeit

die Zurechtweisung und Bestrafung, welche der Nachlässigkeit und beharrlicher Unregelmäßigkeit zu Theil ward — dieses und Anderes, das man mehr empfindet, als mit Worten ausdrücken kann, machte den Lehrer geliebt, geehrt und gefürchtet, weckte in den Bessern und Fleißigen ein reges Streben nach Pflichterfüllung und Vervollkommnung, in den Gleichgültigen den Wunsch, ungeahndet davon zu kommen. Keiner aber war oder ist, der sich nicht freute, Hottingers Schüler gewesen zu seyn, der nicht, wenn er auch keine bestimmte Rechenschaft sich zu geben vermag, empfände, *hier gelernt*, an *Geist und Herz gewonnen zu haben. Denn Er lehrte, als einer, der Gewalt hat.* Und wer im traulichern Cirkel sich ihm näherte, von dem keiner, der Lust hatte und sich anständig und bescheiden benahm, ausgeschlossen wurde, oh für den öffnete sich eine neue Welt! Von jedem Besuche kehrte man reiner, eifriger, seine Bestimmung besser erkennend, mit festerm Entschlusse sie zu erreichen, unter allen Umständen Gott und der Wahrheit zu dienen, zurück. — Dank Dir, gütige Gottheit, daß du unter vielen Segnungen auch diese mir als eine der ersten und größten bescherteſt! Von

braven und frommen Aeltern geboren, verlor ich, ach! die verständige Mutter im sechzehnten Jahre meines Lebens. Aber Dank Dir, gütige Gottheit! Du ließest mich nicht verwaist. Du sandtest mir einen zweyten Vater, der für die Bedürfnisse meines Geistes und Herzens sorgte, wie der treue Erzeuger für die Bedürfnisse meines Körpers! Du sandtest mir eine Familie, in der ich als Sohn und älterer Bruder behandelt und geliebt wurde! Was ich da Alles genossen, gewonnen, zu wie vielem ich da ermuntert, von wie vielem ich da zurück gehalten worden bin, das weißt nur Du, der Alles weiß. Nimm, gütige Gottheit, das heilige Gelübde, in den Tagen, die Du mir hier noch bestimmt hast, dieser Deiner Güte immer würdiger zu werden und zu bleiben, und stärke Du, der alles vermag, die so oft meinen Geist drückende und lähmende Schwachheit des Körpers! Laß durch kraftvollere, ältere und jüngere Männer, die durch Hottinger gebildet wurden, oder sich selbst nach ihm bilden, immerfort bey uns blühen ein Reich der Wahrheit, der Freyheit, der Vernunft, der Wissenschaft, des brüderlichen Zusammenwirkens!

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Ich ende mit den Worten eines reinen Schülers und Verehrers von Hottinger, meines Freundes Ochsner: Ad Tuos jam, HOTTINGERE, manes convertimur, quem hujus vitae aerumnis feliciter superatis, contempta terrenae humilitatis gloria, ad Superos demum pervasisse laetamur. Quodsi omnibus, qui patriam ornaverint, adjuverint, auxerint, certum esse in coelo confidimus ac definitum locum, ubi beati aevo sempiterno fruantur; si, qui praestantibus ingeniis in vita humana divina studia coluerunt, reditum sibi in illam aperuere sedem et aeternam domum; si castos, puros, integros, incorruptos, bonis etiam studiis atque artibus expolitos, levi quodam ac facili lapsu ad deos, id est, ad naturam sui similem pervolare, non vani docuerunt sapientes: quis est, nisi admodum iniquus, qui Tuae hoc virtuti et industriae tributum neget? Hujus Tu quidem tanta nobis vestigia reliquisti, ut nullius cujusquam vocem flagitare videantur.

Africanus 163

Daniel Knodé.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Cicero, Marcus Tullius, / Hottinger, Johann Jakob, / Bremi, Johann Heinrich,

Von den Pflichten

Zürich 1820

A.lat.b. 630
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10244823-6